Preis 6 xr. oder 2 sgr. pr. Theil.

Neueste Cabinets-Ausgabe

von

E. L. Bulwer's

sämmtlichen Romanen.

Aus dem Englischen.

---

73 – 76ter Theil.

Leila. — Calderon.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

E. L. Bulwer's

sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen.

Fünfundzwanzigster Band.

Leila. — Calderon.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Leila

oder

die Belagerung von Granada

von

Eduard Lytton Bulwer.

Uebersetzt

von

Theodor Roth.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Der sehr ehrenwerthen

Gräfin von Blessington

widmet diese Erzählung

ein Mann,

der ein dauerhafteres Monument zu finden
gewünscht hätte, um darauf

ein Denkmal wahrer Freundschaft

zu graben.

London, 1838.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Zauberer und der Krieger.

Es war im Sommer des Jahres 1491, und die Heere Ferdinands und Isabella's schloßen die Stadt Granada ein.

Die Nacht war nicht weit vorgeschritten; der Mond schien ruhig aus Andalusiens durchsichtiger Luft auf das ungeheure, dumpf tobende Lager der spanischen Feinde herab und strömte ein nebeliges Licht auf die Schneeklippen der Sierra Nevada, die zu dem üppigen, durch keine Verheerung von Menschen gänzlich verdrängbaren Grün des reizenden Thales am Fuße einen seltsamen Gegensatz bildeten.

In den Straßen der maurischen Stadt weilten noch verschiedene Gruppen. Einige horchten, als wüßten sie nichts von der Belagerung außen, in ruhiger Sorglosigkeit auf die Saiten der maurischen Laute oder die lebendige Erzählung eines arabischen Improvisators; Andere sprachen unter so lebhaften Geberden, wie sie nur eine außerordentliche Aufregung der würdevollen,

jedem orientalischen Volke natürlichen Ruhe abgewinnen konnte. Aber die öffentlichen Plätze, auf welchen sich die verschiedenen Gruppen versammelt hatten, ließen das öde, feierliche Schweigen, das sich über die anderen Stadttheile verbreitete, nur noch auffallender hervortreten.

Um diese Stunde sah man einen Mann, die gekreuzten Arme in das wallende, bis zu den Füßen herabreichende Gewand gehüllt, mit niedergeschlagenem Blicke, einsam und scheinbar unachtsam auf etwas um ihn her durch die Straßen gehen. Diese Unachtsamkeit theilten jedoch keineswegs die hier und dort stehenden Menschenhaufen, an welchen er von Zeit zu Zeit nachdenklich vorüberwandelte.

„Gott ist groß!" sagte ein Mann; „das ist der Zauberer Almamen."

„Er hat die Mannheit Boabdils el Chico mit dem Schlüssel seines Zaubers verschlossen," versetzte ein Anderer und strich sich den Bart. „Ich könnte ihn verfluchen, wenn ich es wagte."

„Aber er soll ja versprochen haben, wenn die Menschen unterliegen, so würden die Geister für Granada streiten," bemerkte ungläubig ein Dritter.

„Allah Akbar! was ist, ist! was werden soll, wird!" sagte ein Vierter mit der feierlichen Weisheit eines Propheten.

Was aber auch die Gefühle der verschiedenen Gruppen sein mochten, war es nun Ehrfurcht oder Verwünschung, Schrecken oder Hoffnung, so wichen sie doch alle zurück, wenn Almamen vorüberkam, oder hielten mit dem Geflüster inne, das er nicht hören durfte.

Ueber den Zacatin (die den großen Bazar durchschneidende Straße) ging der sogenannte Zauberer durch eine nahe, sich aufwärts windende Straße und gelangte endlich vor die Mauer, welche den befestigten Palast Alhambra umschloß.

Die Wache am Thore grüßte und ließ ihn schweigend ein, und nach wenigen Augenblicken hatte sich seine Gestalt unter dem einsamen Baumdickicht verloren, durch dessen zahlreiche Oeffnungen das Flugwasser der arabischen Springbrunnen im Mondlicht flimmerte, während weiter oben die befestigten Höhen der Alhambra und rechts die Moscheethürme aufstiegen, deren Ursprung sich in die frühesten Zeiten phönizischer Unternehmungen verhüllt.

Almamen stand stille und überblickte den Schauplatz. „War das Paradies lieblicher?“ murmelte er, „und soll der nazarenische Sieger einen so schönen Ort betreten? Doch, was liegt daran? Glauben verdrängt Glauben — Geschlecht Geschlecht, bis die Zeit zu dem Punkte zurückkehrt, von welchem sie ausging, und die Herrschaft dem ältesten Glauben und dem ältesten Volke zurückgegeben sieht. Das Horn unserer Gewalt wird noch erhöht werden.“

Bei diesem Gedanken sank der Seher in sein Schweigen zurück und blickte lange und aufmerksam nach den Sternen, die mit jedem Schritte der vorrückenden Nacht an Zahl und Glanz zunahmen und ihre Strahlen auf die spielenden Fontainen warfen und das mannigfache, von keinem Hauch bewegte Laub in Silber hüllten. So aufmerksam war sein Blick, so tief war

er in Gedanken versunken, daß er die Annäherung eines Mauren nicht bemerkte, dessen glänzende Waffen und schneeweißer, reich mit Smaragden besetzter Turban durch das Gehölz schimmerten.

Der Ankömmling war größer als sein im Durchschnitt kleinerer und schmächtiger Volksstamm, ohne jedoch die hohe Gestalt und die großen Verhältnisse der Stärkeren unter den spanischen Kriegern zu erreichen. Aber in seinem Aeußeren und in seinem Auftreten lag Etwas, was ihm in der stolzesten Versammlung christlicher Ritter das Ansehen emporragender Herrschaft gegeben haben würde. Sein Tritt war leicht und stattlich zugleich, als ob er die Erde verachtete, und in der Haltung des kleinen, aufrechten Kopfes und des schlanken Halses sprach sich jene, nicht näher zu bezeichnende, Achtung gebietende Würde aus, die so gut zu unserer Vorstellung von dem Sprößlinge eines Heldengeschlechts und einem edeln, wenn auch gebieterischen Geiste paßt. Der Fremde näherte sich Almamen und blieb plötzlich wenige Schritte vor dem Zauberer stehen. Schweigend sah er ihn einige Augenblicke an und als er endlich sprach, geschah es in kaltem, spöttelndem Tone.

„Der Du auf die dunkeln Geheimnisse Anspruch machst," begann er, „liesest Du in den Sternen jene Geschicke von Menschen und Völkern, die der Prophet durch Feldherrngeist und Kriegerarm herbeiführt?"

„Prinz," erwiederte Almamen, als er sich umwandte und den Störer seiner Betrachtungen erkannte, „ich bedachte nur, wie viele Umwälzungen, welche die Erde

bis in's Herz erschütterten, diese Weltkörper theilnahmslos und unverändert mit angesehen haben."

„Theilnahmslos!" wiederholte der Maure, „und doch glaubst Du an ihren Einfluß auf die Erde?"

„Du thust mir Unrecht," antwortete Almamen mit leichtem Lächeln; „Du verwechselst Deinen Diener mit dem eiteln Volke der Sterndeuter."

„Ich hielt die Astrologie für einen Theil der Kunst der beiden Engel Harut und Marut." *

„Möglich, aber ich verstehe Nichts von dieser Kunst, obwohl ich um Mitternacht in dem alten Babel gewandelt bin."

„So lügt also die Fama," antwortete der Maure etwas erstaunt.

„Diese machte nie Anspruch auf Wahrheit," sagte Almamen, ruhig weiter gehend; „Allah sei mit Dir, Prinz! Ich gehe zum König."

„Bleibe! So eben komme ich von ihm her und habe ihn, wie ich hoffe, in Gedanken verlassen, würdig des Beherrschers von Granada, die ich von einem Fremden oder einem Manne, dessen Waffen nicht Speer und Schild sind, nicht störend unterbrochen haben möchte."

„Edler Muza," erwiederte Almamen, „fürchte nicht, daß meine Stimme die Begeisterung schwäche, welche

* Die Kunst der Magie, worin die in dem Texte genannten Engel Unterricht ertheilten, eine Sünde, für welche sie noch immer in das alte Babel verwiesen sein sollen. Man kann sich dort noch Raths bei ihnen erholen, obwohl man sie selten zu sehen bekommt. — Yallas' odin Yahia. — Sale's Koran.

die Deinige in die Brust Boabdils gehaucht. Ach! würde mein Rath beachtet, so solltest Du Granada's Krieger weniger von Muza und mehr von dem Könige sprechen hören. Aber das Schicksal oder Allah haben auf den Thron eines schwankenden Herrschergeschlechts einen Mann gesetzt, der, wenn auch tapfer, schwach — wenn auch weise, Träumer ist, und Du wirfst Verdacht auf die Rathgeber, wenn Du findest, daß die Natur ihren Einfluß auf die Berathenen ausgeübt. Ist dies gerecht?"

Muza blickte lange und ernst in Almamens Gesicht, legte dann die Hand sanft auf die Schulter des Zauberers und sagte:

„Fremdling, wenn Du falsches Spiel mit uns treibst, so bedenke, daß dieser Arm den Helm manches Feindes gespalten hat und den Turban eines Verräthers nicht schonen wird!"

„Und bedenke Du, stolzer Prinz," erwiederte Almamen unverzagt, „daß ich nur Allah über meine Beweggründe Rechenschaft gebe und daß ich gegen Menschen meine Handlungen vertheidigen kann!"

Mit diesen Worten wickelte der Zauberer sein langes Gewand um sich und verschwand im Gebüsche.

Zweites Kapitel.

Der König in seinem Palaste.

In einem seiner Gemächer, deren Ueppigkeit nur den Bewohnern des Südens bekannt ist (halb Zimmer, halb Grotte), saß nachdenklich zurückgelehnt ein junger Maure.

Die in Gold und Himmelblau schimmernden Plafonds aus Cedernholz trugen lange dünne Säulen vom weißesten Alabaster, zwischen welchen sich offene Bögen, leicht und anmuthig wie die Rebengänge Italiens und ausgefüllt mit jenem zarten, der arabischen Architektur allgemeinen Filigrangeflechte, hinzogen; zwischen diesen Arkaden hindurch sah man im Lichte der Alabasterlampe das Perlen von Fontainen, deren liebliches Geplätscher in erfrischenden, regelmäßigen Takten zum Ohr drang. Die ganze eine Seite des Gemaches öffnete sich nach einem breiten, ausgedehnten Balkon, der die Ufer des im Mondscheine sich dahinwindenden Darro bewegte, und in der Klarheit der sanften Nacht konnte man die wellenförmigen Hügel, die Wälder und Orangenhaine deutlich unterscheiden, welche noch jetzt die Landschaft Granada's zu einer unvergleichlichen machen.

In dem Gemache umher standen Ottomanen und Ruhebetten von dem reichsten Azur, verschwenderisch mit seltsamen Stickereien in Gold und Silber verziert, und über dem Lager, worauf der Maure ruhte, dem Balkon gerade gegenüber, hingen an einem Pfeiler der runde Schild, der leichte Wurfspieß und der gekrümmte

Säbel der maurischen Kriegertracht. So durchaus waren diese Waffen mit Edelsteinen von seltenem Werthe besetzt, daß sie allein schon hingereicht hätten, den Rang ihres Besitzers anzudeuten, wäre der Anwesende auch nicht schon durch seine prächtige Kleidung verrathen worden. Ein offenes Manuscript lag auf einem silbernen Tischchen ungelesen vor dem Mauren, der, das Haupt auf die Hand gestützt, mit träumerischem Blicke nach den Berggipfeln schaute, die sich dämmernd fern an dem wolkenlosen Horizonte unterscheiden ließen.

Niemand hätte ohne eine gewisse, mit Trauer vermischte Theilnahme auf das Antlitz des Bewohners dieses üppigen Gemaches blicken können. Es lag in demselben viel von seinem Vorgefühl des Unglückes, das wir in den Zügen unseres Karl des Ersten zu erkennen glauben.

Mit seiner Schönheit vermischte sich ein eigenthümthümliches Gepräge von ernster, gehaltener Trauer, das durch die jugendliche, seltene Anmuth seines Gesichtes noch auffallender hervortrat. Ungleich den Abzeichen des maurischen Volksstammes, waren das Haar und der gekräuselte Bart von tiefem Goldblond, in der breiten Stirne und in den großen Augen lag eine ruhige, nachdenkliche Milde, wie man sie auf den gebräunten Gesichtern der feurigen Kinder der Sonne selten findet.

So das Aeußere von Boabdil el Chico, dem letzten Maurenfürsten in Spanien.

„Diese Rollen arabischer Weisheit," sprach Boabdil zu sich selbst, „was lehren sie? Reichthum und Macht

verachten und das Herz für den wahren Thron der Herrschaft halten. Das wäre also Weisheit. Folge ich diesen Grundsätzen, bin ich dann aber weise? Ach! die ganze Welt würde mich einen Narren, einen Rasenden nennen. So geht es immer: die Weisheit der Vernunft gibt uns Lehren, welche die Weisheit des handelnden Lebens verachten heißt. Heiliger Prophet! welche Narren wären die Menschen, ginge ihre Schurkerei nicht noch über ihre Narrheit!"

Bei diesen Worten, die in dem Munde eines Fürsten, dem die Krone so lose auf dem Haupte saß etwas unphilosophisch klangen, warf sich der junge König unruhig auf seine Kissen zurück.

Nach wenigen Augenblicken des Nachdenkens, das ihn nicht zu befriedigen, ja zu beunruhigen schien, wandte Boabdil sich ungeduldig wieder um. „Meine Seele bedarf des Bades der Musik," sprach er, „diese Reisen in ein pfadloses Reich haben sie ermüdet: die Ströme des Wohllautes erfrischen den matten Pilger wieder."

Er klatschte in die Hände und aus einer der Arkaden trat plötzlich ein bisher unsichtbar gewesener Knabe hervor; nach einem leichten, kaum bemerkbaren Zeichen des Königs verschwand er wieder, und nach wenigen Augenblicken kamen, hell durch die schönen Pfeiler des perlenden Springbrunnens glänzend, die kleinen schimmernden Füße arabischer Mädchen. Wie diese mit ihren durchsichtigen Tuniken der weißen Arme lautlos durch das kühle, wollüstige Gemach daherschritten, hätten sie wohl für die Peris der morgenländischen Zauberwelt gelten können, gerufen, den Ueberdruß des jugendlichen Sa-

lomon zu verscheuchen. Mit ihnen kam eine Jungfrau von größerer Schönheit, obwohl von kleinerem Wuchse als die übrigen, die eine maurische Laute trug. Ein leichtes, mattes Lächeln strahlte auf dem schönen Gesichte Boabdils, als seine Blicke auf der anmuthigen Gestalt und dem dunkellichten Glanze ihrer orientalischen Züge ruhten. Sie allein trat bis zu dem Könige heran, küßte schüchtern seine Hand und begann, sofort wieder zu ihren Gefährtinnen sich gesellend, folgenden Gesang, nach dessen Melodie und Sylbenmaß sich die Füße der Tänzerinnen im Takt bewegten, während die Silberglöckchen des musikalischen Instrumentes, das jede derselben trug, mit dem Chor der Stimmen erklangen.

Aminens Gesang.

1.

Auf der Töne Silberwellen,
Die die Lüfte kosend schwellen,
Träget sanft dies Blatt entlang
Aus der Zauberreih' Gesang.
Und es schwimme duftend fort,
Bis es trifft den sichern Port
In des Freundes Seele.

2.

Wie des Paradieses Räume
Stehn voll glockenreicher Bäume,
Die ein Hauch vom heil'gen Thron
Klingen macht in süßem Ton,
Also siehst Du uns bewegt
Und den süßen Klang erregt;
Paradies erschaffest Du!

3.

Holder Klang, der mich erquickte,
Den ich zum Geliebten schickte,
Könnt' ich doch als Klang wie du
Fliegen seinem Herzen zu,
Daß sein Sinn von mir entzückt,
Und in seinem Herz erstickt
Ich begraben läge.

Die Musik schwieg: die Tänzerinnen blieben regungslos in ihren anmuthigen Stellungen, als wären sie zu Bildsäulen von Alabaster geworden; die junge Sängerin warf sich auf einen Pfühl zu den Füßen des Monarchen und sah zärtlich, aber schweigend in seine noch immer traurigen Augen, als man einen Mann, dessen Eintreten nicht bemerkt worden, in dem Gemache stehen sah.

Er war von mittlerer Größe, hager, muskulös und kräftig, obwohl von unansehnlichem Wuchse. Ein einfaches, schwarzes Gewand, ungefähr nach Art der armenischen Tracht, floß lang und lose über ein scharlachrothes Unterkleid, von dessen breitem Gürtel ein kleiner goldener Schlüssel herabhing, während man auf der linken Seite den mit Edelsteinen besetzten Griff eines gekrümmten Dolches erblickte. Seine Züge waren von mächtigeren, größeren Verhältnissen, als man sie an den spanischen Mauren gewöhnt war, die Stirne breit, massiv und ausnehmend hoch, die dunkeln Augen glänzten in ungewöhnlicher Größe, der kurze, schwarze, glänzende, aufwärts geringelte Bart verbarg den untern Theil des Gesichtes ganz, so daß man nur den festen, entschlossenen Ausdruck des vollen, gewölbten Mundes

sehen konnte, die Nase war groß, adlerartig und wohl gebildet: der Gesammtchararakter des Kopfes (der im Verhältniß zu der übrigen Gestalt zu groß und gigantisch schien) deutete auf außerordentliche Energie und Kraft. Auf den ersten Blick hätte man den Fremden für kaum an den Grenzen des mittleren Alters angekommen halten können, bei genauerer Prüfung verriethen jedoch die tiefen Linien der Falten auf der Stirne und um die Augen eine vorgerücktere Lebensperiode. Mit über der Brust gekreuzten Armen stand er neben dem Könige und harrte schweigend des Augenblicks, wo seine Gegenwart bemerkt werden würde.

Er wartete nicht lange. Augen und Geberden des zu den Füßen Boabdils sitzenden Mädchens lenkten die Aufmerksamkeit des Königs nach dem Orte, wo der Fremde stand; sein Auge leuchtete, als er denselben gewahrte.

„Almamen," rief Boabdil freudig, „sei mir willkommen!" Bei diesen Worten winkte er den Tänzerinnen, sich zu entfernen.

„Darf ich nicht bleiben? Herz meines Herzens, Dein Vogel ist in seinem Neste," flüsterte die Sängerin zu des Königs Füßen.

„Holde Amine," antwortete Boabdil, indem er ihr zärtlich die Locken zurückstrich und sich niederbeugte, ihre Stirne zu küssen, „Du sollst nur Zeuge meiner frohen Stunden sein, Mühen für Geschäfte passen nicht für Dich; ich werde bei Dir sein, noch ehe die Nachtigall dem Mond ihr letztes Lied gesungen hat." Amine seufzte, stand auf und verschwand mit ihren Gefährtinnen.

„Mein Freund," begann der König, als er allein mit Almamen war, „Dein Rath hat mir oft lindernde Ruhe gebracht, aber in solchen Stunden ist Ruhe ein Verbrechen. Doch, was thun? wie kämpfen? wie handeln? Ach! mit Recht fügte man Boabdils Namen in der Stunde seiner Geburt das Beiwort El Zogoybi * bei. Das Unglück drückte sein dunkles, verhängnißvolles Siegel auf meine Stirne, noch ehe meine Lippen ein Gebet gegen seine Macht stammeln konnten. Mein trotziger Vater, dessen finsterer Blick wie der Blick Asraels war, haßte mich in der Wiege; in meiner Jugend wurde mein Name gegen meinen Willen von Rebellen angerufen; eingekerkert von dem Vater, den Giftbecher oder den Dolch jede Stunde vor Augen, wurde ich nur durch die List meiner Mutter gerettet. Als Alter und Gebrechlichkeit das eiserne Scepter des Königs gebrochen, ließ man meine Ansprüche auf den Thron unbeachtet und mein Oheim El Zagal maßte sich mein Geburtsrecht an. In offenem Kriege und unter lauerndem Verrathe kämpfte ich um meine Krone, und jetzt, da ich Granada's einziger Beherrscher bin, jetzt, wo ich thörichter Weise geglaubt, mein Oheim habe durch seine Unterwerfung unter den Christenkönig und durch die Annahme eines Lehns von ihm alle Ansprüche auf die Liebe meines Volkes verloren, finde ich, daß meine unglücklichen Unterthanen gerade das Verbrechen El Zagals mir aufbürden — daß sie glauben, nur meine Läßigkeit sei Schuld, daß er unterlegen. In dem Augenblick, wo ich mich von meinem Nebenbuhler befreit sehe, werde ich

* Der Unglückliche.

von meinen Unterthanen mit Verwünschungen empfangen und darf, in diese meine Feste Alhambra zurückgetrieben, es nicht wagen, mich an die Spitze meiner Heere zu stellen oder vor mein Volk zu treten; und doch nennt man mich schwach und unentschlossen, während ich weder Kraft noch Muth entwickeln kann. Wie das Wasser von jenem Felsen fließt, dem die Kraft fehlt, es zurückzuhalten, so sehe ich den Strom der Herrschaft meinen Händen entfluthen.“

Der junge König sprach warm und bitter und ging während seiner Worte in der Aufregung seiner Gedanken mit raschen, unregelmäßigen Schritten in dem Gemache auf und nieder. Almamen sah seiner Bewegung mit starrer Ruhe in Blick und Mund zu.

„Licht der Gläubigen,“ nahm er das Wort, als Boabdil geschlossen, „die himmlischen Mächte bestimmen einen nie weder zu fortwährender Pein noch zu fortwährender Freude; Wolken und Sonnenschein gehören dem Himmel unseres Schicksales gleich wesentlich an; hast Du in Deiner Jugend gelitten, so hast Du den bittern Kelch des Schicksals ausgetrunken, Dein Mannesalter wird voll Ruhm, Dein Alter heiter sein.“

„Du sprichst, als ob die Heere Ferdinands nicht bereits um meine Mauern ständen,“ erwiederte Boabdil ungeduldig.

„Die Heere Sanheribs waren eben so mächtig,“ versetzte Almamen.

„Weiser Seher,“ entgegnete der König in halb spottendem, halb feierlichem Tone, „wir, die Moslemin in Spanien, sind nicht die blinden Fanatiker des Mor-

genlandes. Das Licht der Philosophie und Wissenschaft hat uns beschienen und wenn die Aufgeklärteren unter uns äußerlich immer noch die Formen und Fabeln der Menge verehren, so geschieht dieß aus weiser Klugheit, nicht in thörichtem Glauben. Sprich mir daher nicht von Deinen Beispielen früherer Glaubenslehren; die Boten Gottes für diese Stadt sind, jetzt wenigstens, Menschen und keine Engel, und warte ich, bis Ferdinand das Loos Sanheribs theilt, so warte ich nur, bis die Fahne des Krieges von den rothen Thürmen weht."

„Aber," sagte Almamen, „wenn mein Herr, der König, den Fanatismus des Glaubens verwirft, verwirft er auch den Fanatismus der Verfolgung? Du glaubst nicht an die Geschichten der Hebräer, aber Du lässest die Hebräer, diesen alten, blutsverwandten, arabischen Stamm, in den Staub treten, verurtheilt und gefoltert von Deinen Richtern, Deinen Räthen, Deinen Kriegern und Deinen Unterthanen."

„Die elenden Knicker, sie verdienen ihr Schicksal!" antwortete Boabdil stolz. „Das Gold ist ihr Gott und der Marktplatz ihr Vaterland; unter den Thränen und Seufzern der Nationen haben sie für Nichts Sinn als für das Steigen oder Fallen des Handels, und was Wunder, daß, während diese Diebe der ganzen Welt ihre Hände in Jedermanns Kassen haben, sie Aller Hände gegen ihre Kehlen reizen? Schlimmer als der Stamm Hanifa's, der seinen Gott nur zur Zeit der Hungersnoth aß, * würde das Geschlecht Moisa's * *

* Der Stamm Hanifa's betete einen Klumpen Taig an.
* * Moisa, Moses.

die sieben Himmel um die Kerbe * auf der Rückseite des Dattelkernes verkaufen."

„Eure Gesetze lassen ihrem Ehrgeize kein anderes Feld als die Habsucht," entgegnete Almamen; „und wie die Pflanze ihren Stengel krümmt und verdreht, um trotz aller Hindernisse ihr Haupt zur Sonne zu erheben, so verdreht und verkehrt sich das Gemüth des Menschen da, wo ihm die gesetzlichen Wege verschlossen sind, um in die Kühle der Nacht oder in den Sonnenschein der Achtung, sein natürliches Element, zu kommen. Diese Hebräer waren keine knauserigen Krämer in ihrem eigenen Lande, als sie eure Vorfahren, die Heere des alten Arabiens, niederwarfen und sich vor Hunger lieber das Fleisch von den eigenen Knochen nagten, ehe sie eine schwächere Stadt als Granada einem mächtigeren Feinde als diesen Festtagsherren Spaniens ergeben hätten. Doch lassen wir dieß. Glaubt mein Gebieter, der den Glauben an die Wirksamkeit der Engel verwirft, noch an die Weisheit sterblicher Menschen?"

„Ja!" versetzte Boabdil rasch; „denn von jener weiß ich Nichts — überdieß kann ich selbst urtheilen. Almamen, mein tapferer Vetter Muza war heute Abend bei mir. Er lag mir an, die Besorgniß vor meinem Volke, die meinen sehnsüchtigen Muth in diese Mauern fesselt, wegzuwerfen; er drang in mich, mit jenem Schilde und Säbel mich zu waffnen und an die Spitze der Edeln Granada's in der Vivarrambla zu erscheinen. Mein Herz schlägt hoch bei diesem Gedanken! und kann ich

* Ein in dem Koran gebräuchliches Sprichwort, um was möglichst Kleines und Unbedeutendes zu bezeichnen.

als König nicht leben, so will doch als König ich sterben!"

„Edel gesprochen," sagte Almamen kalt.

„Du billigst also mein Vorhaben?"

„Die Freunde des Königs können es nicht billigen, wenn der König seinen Ehrgeiz darein setzt, zu sterben."

„Ha!" rief Boabdil mit verändertrr Stimme, „so glaubst Du also, ich sei bestimmt, in diesem Kampfe zu fallen?"

„Wie diese Stunde erwählt wird, wirst Du fallen oder siegen."

„Und diese Stunde?"

„Ist noch nicht gekommen."

„Siehest Du die Stunde in den Sternen?"

„Lasse maurischen Sehern diesen tollen Aberglauben über; Dein Diener sieht in den Sternen nur mächtigere Welten als diese kleine Erde, Welten, deren Licht nicht blinken würde, wenn die Erde selbst aus dem unendlichen Raume verschwände."

„Geheimnißvoller Mensch!" sagte Boabdil; „woher dann Deine Macht? woher Deine Kenntniß der Zukunft?"

Almamen näherte sich dem Könige, der jetzt auf dem Balkone stand.

„Siehe," sprach er, und deutete auf die Fluthen des Darro, „jener Fluß ist ein Element, worin der Mensch weder leben, noch athmen kann; und in der dünnen, nicht greifbaren Luft finden unsere Füße keinen Halt, können die Heere der ganzen Erde kein Reich gründen. Und doch dienen mittelst einer geringen Kunst

Fische und Vögel, die Bewohner der Luft und des Wassers, zur Befriedigung unserer gewöhnlichsten Bedürfnisse, tragen zu unsern alltäglichen Genüssen bei: so ist es mit der wahren Kunst der Zauberei. Glaubst Du, während die kleine Oberfläche der Welt von lebenden Wesen wimmelt, in den Tiefen der Erde und in dem unendlichen Aether sei keines? Wie der Fischer seine Beute fängt und der Vogelsteller den Vogel beschleicht, so können wir durch die Kraft des menschlichen Geistes die luftigen Bewohner der Reiche und Elemente, welche unsere groben Körper nicht zu betreten, unsere groben Sinne nicht zu durchblicken im Stande sind, uns unterwerfen. Dieß ist meine Wissenschaft. Von anderen Welten weiß ich nichts; aber über die Dinge dieser Welt, seien sie Menschen, oder, wie Eure Legenden sie nennen, Gule und Geister, habe ich Manches in Erfahrung gebracht. Für die Zukunft bin ich selbst blind; aber ich kann Diejenigen anrufen und beschwören, deren Augen schärfer, deren Naturen begabter sind."

„Beweise mir Deine Macht," sagte Boabdil, weniger durch Worte, als durch die durchdringende Stimme und das gebietende Ansehen des Zauberers mit Scheu erfüllt.

„Ist nicht des Königs Wille mir Gesetz?" antwortete Almamen; „er soll befolgt werden. Morgen Nacht erwarte ich Dich."

„Wo?"

Almamen schwieg einen Augenblick und flüsterte dann dem Könige einige Worte in's Ohr; Boabdil fuhr zusammen und wurde blaß.

„Ein furchtbarer Ort!“

„Dieß ist auch die Alhambra, großer Boabdil, so lange Ferdinand vor den Mauern und Muza innerhalb derselben ist.“

„Muza! Wagst Du, Mißtrauen in meinen tapfersten Krieger zu setzen?“

„Welcher kluge König wird dem Abgotte seines Heeres trauen? Fiele Boabdil morgen zufällig durch einen Wurfspieß, wen würden Edle und Krieger auf seinen Thron setzen? Braucht es der Weisheit eines Zauberers, um Deinem Herzen die Antwort in dem Namen ‚Muza‘ zuzuflüstern?“

„Unseliger Staat! unglücklicher König!“ rief Boabdil in sehr ängstlichem Tone. „Einen Vater hatte ich nie; jetzt habe ich kein Volk; in kurzer Zeit werde ich auch kein Land mehr haben. Soll auch kein Freund mir bleiben?“

„Ein Freund! Welcher König hatte je einen solchen?“ versetzte Almamen trocken.

„Hinweg, Mensch, hinweg!“ rief Boabdil, und der heftige Geist seiner Würde und seines Geschlechtes schoß gefährliche Blitze aus seinen Augen; „Deine kalte, blutlose Weisheit friert die Adern meiner Mannheit ein! Ruhm, Vertrauen, Menschengefühl — Alles vernichten Deine Rathschläge. Verlasse mich! Ich will allein sein.“

„Wir treffen uns morgen um Mitternacht, mächtiger Boabdil,“ sagte Almamen in seinem gewöhnlichen ruhigen, leidenschaftslosen Tone. „Lange lebe der König!“

Der König wandte sich um, aber schon war sein

Mahner verschwunden. Er ging, wie er kam — geräuschlos und schnell wie ein Geist.

Drittes Kapitel.

Die Liebenden.

Als Muza von Almamen schied, wandte er seine Schritte gegen den Hügel, welcher jenseits der mit den Thürmen der Alhambra gekrönten Höhe aufsteigt, dessen Seiten und oberer Theil von der reicheren Bevölkerung Granada's bewohnt war. Er wählte die weniger betretenen, einsameren Pfade und gelangte endlich auf halber Höhe des Hügels vor eine niedere Mauer von beträchtlicher Ausdehnung, welche die Gärten eines der reicheren Bewohner der Stadt einschloß. Lange blickte er aufmerksam umher: Alles war einsam; nur wenn hie und da ein Lüftchen von den schneeigen Kuppen der Sierra Nevada durch die duftenden Blätter der Citronen und Granaten säuselte, oder der Silberlaut der Fontainen melodisch durch die Gärten tönte, wurde die Stille unterbrochen. Hoch schlug dem Mauren das Herz; im nächsten Augenblicke hatte er die Mauer überstiegen und befand sich auf einem grünen Rasenplatze, auf welchem die reichen Farben mancher schlummernden Blume glänzten und auf welche Gruppen und Alleen üppigen Laubwerkes und goldener Früchte ihre Schatten warfen.

Bald darauf stand er vor einem Hause, dessen Bau-rt einer früheren Zeit als der maurischen Dynastie

anzugehören schien. Es war aus niedrigen Kreuzgängen, die durch schwere, verwitterte Pfeiler getragen wurden, aufgeführt, welch' letztere größtentheils durch eine Fülle von Rosen und Schlinggewächsen verborgen waren; die Gitterläden oberhalb der Kreuzgänge gingen auf große vergoldete Balkone, welche der maurische Geschmack angebaut hatte. Nur hinter einem der Fenster sah man eine Lampe; das ganze übrige Haus war dunkel, als lägen, außer in jenem Zimmer, alle Bewohner desselben im Schlummer. Nach diesem Fenster schlich sich der Maure hin und nach kurzem Schweigen sang oder vielmehr flüsterte er — so leise hielt er seine Stimme — folgende einfache Strophen, die mit geringer Abänderung einem alten arabischen Dichter nachgebildet sind:

Serenade.

Erwach', o meiner Seele Licht
Und zeig Dein holdes Angesicht;
Am Himmel Deine Schwestern stehn,
O laß mich auch Dein Auge sehn,
O laß Dich von der Nacht erflehn.
Der heil'ge Vers auf meinem Schwert,
Dein Nam' in meinem Herzen,
Sie sind mir beide gleich geehrt!
Doch nein, ich fühl' es nur zu gut:
Die Nacht ist kalt, das Herz ist Gluth.
O wend' auf mich den holden Blick,
Die Nacht beneidet mir dieß Glück,
Kein Stern dem schönen Auge gleicht,
Sein Glanz bleibt ewig unerreicht.

Als er geendigt, öffnete sich das Fenster und eine weibliche Gestalt erschien auf dem Balkon.

„Ach, Leila!“ sagte der Maure, „ich sehe Dich und bin glücklich!“

„Bst!“ erwiederte Leila; „sprich leise und bleibe nicht lange: ich fürchte, man wittert unsere Zusammenkünfte, und (setzte sie mit zitternder Stimme hinzu) vielleicht sehen wir uns heute zum letzten Male.“

„Heiliger Prophet!“ rief Muza leidenschaftlich, „was höre ich? Warum dieses Geheimniß? Warum soll ich Deine Abkunft, Deinen Rang nicht erfahren, nicht wissen, wer Deine Eltern sind? Glaubst Du, schöne Leila, Granada's stolzestes Haus würde die Verbindung mit Muza Ben Abil Hagan verschmähen? Und ach! (fuhr er fort, indem er den stolzen Ton seiner Stimme zu der mildesten Zärtlichkeit herabstimmte) wenn Niemand so hoch steht, daß er mich verachten dürfte, was sollte unserer Liebe und unserer Verbindung im Wege stehen? Denn gleich theuer ist die Blume Deines lieblichen Ich meinem Herzen, möge ihr Duft und ihre Blüthe dem Gipfel des Berges oder dem Thale entsprossen sein.“

„Ach!“ antwortete Leila unter Thränen, „das Geheimniß, über welches Du klagst, ist mir selbst so dunkel wie Dir. Wie oft habe ich Dir gesagt, daß ich Nichts von meiner Geburt oder den Schicksalen meiner Kindheit wisse, daß ich nur eine dunkle Erinnerung an ein fernes, heißes Klima habe, wo in den Sandebenen die ewige Ceder sproßt und das Kameel auf kümmerlichem, in der heißen Luft welkenden Grase weidet? Auch ist es mir, als hätte ich eine Mutter gehabt,

liebevolle Augen blickten auf mich und sanfte Lieder lullten mich in Schlaf."

„Die Seele Deiner Mutter ist in die meinige übergegangen," sagte der Maure zärtlich.

Leila fuhr fort: „Hierher gebracht, wuchs ich innerhalb dieser Wände vom Kinde zur Jungfrau heran. Sklavinnen erfüllten meine leisesten Wünsche, und Diejenigen, welche Reichthum und Armuth gesehen haben — ich selbst kenne den Unterschied nicht — sagen mir, Schätze und Pracht, die einen König erfreuen könnten, seien verschwenderisch auf mich ausgeschüttet. Wie wenig aber weiß ich von Verwandten und Banden des Blutes; mein Vater, ein strenger, stiller Mann, besucht mich nur selten — oft vergehen Monate, ohne daß ich ihn zu sehen bekomme; aber ich fühle, daß er mich liebt; und ehe ich Dich kannte, Muza, waren meine liebsten Stunden diejenigen, wo ich auf die Fußtritte dieses einzigen Freundes horchen und in seinen Arm fliehen konnte."

„Kennst Du seinen Namen nicht?"

„Weder ich, noch sonst Jemand in dem Hause, außer vielleicht Ximen, der Aufseher der Sklaven, ein alter, abgelebter Mann, dessen bloßer Blick mich ängstlich und stumm macht."

„Sonderbar!" sagte der Maure nachdenklich. „Warum glaubst Du aber, daß unsere Liebe entdeckt sei und daß man sich derselben widersetzen werde?"

„Stille! Ximen kam heute zu mir. ‚Mädchen,' sagte er, ‚die Fußstapfen eines Mannes wurden in dem Garten bemerkt; wenn dieß Dein Vater erfährt, so

hast Du zum letzten Male auf Granada geblickt. Wisse," setzte er in milderem Tone hinzu, als er mich zittern sah, „eher würdest Du die Erlaubniß erhalten, Dich dem wilden Tiger zu vermählen, als selbst den stolzesten Häuptling der Moriska Dir zum Gatten zu ersehen! Hüte Dich!" Nach diesen Worten verließ er mich. O Muza! (fuhr sie, leidenschaftlich die Hände ringend, fort) mein Herz ist mir tief gesunken, und Ahnung und Schicksal stehen schwarz vor uns auf!"

„Bei dem Haupte meines Vaters, diese Hindernisse feuern meine Liebe nur an, und ich wollte zu Deinem Besitze emporklimmen, bestände auch jede Sprosse in der Leiter aus den Leibern von hundert Feinden!"

Kaum hatte der feurige, hochherzige Maure gesprochen, als von ungesehener Hand aus dem Gebüsche ein Wurfspieß an ihm vorüberschwirrte, so daß er die sausende Luft dicht an seiner Wange fühlte und der schwankende Schaft bis zur Hälfte in den Stamm eines hinter ihm stehenden Baumes eindrang.

„Fliehe, fliehe, rette Dich! O Gott, beschütze ihn!" rief Leila und verschwand in dem Zimmer.

Der Maure wartete nicht auf einen tödtlicheren Pfeil; er wandte sich, sprang, dem Instinkte seiner kühnen Natur gemäß, nicht von dem Feinde, sondern gegen denselben. Den gezogenen Säbel in der Hand, den halb unterdrückten Schrei der Wuth auf den Lippen, sprang er nach der Richtung, von wo der Pfeil gekommen war. Mit an den Hinterhalt der maurischen Kriegführung gewöhnten Augen suchte er eifrig, doch vorsichtig, in dem dunkeln, raschelnden Laube. Nichts Le-

bendem begegnete sein Blick, und endlich verließ er grimmig und zögernden Schrittes den Garten; aber in dem Augenblicke, wo er von der Mauer gesprungen war, tönte eine gehaltene, aber scharfe und schnelle Stimme aus dem Garten:

„Du bist entkommen,“ rief sie, „jedoch vielleicht nur, um einem noch kläglicheren Loose entgegenzugehen!“

Viertes Kapitel.

Vater und Tochter.

Das Zimmer, in welches sich Leila zurückgezogen, entsprach der Schilderung, die sie von dem Innern des Hauses entworfen. Die Art der Ausschmückung und Verschönerung unterschied sich bedeutend von der bei den Mauren von Granada herrschenden Sitte. Es war darin eine durchgreifendere, und. wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, egyptische Pracht zu bemerken. Die Wände waren mit orientalischen Stoffen, auf deren tiefem Purpurgrunde reiche Goldstickereien prangten, behangen, wunderliche Charaktere einer fremden Sprache waren in dem eingelegten Karnieß und dem schweren Plafond angebracht, um dessen viereckige Tragpfeiler sich Schlangen von Gold und Email wanden, deren Augen, ungeheure Smaragde, einen grünen, lebenähnlichen Schimmer verliehen; verschiedene Schriftrollen und musikalische Instrumente lagen zerstreut auf den Marmortischen umher, und eine einzige Lampe von gediegenem Silber warf ein dämmeriges, trübes Licht in das Zim=

mer. Der Eindruck des Ganzen war, obwohl prunkend, doch düster, seltsam und beengend, und paßte eher für das kalte Klima des Normannen, oder für jene dicke, höhlenartige Architektur, welche einst die Bewohner von Theben und Memphis gegen die Strahlen der afrikanischen Sonne schützte, als für den durchsichtigen Himmel und die leichten Pavillons der Orientalen Granada's.

Blaß und athemlos, mit geöffnetem Munde und gefalteten Händen, die ganze Seele in dem horchenden Ohr, stand Leila in diesem Zimmer; unmöglich hätte man sich ein vollkommeneres Ideal einer zarten und glänzenden, in dem Palaste eines feierlichen, düsteren Geistes gefangenen Peri denken können. Ihr Körper verband mit der zartesten Gestalt die Rundung weiblicher Schönheit, und die letztere hatte Etwas von der elastischen, feenartigen Anmuth, welche ein Bildhauer in seinen Träumen von einem mehr den Lüften als der Erde angehörenden Wesen zu verwirklichen sucht. Ihr üppiges Haar war zwar dunkel, aber ein purpurner, schimmernder Anhauch befreite dasselbe von seiner düsteren Schwere, die man so häufig bei den Flechten asiatischer Frauen findet; und die Hautfarbe, von Natur blaß, aber hell und licht, würde selbst in dem Norden für schön gegolten haben. Ihre Züge, mit leichter Hinneigung zur Adlerart, waren von dem vollendetsten Ebenmaße, und die vollen Lippen zeigten Zähne, welche Perlen hätten beschämen können. Der Hauptreiz dieses Gesichts lag jedoch in einem Ausdrucke von Milde und Reinheit und jenem geistigen Gefühle, welches selten

mit dieser Art von Lieblichkeit verbunden ist und der wollüstigen, träumerischen Schlaffheit der maurischen Mädchen gänzlich fremd war. Leila aber hatte eine Erziehung, die Statue eine Seele erhalten.

Nach wenigen Minuten peinlicher Ungewißheit schlich sie wieder an den Gitterladen, öffnete denselben sachte und blickte hinaus. In der Ferne entdeckte sie durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen nur für einen Augenblick die aufrechte, stattliche Gestalt des Geliebten, wie er seinen Schatten auf den vom Monde beschienenen Rasen warf und gerade jetzt, das nutzlose Nachsuchen aufgebend, seine Blicke auf dem Fenster seiner Geliebten ruhen ließ. Schnell verbarg ihn das dicht verflochtene Laubwerk ihren Augen auf's Neue; aber Leila hatte genug gesehen — sie trat in das Innere, dankbare Thränen rollten über ihre Wangen, und auf die hohen Kissen des Zimmers niederknieend, sprach sie: „Gott meiner Väter! sei gepriesen — er ist gerettet!"

„Und doch (fügte sie bei, als ein peinlicher Gedanke sie durchfuhr), wie kann ich für ihn beten? Wir knieen nicht vor demselben Gotte und man hat mich gelehrt, mich von Muza's Glauben schaudernd abzuwenden! Ach! wie wird dies enden? Unglücklich war die Stunde, als er mich zuerst in diesem Garten erblickte, noch unglücklicher diejenige, in welcher er über die Mauer sprang und der Leila sagte, es liebe sie der Held, dessen Arm der Schild, dessen Name der Segenswunsch Granada's ist. Wehe uns! wehe uns!"

Das junge Mädchen bedeckte das Gesicht mit den Händen und sank in schmerzliches Nachdenken, das nur

durch ihr Schluchzen unterbrochen wurde. Einige Zeit hatte sie sich ungestört ihrem Kummer hingegeben, als der Vorhang sanft bei Seite geschoben wurde und ein Mann von auffallender Kraft und Haltung in das Zimmer trat. Als er ihre niedergeschlagene Stellung gewahrte, blieb er stehen und betrachtete sie mit einem Blicke, worin Mitleid und Zärtlichkeit gegen angewöhnte Strenge und Ernst zu kämpfen schienen.

„Leila!" sagte der Eintretende.

Leila fuhr zusammen und ein tiefes Roth überfloß ihr Antlitz; sie wischte die Thränen aus den Augen und ging dem Besuche, mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, entgegen.

„Mein Vater, willkommen!"

Dieser setzte sich auf ein Kissen und winkte Leila neben sich.

„Diese Thränen auf Deiner Wange sind frisch," sagte er ernst; „sieh' hier das Abzeichen Deines Stammes! Unsere Töchter werden geboren, um zu weinen, und unsere Söhne, um zu seufzen; Asche liegt auf dem Haupte der Mächtigen, und die Brunnen der Schönheit strömen von Galle! O daß wir nur kämpfen könnten, daß wir wagen dürften, daß wir unsere Häupter erheben könnten und uns vereinen gegen die Fesseln der Uebelthäter! Es kann nicht sein — doch ein Mann soll eine Nation rächen!"

Das dunkle Gesicht von Leila's Vater, wohl geeignet, von mächtiger Aufregung zu zeugen, wurde fürchterlich in Zorn und Leidenschaft. Stirne und Lippe arbeiteten krampfhaft, doch dauerte der Anfall kurz,

und kaum hatte Leila über dessen Heftigkeit geschaudert, so war er auch schon wieder zur Ruhe gekommen.

„Genug von diesen Gedanken, zu deren Zeugin Du, ein Weib und Kind, nicht geschaffen bist. Leila, in Zärtlichkeit wurdest Du erzogen, mit Liebe unterrichett. Hart und lieblos mag ich Dir erschienen sein, aber die besten Tropfen meines Herzens hätte ich vergossen, um Deinen jungen Jahren auch nur einen einzigen Schmerz zu ersparen. Nein, höre mich ruhig an. Damit Du einst würdig seiest Deines Volkes, und damit Deine Stunden nicht verfließen mögen in träger, müßiger Unthätigkeit, hast Du Unterricht in Theilen des Wissens erhalten, von welchen Dein Geschlecht selten Etwas erfährt. Dein sind nicht die wollüstigen Künste der maurischen Mädchen, Dein nicht ihre unkeuschen Lieder und ihre Tänze unzüchtiger Lust; Deine zarten Glieder lehrte man keine andere Stellung als diejenige, welche die Natur für die Verehrung Gottes angewiesen, und der Wohlklang Deiner Stimme wurde nur den Gesängen Deines gesunkenen Landes angepaßt, die da trauern in dem Andenken an das erlittene Unrecht, die beseelt sind von den Namen seiner Helden, und heilig durch das feierliche Gebet. Diese Schriftrollen und die Lehren unserer Propheten haben Dir genug von unserer Weisheit und Geschichte mitgetheilt, um Deinem Geiste Schwung zu geben und Dein Herz für eine heilige Sache zu beseelen. Du hörst mich, Leila?“

Verwirrt und erstaunt, denn nie noch hatte ihr Vater in solchem Tone zu ihr gesprochen, antwortete

das Mädchen mit einem Ernste in ihren Zügen, der dem Fragenden zu gefallen schien. Mit veränderter, tiefer, feierlicher Stimme fuhr er fort:

„So fluche Deinen Verfolgern! Tochter des großen Hebräergeschlechtes, stehe auf und fluche dem maurischen Frohnvogt und Räuber!"

Mit diesen Worten stand der Beschwörende selbst auf und hob seine rechte Hand in die Höhe, während er mit der Linken die Schulter des Mädchens faßte. Diese aber fiel, nachdem sie einen Augenblick in wildem scheuem Erstaunen in sein Gesicht geblickt hatte, demüthig zu seinen Füßen, umschlang flehend seine Kniee und rief in kaum verständlichen Tönen:

„O, schone mein! schone mein!"

Der Hebräer, denn ein solcher war er, sah sie, als sie so zu seinen Füßen bebte, mit einem Blicke der Wuth und Verachtung an; seine Hand fuhr nach dem Dolche, er zog ihn halb aus der Scheide, stieß ihn mit einem Fluche zwischen den Zähnen wieder hinein, nahm ihn dann mit der Scheide und warf ihn bedächtlich neben sie auf den Boden.

„Entartetes Mädchen!" rief er mit einer Stimme, die umsonst nach Ruhe rang, „hast Du einem unglücklichen Gedanken an einen maurischen Ungläubigen in Deinem Herzen Raum gegeben, so grabe tief und rotte ihn aus, sei es auch mit dem Dolche auf Kosten des Lebens — so wirst Du meiner Hand diese entwürdigende Arbeit ersparen."

Schnell riß er sich aus ihren Armen los und ließ das unglückliche Mädchen allein und bewußtlos zurück.

Fünftes Kapitel.

Ehrbegierde durch Gesetze zum Laster verzerrt.

Als der Hebräer die breite, zu Leila's Zimmer führende Treppe hinabstieg, begegnete er einem alten, in weite Gewänder von Seide und Pelz gehüllten Mann, auf dessen verwittertem, gefurchtem Gesichte das Leben kaum noch gegen den nahen Tod zu kämpfen schien — so hager, bleich und leichenähnlich war die Gestalt.

„Ximen," sagte der Israelite, „treuer und geliebter Knecht, folge mir nach der Höhle." Er wartete nicht auf eine Antwort, sondern setzte seinen Weg raschen Schrittes durch mehrere Höfe und Alleen fort, bis er endlich in einen engen, dunkeln, dunstigen Gang gelangte, der in einen natürlichen Felsen gehauen zu sein schien. An dessen Eingang befand sich ein starkes Gatter, das auf einen Druck des Hebräers an einer Feder aufsprang, obwohl die vereinte Kraft von hundert Männern dasselbe nicht aus seinen Angeln hätte heben können. Der Hebräer ergriff eine kupferne Lampe, die in einer Nische innerhalb brannte, und harrte ungeduldig, bis der schwache Alte ihn eingeholt hatte; hierauf verschloß er das Gatter wieder und folgte ziemlich lange den Krümmungen des Weges, bis er plötzlich an einer Stelle des Felsens, die sich durch Nichts von dem übrigen Gestein zu unterscheiden schien, stehen blieb; und wirklich war die Thüre, die er jetzt

öffnete, so künstlich angebracht und verborgen, und gab so schnell seiner Hand nach, daß es im buchstäblichen Sinne wie ein Zauberwerk aussah, als der Fels gähnte und eine runde Höhle zeigte, erleuchtet von kupfernen Lampen und bedeckt mit Teppichen und Kissen von dichtem Pelz. An rauhen, dem Anschein nach von der Natur gebildeten, steinernen Pfeilern hingen verschiedene alterthümliche, verrostete Waffen; in großen Nischen lagen in eiserne Ringe gebundene Schriftrollen, und eine Menge seltsamer, wunderlicher Instrumente und Maschinen (in welchen die neuere Wissenschaft vielleicht die Anfänge zu chemischen Erfindungen entdeckt haben würde), gab dem abenteuerlichen Orte ein zauberähnliches, ominöses Ansehen.

Der Hebräer warf sich auf ein Pelzlager. „Ximen," sprach er, als der Alte eingetreten war und die Thüre geschlossen hatte, „gieße mir Wein ein — er ist ein besänftigender Rathgeber und ich bedarf desselben."

Ximen nahm aus einer der Vertiefungen der Höhle einen Krug und einen Becher, und reichte seinem Herrn einen reichlichen Trank von dem funkelnden Nektar der Vega, der ihn zu stärken und wieder aufzurichten schien.

„Alter," sagte er, den Becher mit einem tiefen Seufzer leerend, „gieße Dir auch ein — trinke, bis Deine Adern Jugend fühlen."

Ximen kam dem Geheiße nur unvollkommen nach; der Wein berührte nur eben seine Lippen und der Becher wurde bei Seite gesetzt.

„Ximen," nahm der Israelite wieder das Wort, „wie viele unseres Stammes sind durch die Habsucht

der maurischen Könige geschlachtet worden, seit Du zum letzten Male die Stadt betreten?"

„Dreitausend — die Zahl wurde vorigen Winter auf Befehl des Wessirs Jussuf voll; ihre Habe wurde zu Lanzen und Säbeln gegen die Hunde Galiläa's verwandelt."

„Dreitausend — nicht mehr! nur dreitausend? Ich wollte, die Zahl wäre dreifach so groß, denn der Zins daraus ist verfallen!"

„Mein Bruder, mein Sohn und mein Enkel sind unter der Zahl," sagte der Alte, und sein Gesicht wurde noch todtenähnlicher.

„Ihre Grabmäler sollen in Hekatomben ihrer Tyrannen bestehen. Sie sollen wenigstens, was die Sache betrifft, die Juden keine Knauser nennen."

„Aber verzeihe mir, edles Haupt eines gefallenen Volkes, glaubst Du, wir werden von jenen stolzen, halsstarrigen Nazarenern weniger ausgeplündert und mit Füßen getreten werden, als von den arabischen Ungläubigen?"

„Verflucht sind zwar Beide," erwiederte der Hebräer, „aber die Einen verheißen uns mehr als die Andern. Ich habe diesen Ferdinand und die stolze Königin gesehen; sie haben sich verbindlich gemacht, uns größere Rechte und Freiheiten zuzugestehen, als wir bisher irgendwo in Europa gehabt."

„Und sie werden nicht an unsern Handel, unsern Gewinnst, unser Gold rühren?"

„Pfui über Dich!" rief der ergrimmte Israelite, auf den Boden stampfend. „Ich wollte, alles Gold

der Erde wäre in den ewigen Abgrund gesunken! Dieser gemeine, elende, ekelhafte Krebs des Geizes ist es, der unserm ganzen Stamme an Herz, Seele, ja an dem ganzen Leibe nagt! Oft, wenn ich die königlichen Züge der Abkömmlinge Salomo's und Josua's von ärmlichen Sorgen abgemagert und gefurcht sah; wenn ich sah, wie die Gestalt des kraftvollen Mannes, wie ein kriechendes Gewürm, sich zu einem höckernden Seide- oder Salbenkrämer zusammenwand, hörte, wie die Stimme, die den Schlachtenruf ertönen lassen sollte, sich zu den knechtischen Tönen niederer Furcht oder noch niedrigerer Hoffnung herabließ, habe ich mich gefragt, ob ich wirklich von dem Blute Israels sei! und habe dem großen Jehova gedankt, daß er wenigstens mich mit dem Fluche verschont, der meine Brüder zu Wucherern und Sklaven gemacht hat!"

Ximen vermied kluger Weise eine Antwort auf eine solche Schwärmerei, die er weder theilte, noch verstand; nach kurzem Schweigen kehrte jedoch der Fluß der Rede wieder zurück.

„So bist Du, um Rache an diesen Mauren zu nehmen, entschlossen, Dich jedem möglichen Treubruche dieser Nazarener auszusetzen?"

„Ja; der Dunst des Menschenblutes ist zum Himmel aufgestiegen und hängt, zu Gewitterwolken verdichtet, über der ihrem Schicksal verfallenen Stadt. Und jetzt, Ximen, habe ich einen neuen Grund zum Hasse gegen die Mauren: die Blume, die ich aufgezogen und gehütet habe, wollte ein Räuber uns vom Herzen reißen: Leila — Du hast sie schlecht bewacht,

Ximen; und wärest Du mir nicht gerade um Deiner Bosheit und Deiner Laster willen theuer, so würde die aufgehende Sonne Deinen Rumpf in den Fluthen des Darro erblickt haben."

„Mein Gebieter," versetzte Ximen, „konntest Du, der Weiseste unseres Stammes, ein Mädchen nicht vor der Liebe hüten, wie kannst Du einem elenden, alten Manne trübe Augen und stumpfe Sinnen als Verbrechen anrechnen?"

Der Israelit gab keine Antwort, ja er schien diese entschuldigende Gegenbemerkung gar nicht zu hören. Es war, als beschäftigten ihn seine eigenen Gedanken, und in seinem Selbstgespräche flüsterte er: „Es muß so sein: das Opfer ist hart — die Gefahr ist groß; allein hier wäre sie wenigstens noch näher. Es soll geschehen. Ximen," fuhr er in lautem Tone fort, „weißt Du gewiß, daß selbst meine eigenen Landsleute mich nicht als Einen ihres Stammes kennen? Würden meine verachtete Geburt und Religion bekannt, so würde ich als ein Betrüger in Stücke zerrissen, und alle Künste der Kabala wären nicht im Stande, mich zu retten."

„Zweifle nicht, großer Gebieter: Niemand in Granada als Dein getreuer Ximen kennt Dein Geheimniß."

„Dieß sei mein Glaube und meine Hoffnung. Und jetzt an's Werk; diese Nacht muß an der Arbeit zugebracht werden."

Der Hebräer stellte einige der oben erwähnten seltsamen Instrumente vor sich und nahm aus den Vertiefungen der Felsenwand mehrere Schriftrollen. Der

Alte saß zu seinen Füßen, bereit, seinen Befehlen zu gehorchen, aber allem Anscheine nach starr und regungslos wie der Tod, dem seine bleiche Farbe, seine eingeschrumpfte Gestalt vollkommen glichen. Wirklich hatte er ganz das Ansehen wie ein in seiner Arbeit begriffener Zauberer, der irgend einen alten Mann aus dem Grabe heraufbeschworen, um seinen Zauberworten zu dienen und seine Befehle zu vollziehen.

Aus der oben mitgetheilten Unterredung konnte der Leser zu der gewissen Ueberzeugung gelangen, daß der Hebräer, in welchem er bereits den Almamen der Alhambra erkannte, nicht von dem seinem Volke gewöhnlichen Charakter war. Aus einem Geschlechte, das bis in das Dunkel seiner geheimnißvollen Nation, bis zu der Zeit ihrer Macht heraufragte, das im Besitze ungeheurer Reichthümer, gegen welche die Einkünfte gothischer Fürsten Armuth waren, verfloß die Jugend dieses merkwürdigen Mannes nicht unter Schachern und Handeln, sondern unter Reisen und Studiren.

In seiner Kindheit war Granada seine Heimath gewesen. Er hatte seinen Vater durch den vorigen König, Muley Abul Hassan, wegen keines andern Verbrechens als seines berufenen Reichthumes willen hinschlachten und seinen Leib im buchstäblichen Sinne des Wortes aufschneiden sehen, um nach den Juwelen zu suchen, die er verschlungen haben sollte. Er hatte es gesehen und, obwohl er noch ein Knabe war, Rache geschworen. Ein entfernter Verwandter brachte die Waise in ein vor der Verfolgung sicheres Land, und der Kunstgriff, womit die Juden ihren Reichthum dadurch geheim hiel-

ten, daß sie ihre Schätze in verschiedenen Städten zerstreuten, hatte Almamen die Kostbarkeiten gerettet, wonach der Tyrann Granada's vergebens getrachtet.

Er hatte den größern Theil der damals bekannten Welt besucht und mehrere Jahre an dem Hofe des Sultans, jenes eisgrauen Egypters zugebracht, der immer noch in dem Rufe dunkler Wissenschaft und magischer Künste stand. Nicht vergebens hatte er sich selbst auf diese lockenden, abenteuerlichen Forschungen gelegt und sich manche von den Geheimnissen angeeignet, welche jetzt für die Welt vielleicht auf immer verloren sind. Wir wollen damit nicht andeuten, als habe er Das erreicht, was Mährchen und Aberglauben uns als Zauberkünste überliefern möchten. Er konnte weder den Elementen befehlen, noch den Schleier der Zukunft durchschauen, weder Heere mit einem Worte auseinander jagen, noch sich durch das Aussprechen einer Zauberformel an einen andern Ort versetzen. Allein Männer, welche Jahrhunderte hindurch ihr Leben damit zugebracht, alles Mögliche zu versuchen, was die Menge in Erstaunen setzen und erschrecken kann, mußten nothwendig manche Geheimnisse lernen, welche die ganze nüchternere Weisheit der neueren Zeit vergebens zu lösen oder wieder in's Leben zu rufen sich bemühen würde. Viele solcher oft ganz mechanisch erworbener Künste (ihre Entdeckung war oft das Werk eines chemischen Zufalles) konnten Diejenigen selbst, welche solche erfanden, nicht immer erklären und von den ungewöhnlichen Erscheinungen, welche sie hervorbrachten, Rechenschaft geben, so daß die Macht ihrer Täuschungen sie selbst

täuschte und sie sich oft für die Meister der Natur hielten, während sie nur deren irrende, verwirrte Schüler waren. Zu diesen gehörte Almamen. Er wußte, daß er ein Betrüger war und doch war er selbst gewissermaßen das betrogene Spielwerk seines verirrten Wissens und der Gluth seiner hochbewegten, enthusiastischen Einbildungskraft. Keine schimmernde Eitelkeit berauschte ihn, und wenn es geschichtliche Wahrheit ist, daß die Könige des Alterthums, verblendet durch ihre eigene Macht, Augenblicke hatten, in welchen sie sich für mehr als Menschen hielten, so ist es nicht unglaublich, daß Weise, die noch über den Königen stehen, auf einen so thörichten oder vielleicht so erhabenen Wahn gerathen und sich einbilden konnten, sie machen nicht umsonst auf den unheimlichen Namen Anspruch, welchen der Glaube der Menge ihren Fähigkeiten und Gaben beilegte.

Obwohl aber der Zufall der Geburt, der Almamen von jedem Felde der Thatkraft und Ehrbegierde ausschloß, dessen kräftigen Geist zu Betrachtungen und zu den Studien geführt, hatte doch die Natur so mächtige Leidenschaften keineswegs für die ruhige, wenn auch schwärmerische Beschäftigung bestimmt, welcher er sich hingab. Unter Schriftrollen und Propheten hatte er nach That und Ruhm geschmachtet, und durch den allgemeinen Bann, der in jedem Lande und von Seiten jedes Glaubens auf der Religion, welcher er angehörte, lastete, an jedem Auswege gehemmt, bildeten seine ganz auf sich selbst beschränkten Geisteskräfte riesenhafte, aber aller Stütze entbehrende Entwürfe, die, als einer

nach dem andern zerfiel, nur das Gefühl dunkeln Menschenhasses und heißer Rachbegierde zurückließen.

Hätte seine Religion in Ansehen und Macht gestanden, so wäre er vielleicht ein Skeptiker geworden; Verfolgung und Leiden machten ihn zum Fanatiker. Doch treu jenem Hauptcharakterzuge des alten Hebräergeschlechtes, der sie in einem Messias nur einen Krieger und Fürsten erblicken ließ, der sie lehrte, alle ihre Hoffnungen und Gaben an weltlichen Sieg und Macht zu knüpfen, wollte Almamen seine Religion lieber emporbringen als ihr gehorchen. Er kümmerte sich wenig um ihre Vorschriften und dachte wenig an ihre Lehren, aber Tag und Nacht wälzte er seine Plane zu ihrer irdischen Wiederherstellung und ihrem Siege in sich um.

Zu jener Zeit waren die Mauren in Spanien weit gehässigere Verfolger der Juden als die Christen. In den spanischen Küstenstädten hatte dieses Handelsvolk commerzielle Verbindungen mit den Christen eingegangen, die für die Einzelnen wie für die Gesammtheit hinlänglichen Nutzen abwarfen, so daß die Juden nicht nur geduldet wurden, sondern ihnen selbst eine Art persönlicher Freundschaft an jedem Orte erwuchs, wo gekauft und verkauft wurde. Der düstere Fanatismus, der später den Ruhm des großen Ferdinands befleckte und die Schrecken der Inquisition einführte, war bis jetzt nur hier und da sichtbar geworden. Aber die Mauren hatten dieses unglückliche Volk mit vollendeter, schonungsloser Barbarei behandelt. In Granada, unter der Regierung von Boabdils grausamem Vater — „diesem König mit dem Tigerherzen“ — waren die

Juden buchstäblich nicht als Menschen behandelt worden, und sogar unter dem milden, beschaulichen Boabdil selbst hatte man sie ohne Gnade ausgeplündert und wenn sie in dem Verdachte standen, Schätze verborgen zu haben, ohne Bedenken niedergehauen; die Bedürfnisse des Staates blieben immer ihre erbarmungslosen Ankläger, ihr Reichthum ihr unsichtbares Verbrechen.

In den Zeiten eben dieser Barbareien war Almamen zum ersten Male seit dem Tode seines Vaters wieder nach Granada gekommen. Er sah das nicht gelinderte Elend seiner Brüder und erneuerte seinen Schwur. Da er seinen Namen verändert hatte und seine Verwandten todt waren, erkannte Niemand in dem zum Manne gereiften Almamen den unbärtigen Knaben Isaschars, des Juden. In der That hatte er es seit langer Zeit für räthlich gehalten, seinen Glauben zu verbergen und war in den Ländern Afrika's nur als der mächtige Santon oder als der weise Magier bekannt.

Dieser Ruf hob ihn in Granada bald hoch in den Rathsversammlungen des Hofes. In das enge Vertrauen Muley Hassans gezogen, hatte er sich mit Boabdil und der Königin Mutter gegen diesen Fürsten verschworen und es endlich erlebt, seinen Vater an dem königlichen Mörder rächen zu können. Nicht weniger vertraut stand er mit Boabdil; aber gestählt gegen jede Verbindung oder Zuneigung zu Jemanden, der nicht seines Glaubens war, sah er in dem Vertrauen des Königs nur die Blindheit eines Opfers.

Eine Schlange, kümmerte er sich nicht, durch welchen Schlamm der Verrätherei und des Betruges er

seine unheilbringende Wendungen zog, wenn er nur endlich zum Sprunge auf seine Beute kam. Die Natur hatte ihm Schlauheit und Kraft verliehen. Der Fluch seiner Verhältnisse hatte ihn zum Staub herabgedrückt, aber auch mit dem Staube ausgesöhnt. Kroch er wie ein Gewürm, so hatte er auch dessen giftigen Zahn.

Sechstes Kapitel.

Der Löwe im Netze.

In der folgenden Nacht, nicht lange vor Tagesanbruch, berief der König von Granada plötzlich Jussuf, den Vezier, vor sich. Der alte Mann fand Boabdil äußerst verstört und aufgeregt, aber beinahe für toll hielt er seinen Gebieter, als er von diesem den Befehl erhielt, sich der Person von Muza Ben Abil Gazan zu versichern und ihn in dem festesten Kerker des rothen Thurmes unterzubringen. Im Vertrauen auf Boabdils natürliche Milde wagte der Vezier Gegenvorstellungen, Winke über die Gefahr, gewaltsam Hand an einen so beliebten Häuptling zu legen, und wollte fragen, welche Ursache für diese Schmach angegeben werden solle.

Die Adern schwollen wie Stricke auf Boabdils Stirne, während er den Vezier anhörte; seine Antwort war kurz und bestimmt:

„Bin ich noch König, daß ich meine Unterthanen fürchten, oder Rechenschaft über meinen Willen geben soll? Du hast meine Befehle; hier ist mein Siegel und der Firman: Gehorsam oder die Bogensehne!“

Noch nie hatte Boabdil seinem gefürchteten Vater in Sprache und Benehmen so geglichen; der Vezier zitterte an allen Gliedern und entfernte sich schweigend. Boabdil sah ihm aufmerksam nach, preßte dann in großer Aufregung die Hände zusammen und rief: „O, Lippen des Todten! ihr habt mich gewarnt und euch opfere ich den Freund meiner Jugend."

Nachdem der Vezier Boabdil verlassen, nahm er einige jener ausländischen Serailsklaven mit sich, die außerhalb ihrer Mauern für keine menschliche Regung Mitgefühl haben, und verfolgte seinen Weg nach Muza's Palast in peinlicher Verwirrung und Verlegenheit. Indessen wagte er es nicht, sich dem Tumulte auszusetzen, der wohl in der ganzen Nachbarschaft entstanden sein würde, wenn er zu so ungewöhnlicher Stunde gewaltsam vorzudringen versuchte, sondern beschloß, mit seinen Begleitern in einiger Entfernung zu warten, bis dem dämmernden Morgen die Pforten aufgeschlossen und die Bewohner des Palastes sich erheben würden.

Demgemäß verbarg sich Jussuf, seine Sterne anklagend und sich fortwährend über seinen Auftrag wundernd, mit seinen schweigenden, unheilverkündenden Gefährten in einem kleinen Buschwerke in der Nähe des Palastes, bis das Tageslicht über die Stadt hereinbrach. Dann erst trat er in den Palast und wurde in eine Halle geführt, wo er den gefeierten Moslem bereits aufgestanden und im Gespräche mit einigen Zegrisoffizieren über das Verfahren bei einem auf diesen Tag festgesetzten Ausfalle fand.

Jussuf näherte sich dem Fürsten mit so augenschein-

lichem Widerstreben und Bedenken, daß die wilden, scharfsichtigen Zegris sogleich eine üble Absicht bei dem Besuche ahnten; und als Muza erstaunt der Bitte des Veziers um eine Privataudienz willfahrte, ließen die maurischen Krieger nur mit mürrischen Blicken und funkelnden Augen den geliebten Führer allein mit dem Boten des Königs.

„Bei dem Grabe des Propheten!“ sagte einer der Zegris, als sie aus der Halle traten, „der furchtsame Boabdil traut unserm Ben Alil Gazan nicht. Ich bemerkte dieß schon früher.“

„Stille,“ sagte ein Anderer, „sehen wir zu. Krümmt der König ein einziges Haar in Muza's Bart, so habe Allah Erbarmen mit seinen Sünden!“

Inzwischen zeigte der Vezier Muza schweigend den Ferman und das Siegel und bat den Fürsten dann, ohne daß er es gewagt hätte, den Ort zu nennen, wohin er ihn führen sollte, ihm alsbald zu folgen. Muza wechselte die Farbe — aber nicht aus Furcht.

„Wie!“ sagte er im Tone tiefer Bekümmerniß, „ist es möglich, daß ich den Verdacht oder das Mißfallen meines königlichen Vetters erwecken konnte? Doch gleichviel; stolz darauf, Granada ein Beispiel des Muthes gegeben zu haben, wie es sich vertheidigen soll, will ich ihm auch ein Beispiel des Gehorsams gegen seinen König geben. Gehe — ich werde Dir folgen. Doch halt, Du wirst keine Wachen nöthig haben; wir wollen durch eine geheime Pforte austreten; die Zegris möchten unruhig werden, sähen sie mich den Palast in dem Augenblicke mit Dir verlassen, wo sich das Heer in

der Vivarrambla sammelt und meine Ankunft erwartet. Hier hinaus!"

Mit diesen Worten ging Muza, der bei aller Tapferkeit jedem Impulse folgte, die orientalische Unterthanentreue gegen den König fordert, aus der Halle auf eine kleine Thüre zu, welche in den Garten führte, und begleitete den Vezier in gedankenvollem Schweigen nach der Alhambra. Als sie an dem Gehölze vorüberkamen, worin Muza zwei Nächte vorher Almamen begegnete, bemerkte der Maure bei einer kleinen Wendung des Kopfes die dunkeln, auf ihn gerichteten Augen des Magiers, der eben aus den Bäumen heraustrat. Muza glaubte in diesen Augen eine boshafte, feindselige Freude zu erblicken. Almamen aber grüßte ihn ernst und ging durch das Gebüsch weiter; der Prinz hielt es unter seiner Würde, ihm nachzublicken: er hätte in diesem Falle noch einmal dem giftigen Blicke begegnen können.

„Stolzer Heide!" murmelte Almamen vor sich hin, „Dein Vater füllte seine Schatzkammer mit dem Golde manches gefolterten Hebräers, und Du selbst, zu stolz, um ein Knauser zu sein, warst noch blutdürstig genug, den Fanatiker zu spielen. Dein Name ist ein Fluch in Israel; doch wenn Dich nach einer Tochter unsers verachteten Stammes gelüstet und vereitelte Lust Dir ein Stachel ist, so bin ich gerächt. Ja, ziehe nur hin mit Deinem stattlichen Schritte und hohen Federbusche — Du gehst den Ketten, vielleicht dem Tode entgegen."

Während Almamen in diesen Worten seiner bitteren Stimmung Luft machte, entschwand der letzte

Schimmer von Muza's weißem Gewande seinen Blicken. Er blieb einen Augenblick stehen, wendete sich dann plötzlich um und sagte halblaut: „Rache, nicht nur an einem einzelnen Mann, sondern an einem ganzen Volke! Jetzt zu dem Nazarener."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Das spanische Königszelt. — Der König und der Dominikaner. — Der Besuch und die Geißel.

Unsere Erzählung führt uns jetzt zu dem christlichen Heere und in das Zelt, worin der spanische König mit einigen seiner vertrauteren Krieger und Freunde nächtlichen Rath hält. Ferdinand war mit einer über alle Theile sich erstreckenden Pracht in's Feld gezogen, die mehr für ein Turnier als einen Kriegszug paßte, und sein Zelt schimmerte buchstäblich von Purpur und Goldstoff.

Der König saß oben an einem Tische, auf welchem Landkarten und Papiere umher lagen; weder in Miene noch Haltung schien dieser große staatskluge Fürst der glänzenden Ritterschaar unwürdig, welche ihn umgab. Seine schwarzen, reich parfümirten und gesalbten Haare fielen in langen Locken auf beide Seiten einer hohen, gebietenden Stirne herab, auf deren ruhiger, wenn auch

nicht furchenloser Oberfläche ein Physiognomiker umsonst das unerforschbare Herz der Könige zu lesen gesucht haben würde. Seine Züge waren regelmäßig und majestätisch, und sein durch einen einzigen Edelstein von seltenem Werthe und Glanze zusammengehaltener Mantel, welchem auf der Brust ein silbernes Kreuz eingewirkt war, wallte über eine kräftige, männliche Gestalt hinab, die in Folge der Gewohnheit des Befehlens jene ruhige, gesetzte Würde, jenen imponirenden Eindruck erhalten hatte, welche manche der berühmten Ritter und Helden in seiner Umgebung einem hohen Wuchse und umfassenden Leibesverhältnissen verdankten. Zu seiner Rechten saß Prinz Juan, sein Sohn, in der ersten Jugendblüthe; zu seiner Linken der berühmte Rodrigo Ponce de Leon, Marquis von Cadix; der Tafel entlang sah man in der Ordnung ihres kriegerischen Ranges den glänzenden Herzog von Medina Sidonia, gleich edel dem Ansehen wie dem Namen nach; das verwitterte, nachdenkliche Gesicht des Marquis von Villena (des Bayards Spaniens); die melancholische Stirne des Helden Alonzo de Aguilar und die Riesengestalt, die belebten Züge und funkelnden Augen des kühnen Fernando del Pugar mit dem Beinamen „der Ritter der Schlachten.“

„Ihr seht, Sennores,“ sprach der König, in einer Rede fortfahrend, auf welche seine Feldherren mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit zu hören schienen, „unsere hauptsächlichste Hoffnung, die Stadt schnell zu gewinnen, beruht mehr auf Uneinigkeit zwischen den Mauren als auf unseren geheiligten Waffen. Die Mauern

sind stark, die Bevölkerung ist noch immer zahlreich, und unter Muza Ben Abil Gazan wird, man muß es gestehen, die Taktik des feindlichen Heeres mit solcher Geschicklichkeit geleitet, daß dem Zeitpunkte unserer Eroberung noch ein sehr beträchtlicher Aufschub droht. Die ungewisse Entscheidung einer geordneten Schlacht vermeidend, ermüdet die Reiterei der Ungläubigen unser Lager durch unaufhörliche Scharmützel und in den Gebirgspässen vermögen es unsere Detaschements mit ihren leichten Pferden und verrätherischen Hinterhalten nicht aufzunehmen. Allerdings könnten wir durch die Länge der Zeit, durch gänzliche Zerstörung der Wege und durch Abschneiden aller Zufuhr aus den Seestädten die Stadt so aushungern, daß sie sich endlich ergeben müßte. Aber, meine Ritter, unsere zahlreichen Feinde sind weit verbreitet und Granada ist nicht der einzige Ort, vor welchem Spaniens Banner entfaltet werden sollte. In solcher Lage verschmäht es der Löwe nicht, des Fuchses sich zu bedienen, und glücklicher Weise haben wir jetzt in Granada einen Verbündeten, der für uns kämpft. Ich besitze genaue Kenntniß von Allem, was in der Alhambra vorgeht: der König sitzt noch immer unentschlossen und träumerisch in seinem Palaste, und ich hoffe, eine List, durch welche seine Eifersucht gegen seinen Feldherrn Muza angeregt wird, werde entweder mit dem Untergange dieses geschickten Führers oder mit offener Empörung und Bürgerkrieg enden. Verrath im Innern Granada's wird uns dessen Thore öffnen."

„Sire," entgegnete Ponce de Leon nach einer Pause,

„so lange Ihr uns berathet, zweifle ich keinen Augenblick daran, daß ich unser Banner von dem rothen Thurme wehen sehen werde, wie ich des Aufgehens der Sonne über jenen Bergen dort gewiß bin, und wenig liegt daran, ob wir durch List oder durch Gewalt siegen. Allein ich brauche Eurer Hoheit nicht zu sagen, daß wir wohl Acht haben müssen, nicht durch Erfindungen des Feindes zum Besten gehalten zu werden und uns auf Verschwörungen zu verlassen, die vielleicht nur Mährchen sind, um unsere Schwerter abzustumpfen und unsere Thätigkeit zu lähmen."

„Wacker gesprochen, kluger de Leon!" rief Fernando del Pulgar hitzig; „gegen diese Ungläubigen, welchen die List des Satans zu Hülfe kommt, liegt meines Erachtens unser bestes Verfahren in unserem bewehrten Arme. Gut sagt unser altes katholisches Sprüchwort:

„Verfluche sie fromm,
Hämmere sie krumm!"

Der König lächelte leicht über das Feuer, womit der Liebling des Heeres gesprochen, blickte sich aber wegen eines überlegteren Rathes um.

„Sire," sagte Villena, „ferne sei es von uns, nach den Gründen zu fragen, auf welche Eure Majestät Dero Hoffnung auf Uneinigkeit unter den Feinden baut; wenn wir aber unser unbedingtestes Vertrauen in eine nie zu täuschende Klugheit setzen, so ist es klar, daß wir andererseits in Beziehung auf unsere Thätigkeit nicht das Mindeste verabsäumen dürfen, sondern kämpfen müssen, während wir zur List greifen und nach einem

Siege im offenen Felde trachten sollen, während wir Allem aufbieten, den Boden zu unterminiren."

„Wohl gesprochen, Ritter," sagte Ferdinand nachdenklich. „Ihr selbst sollt morgen an der Spitze eines starken Detaschements abgehen, um die Wege zu verwüsten. Kommt nach zwei Stunden wieder zu mir, für jetzt ist der Kriegsrath aufgehoben."

Die Ritter standen auf und entfernten sich unter den gewöhnlichen ernsten und prunkenden Ceremonien der Ehrerbietung, welche Ferdinand von seinem Hofe forderte, aber auch gegen denselben beobachtete. Der junge Prinz blieb zurück.

„Mein Sohn," sprach Ferdinand, als sie allein waren, „frühe und bei Zeiten sollten die Infanten Spaniens in der Regierungskunst unterrichtet werden. Diese Edeln gehören zu den glänzendsten Juwelen der Krone, immer aber sollte nur in der Krone und für dieselbe ihr Licht funkeln. Du siehst, wie heiß, wild und kriegerisch die Vornehmen Spaniens sind: vortreffliche Eigenschaften, so lange sie sich gegen unsere Feinde entwickeln, hätten wir aber keine Feinde, Juan, so dürften uns diese Tugenden bedeutende Unruhen verursachen. Bei St. Jago! ich habe eine mächtige Monarchie gegründet; lerne, wie sie zu erhalten ist: durch Umsicht, Juan, durch Umsicht, und Umsicht ist so weit von roher Gewalt entfernt, als dieses Schwert von einem Hebebaum. Du scheinst verwirrt und erstaunt, mein Sohn, Du hast gehört, daß ich beabsichtige, Granada durch Uneinigkeit unter den Mauren in meine Gewalt zu bekommen; wenn Granada erobert ist, so erinnere Dich,

daß die Edeln selbst von Granada sind. Ave Maria! Gepriesen sei die heilige Mutter, unter deren Augen die Herzen der Könige stehen.“

Ferdinand bekreuzte sich andächtig, stand dann auf, zog einen Theil des Zeltvorhanges zurück und rief mit leiser Stimme den Namen Perez. Ein ernster Spanier, etwas über die mittleren Jahre hinaus, erschien.

„Perez,“ sprach der König, indem er sich wieder setzte, „ist die Person, die wir von Granada erwarten, schon angekommen?“

„Ja, Sire, begleitet von einem Mädchen.“

„Er hat Wort gehalten, lasse ihn herein. — Ha, heiliger Vater! Eure Besuche sind immer wie Balsam für das Herz.“

„Heil Euch, mein Sohn,“ erwiederte ein Mann in dem Gewande eines Dominikanermönches, der plötzlich und ohne Förmlichkeit an einem andern Theile des Zeltes eingetreten war und sich jetzt mit gleichgültiger Miene in einiger Entfernung von dem Könige setzte.

Todesstille herrschte einige Augenblicke und Perez verweilte noch immer in dem Zelte, als wäre er im Zweifel, ob die Gegenwart des Mönches nicht die Ausführung des königlichen Befehles aufheben oder wenigstens aufschieben dürfte. Auf dem ruhigen Gesichte Ferdinands selbst erschien ein leichter Schatten von verlegener Unschlüssigkeit, als der Mönch das Wort nahm:

„Meine Gegenwart, mein Sohn, wird hoffentlich Eure Unterredung mit dem Ungläubigen nicht stören, da Ihr doch einmal der Ansicht seid, die Politik erfordere ein Gespräch mit den Männern Belials.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht," versetzte der König rasch und murmelte dann vor sich hin: „Wie wunderbar dieser heilige Mann in alle unsere Bewegungen und Entwürfe dringt." Laut setzte er hinzu: „Lasse den Boten eintreten."

Perez verschwand mit einer Verbeugung.

Während dieser Zeit saß der junge Prinz in lautlosem Schweigen auf seinem Stuhle, und auf seinem zarten Gesichte lag ein Ausdruck von Ueberdruß, der kein gutes Vorzeichen für seine Fähigkeit zu dem strengen Geschäfte war, für welches die Lehren seines weisen Vaters seinen Geist heranzubilden sich bemühten.

Allerdings neigte sich sein Alter wie seine Seele noch ganz dem Vergnügen hin; der Lärm des Lagers war für ihn nur eine Feiertagsausstellung, der Marsch eines Heeres ein erheiterndes Schaugepränge, der Hof war ein Bankett, der Thron der beste Sitz an der Tafel. Das Leben des präsumtiven Nachfolgers verhält sich zu dem Leben des regierenden Königs wie der Zauber der Hoffnung zum satten Ueberdruß.

Die kleinen grauen Augen des Mönches liefen mit einem scharfen durchdringenden Blicke über seine beiden königlichen Gesellschafter hin und ließen sich dann anscheinend demüthig auf die reichen Teppiche nieder, welche den Boden bedeckten; von da erhob er den Blick nicht wieder, bis Perez abermals erschien und den Israeliten Almamen in das Zelt führte, begleitet von einer weiblichen Gestalt, deren langer, bis auf die Füße hinabreichender Schleier weder das schöne Ebenmaß ihrer

Verhältnisse, noch ihre zitternden Bewegungen verhüllen konnte.

„Als ich, großer König, das letzte Mal vor Dich gelassen wurde,“ begann Almamen, „stelltest Du die Aufrichtigkeit und die Treue Deines Dieners in Zweifel; Du fordertest ein Pfand für die letztere, Du verlangtest eine Geißel und verweigertest, bis eine solche gestellt war, jede weitere Unterredung. Siehe, ich vertraue Deiner königlichen Obhut dieses Mädchen, das einzige Kind meines Hauses, als Pfand für meine Treue; ich vertraue Dir ein Leben, das mir theurer ist als mein eigenes.“

„Du hast uns Wort gehalten, Fremdling,“ sagte der König mit jener sanften, melodischen Stimme, die seine tiefe List und seinen unbeugsamen Willen so wohl verbarg, „und das Mädchen, das Du unserer Obhut anvertrauest, soll ihren Platz unter den Damen meiner königlichen Gemahlin finden.“

„Sire,“ erwiederte Almamen mit rührendem Ernst, „Du hast jetzt Gewalt über Leben und Tod von all' dem, wofür, ausgenommen mein Volk und meine Religion, mein Herz ein Gebet aussprechen oder eine Hoffnung nähren kann. Ohne Bedenken, ohne Furcht übergebe ich Dir dieses heilige Pfand. Dir überliefere ich eine Geißel, von Dir habe ich nur ein Versprechen.“

„Aber es ist das Versprechen eines Königs, eines Christen und Ritters,“ sagte Ferdinand mit eher milder als anmaßender Würde. „Welches Pfand könnte unter Fürsten heiliger sein? Lassen wir dieß; wie stehen die Angelegenheiten in der aufrührerischen Stadt?“

„Darf dieses Mädchen sich entfernen, ehe ich meinem Herrn, dem Könige, antworte?" erwiederte Almamen.

Der junge Prinz sprang auf. „Soll ich dieses neue Pfand zu meiner Mutter führen?" fragte er Ferdinand mit leiser Stimme.

Der König lächelte halb. „Der heilige Vater wäre ein besserer Führer," antwortete er in gleichem Tone. Aber obwohl der Dominikaner es gehört, blieb er dennoch in seiner regungslosen Stellung, und Ferdinand wandte sich nach einem kurzen Blicke auf den Mönch von diesem wieder ab. „Sei es so, Juan," sagte er mit einem Vorsicht empfehlenden Blicke auf den Prinzen; „Perez soll Dich zu der Königin begleiten; kehre zurück, sobald Dein Auftrag vollzogen ist, wir bedürfen Deiner Gegenwart."

Während dieses Gespräches zwischen Vater und Sohn flüsterte der Hebräer in seiner heiligen Sprache Worte des Trostes und der Beruhigung in das Ohr des Mädchens, die jedoch die gewünschte Wirkung nur unvollkommen zu erfüllen schienen, denn plötzlich warf sich jene an seine Brust, schlang ihre Arme um den Hebräer, dessen Inneres eine bedeutende Aufregung erlitt und rief leidenschaftlich in derselben Sprache:

„O, mein Vater, was habe ich gethan? Warum mich von Dir trennen? Warum Dein Kind dem Fremden anvertrauen? Schone mein, schone mein!"

„Kind meines Herzens," erwiederte der Hebräer in ernstem, aber liebevollem Tone, „wie Abraham seinen Sohn zum Opfer brachte, so muß ich Dich auf den Altären unseres Glaubens opfern; aber, o, Leila, wie der

Engel des Herrn das Opfer von sich wies, so soll Deine Jugend verschont und Deine Jahre aufbehalten werden für die Herrlichkeit noch ungeborener Geschlechter. König von Spanien!" fuhr er schnell und lebhaft in spanischer Sprache fort, „Du bist Vater, vergib meine Schwäche und beschleunige unsern Abschied."

Juan näherte sich und wollte mit ehrerbietiger Verbeugung die Hand des Mädchens fassen.

„Du?" rief der Israelite mit finsterem Stirnerunzeln. „O, König, der Prinz ist jung."

„Die Ehre kennet keinen Unterschied des Alters," antwortete der König. „He da, Perez, begleite dieses Mädchen und den Prinzen nach dem Zelt der Königin."

Das vorgerücktere Alter und das ernste Aussehen des Begleiters schienen den Hebräer wieder zu beruhigen. Er preßte Leila in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirne, ohne den Schleier zu lüften, dann gab er sie Perez beinahe in die Arme, wendete sich nach dem entgegengesetzten Ende des Zeltes und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Der König schien gerührt, der Dominikaner aber sah dem ganzen Auftritt mit saurer Miene zu.

Leila blieb noch einen Augenblick stehen und sagte dann, als gewänne sie ihre Selbstbeherrschung wieder, laut und deutlich:

„Die Menschen verlassen mich, aber ich will nicht vergessen, daß Gott über Allen ist." Die Hand des Spaniers von sich weisend, fuhr sie fort: „Gehe voran, ich folge Dir," und verließ das Zelt mit festem, ja majestätischem Schritte.

„Und nun," sagte der König, als er allein mit dem Dominikaner und Almamen war, „wie steht es mit unsern Hoffnungen?"

„Boabdil," versetzte der Israelite, „ist gegen sein Heer wie gegen dessen Führer Muza aufgebracht, der König will die Alhambra nicht verlassen, und diesen Morgen, ehe ich aus der Stadt ging, befand sich Muza selbst in dem Gefängnisse des Palastes."

„Wie!" rief der König und sprang von seinem Sitze auf.

„Mein Werk!" fuhr der Hebräer kalt fort. „Diese Hände sind es, welche für Ferdinand von Spanien die Schlüssel zur Eröffnung Granada's fertigen."

„Und königlich soll Deine Belohnung sein," erwiederte Spaniens Monarch, „einstweilen empfange diesen ersten Beweis unserer Huld."

Damit nahm er eine massiv goldene Kette von seiner Brust, deren Ringe künstlich mit Edelsteinen besetzt waren und reichte sie dem Israeliten hin.

Almamen rührte sich nicht. Eine dunkle Röthe auf seinem Gesichte sprach die Gefühle aus, die er mit Mühe unterdrückte.

„Ich verkaufe meine Feinde nicht um Gold, großer König," sprach er mit ernstem Lächeln, „ich verkaufe sie, um das Lösegeld für meine Freunde zu erhalten."

„Uebermüthiger!" entgegnete Ferdinand beleidigt. „So sprich, Mensch, sprich!"

„Wenn ich vor Ablauf zweier Wochen Granada in Deine Gewalt gebe, was soll dann meine Belohnung [se]in?"

„Du sprachst, als wir das letzte Mal beisammen waren, von Freiheiten für die Juden?“

Der ruhige Dominikaner blickte bei diesen Worten des Königs empor, bekreuzte sich und nahm seine demüthige Stellung wieder ein.

„Ich verlange für das Volk Israels,“ erwiederte Almamen, „freie Befugniß, in der Stadt Handel zu treiben und zu wohnen; fordere, daß dasselbe seinem Beruf nachgehen darf und nur denselben Gesetzen und Abgaben wie die christliche Bevölkerung unterworfen sein soll.“

„Denselben Gesetzen und Abgaben! Hm! Dieses Zugeständniß unterliegt Schwierigkeiten. Wenn wir es abschlügen?“

„So ist unsere Unterhandlung zu Ende. Gib mir das Mädchen zurück. Du bedarfst der verlangten Geißel ferner nicht mehr; ich kehre in die Stadt zurück und dieß war unsere letzte Zusammenkunft.“

So politisch und kaltblütig das Temperament des großen Ferdinands war, hatte er doch die gebieterische, stolze Art eines sieggekrönten, von einer langen Reihe von Königen abstammenden Fürsten; höchst unwillig über den diktatorischen stolzen Ton des Fremden biß er sich in die Lippen.

„Du sprichst in ungezierter Rede, mein Freund,“ sagte er; „ich kann in demselben Tone antworten. Du bist in meiner Gewalt und kannst nur mit meiner Erlaubniß zurückkehren.“

„Ich habe Dein königliches Wort für freien und sicheren Ein- und Ausgang,“ antwortete Almamen.

„Brich dasselbe und Granada bleibt den Mauren, bis der Darro roth von dem Blute seiner Helden fließt und seine Bewohner die Thäler decken wie das Laub im Herbste."

„Gehörst Du denn selbst dem jüdischen Glauben an?" fragte der König. „Wenn nicht, warum ist Dir der Auswurf der Menschheit so theuer?"

„Meine Väter waren dieses Glaubens, königlicher Ferdinand, und wenn auch ihren Glauben, so verlasse ich doch nicht ihre Sache. O König! werden meine Bedingungen verworfen oder angenommen?"

„Ich nehme sie an, vorausgesetzt, Du bewirkest erstens entweder die Verbannung oder den Tod Muza's und bringest zweitens binnen zwei Wochen, begleitet von den ersten Räthen Granada's, die unterschriebene Capitulation und die Schlüssel der Stadt. Thue dieß und ich biete, obwohl der einzige König in der Christenheit, der so Etwas wagt, den Israeliten in ganz Andalusien die gewöhnlichen Gesetze und Rechte spanischer Bürger, Dir aber eine Würde, welche Deinem Ehrgeize genügen wird."

Der Hebräer verbeugte sich ehrfurchtsvoll und zog ein Papier aus dem Busen, das er auf den Tisch vor den König legte.

„Diese Schrift, mächtiger Ferdinand, enthält die Artikel unseres Vertrages."

„Wie, Mensch! willst Du uns der Gefahr aussetzen, daß die ganze Welt erfahre, daß wir unsere Unterschrift unter einen Vertrag mit Deines Gleichen gesetzt? Das Wort des Königs ist des Königs Verbindlichkeit!"

Der Hebräer nahm die Rolle mit unerschütterlicher Ruhe wieder. „Mein Kind!“ sagte er. „Wollen Eure Majestät mein Kind zurückrufen? Wir wollen scheiden.“

„Ein hartnäckiger Bettler, bei der heiligen Jungfrau!“ murmelte der König und sagte dann laut: „Gib mir das Papier, ich will dessen Inhalt prüfen.“

Die Worte eilig mit dem Auge überfliegend, schwieg Ferdinand einen Augenblick, zog dann das Schreibzeug zu sich, unterzeichnete die Rolle und gab dieselbe Almamen zurück.

Der Israelite küßte sie dreimal mit orientalischer Ehrfurcht und steckte sie wieder in seine Brust.

Ferdinand blickte ihn fest und forschend an. Er las tief in den Charakteren der Menschen; die seines Gastes aber spotteten sein und verwirrten ihn.

„Und wie, Fremdling,“ sagte er ernst, „wie kann ich einem Mann trauen, der kein Vertrauen in einen König setzt und den andern verkauft?“

„O König!“ erwiederte Almamen (von Jugend auf gewöhnt, mit Inhabern noch absoluterer Throne zu verkehren und sie zu beherrschen), „o König! wenn Du glaubst, es leiten mich bei diesem unserem Vertrage persönliche selbstsüchtige Interessen, so darfst Du von dem Dienste, den ich Dir leiste, nur mein eigenes Interesse abhängig machen und die Kenntniß des menschlichen Herzens wird Dir sagen, daß Du einen bereitwilligen und ergebenen Sklaven in mir gewonnen hast. Glaubst Du aber, ich habe minder niedrige Gesinnungen an den Tag gelegt und höhere Eigenschaften entwickelt, als wer bloß nach schmutzigem Gewinn trachtet, solltest

Du Dich nicht freuen, daß Dir der Zufall einen Mann in den Weg geworfen, dessen Geist und Talente zu Deinem Werkzeuge gemacht werden können? Wenn ich einen Andern verrathe, so ist dieser Andere mein Todfeind. Verräthst nicht auch Du, der Beherrscher ganzer Heere, Deinen Feind? Der Maure ist ein grimmigerer Feind von mir als von Dir. Bin ich, weil ich einen Feind verrathe, unwürdig, einem Freunde zu dienen? Wenn ich, ein einzelner Mensch und dem Mauren ein Fremder, dennoch über die Geheimnisse des Palastes gebieten und die Beschlüsse der bewaffneten Macht vereiteln kann, habe ich dadurch nicht bewiesen, daß ich ein Mann bin, den ein weiser König zu einem nützlichen Diener machen kann?"

„Du bist ein schlauer Logiker, mein Freund!" sagte Ferdinand mit freundlichem Lächeln. „Friede sei mit Dir! Unsere Unterredung ist für heute beendigt. He da, Perez!"

Der Gerufene erschien.

„Du hast das Mädchen bei der Königin gelassen?"

„Sire, Euer Befehl wurde vollzogen."

„Bringe diesen Fremden zu der Wache, welche ihn durch das Lager führte. Er verläßt uns unter demselben Schutze. Lebe wohl! Doch halt, weißt Du gewiß, daß Muza Ben Abil Gazan sich in den Gefängnissen des Mauren befindet?"

„Ja."

„Gesegnet sei die heilige Jungfrau!"

„Du hast unsere Unterredung gehört, Vater Thomas?" fragte der König begierig, als sich der Hebräer entfernt hatte.

„Ja, mein Sohn."

„Durchlief nicht ein Fieberschauer Deine Adern?"

„Nur als mein Sohn das Papier unterzeichnete, da glaubte ich den Pferdefuß des Versuchers zu sehen."

„Stille, Vater! der Versucher wäre so klug gewesen und hätte sich nicht auf eine Treue verlassen, die weder Tinte noch Pergament rechtsgültig machen könnte, wenn die Kirche den Vertrag aufhebt. Du verstehst mich, Vater?"

„Ich verstehe, ich kenne Euer frommes Herz und Euren einsichtsvollen Geist."

„Du hattest Recht," nahm der König nachdenklich wieder das Wort, „als Du sagtest, diesen jüdischen Lumpenhunden schwelle der Kamm zu hoch. Gleichheit vor dem Gesetze wollen sie, die unverschämten Gotteslästerer!"

„Sohn," sagte der Dominikaner in feierlicher Beschwörung, „Gott, der Eure Waffen und Beschlüsse gesegnet, wird Rechenschaft über die Euch anvertraute Macht fordern. Soll kein Unterschied sein zwischen seinen Freunden und seinen Feinden, seinen Jüngern und Denen, die ihn gekreuzigt?"

„Priester," entgegnete der König, indem er seine Hand auf die Schulter des Mönches legte, mit einem finsteren Lächeln auf seinem Gesichte, „schwiege die Religion in dieser Sache, so wäre die Stimme der Politik laut genug, um sich hörbar zu machen. Die Juden verlangen gleiche Rechte; wenn Menschen Gleichheit mit ihren Beherrschern verlangen, so ist Verrath im Werke, und die Gerechtigkeit schärft ihr Schwert. Gleichheit

diese reichen Wucherer! Heilige Jungfrau! bald würden sie in unserm Königreiche schachern!"

Der Dominikaner sah den König fest an. „Sohn, ich vertraue Dir," sagte er mit leiser Stimme und schlüpfte aus dem Zelte.

Zweites Kapitel.

Der Hinterhalt, das Gefecht und die Gefangenschaft.

Langsam brach der dämmernde Tag über das weite Thal von Granada herein, als Almamen seinen einsamen Pfad auf Umwegen nach der Stadt zurück wandelte. Er befand sich jetzt in einer dunkeln, vielfach gekrümmten Schlucht, aus deren Gebüsch hier und dort einzelne Bäume dichter und bewegungslos in die stille Morgenluft emporragten. Als beim Hervortreten aus diesem dicken Gebüsche, wenn ich es so nennen darf, ihm Granada's Thürme entgegenschimmerten, guckte ein Menschengesicht aus dem Dunkel und Almamen fuhr zusammen, denn zwei schwarze Augen blickten fest in die seinigen.

Er blieb plötzlich stehen und legte die Hand an den Dolch, als ein unterdrückter, gellender Pfiff des Menschen vor ihm von allen Seiten her beantwortet wurde, und ehe der Israelit Athem holen konnte, war er von einem Haufen Mauren in der Tracht von Landleuten umringt.

„Nun, meine Herren," sagte Almamen ruhig, als er die wilden, ihn anstierenden Gesichter gewahrte,

„glaubt Ihr, es sei Etwas zu befürchten von dem einsamen Santon?“

„Es ist der Zauberer,“ flüsterte Einer seinem Nachbar zu, „laßt ihn gehen.“

„Nein,“ war die Antwort, „bringt ihn vor den Herrn; wir haben Befehl, Jeden festzunehmen, auf den wir stoßen.“

Diese Ansicht drang durch, und zähneknirschend vor innerer Wuth mußte Almamen den Bauern durch den dicksten Theil des Gehölzes folgen. Endlich hielt der Zug auf einem halbrunden, üppigen Rasenplatz an, wo mehrere Stücke Vieh ruhig graseten und eine noch größere Zahl von Landleuten auf dem Boden umherlag.

„Wen bringt Ihr da?“ fragte eine Stimme, welche das Blut aus Almamens Wange zurückscheuchte, und ein Maure von herrischem Ansehen erhob sich aus der Mitte seiner Brüder. „Bei dem Barte des Propheten, es ist der falsche Santon! Was machst Du außerhalb Granada's um diese Stunde?“

„Edler Muza,“ erwiederte Almamen, der, obwohl allerdings betroffen darüber, daß Derjenige, welchen er für sein Opfer gehalten, so unerklärlicher Weise sein Richter geworden, wenigstens den Schein von Ruhe beibehielt, „nur meinem Herrn, dem Könige, habe ich hierüber Rede zu stehen; auf seinen Befehl bin ich hier.“

„Du weißt,“ sprach Muza mit finsterer Stirne, „daß Dein Leben ohne Widerrede verwirkt ist! Jeder Bewohner Granada's, der zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang außerhalb der Mauern betreten wird, stirbt den Tod des Verräthers und Ueberläufers.“

„Die Diener der Alhambra ausgenommen," antwortete der Israelit, ohne die Miene zu verändern.

„Ha!" murmelte Muza, als ihn plötzlich ein schmerzlicher Gedanke zu durchfahren schien, „ist es möglich, daß das in der Stadt gehende Gerücht begründet wäre und Granada's Beherrscher mit dem Feinde in Unterhandlung stände?" Er schwieg einen Augenblick nachdenklich, winkte sofort den Mauren, sich zu entfernen, und sagte dann laut: „Almamen, antworte mir der Wahrheit gemäß: bist Du mit irgend einer Botschaft von dem Könige nach dem christlichen Lager gegangen?"

„Nein."

„Bist Du im Auftrage des Königs außerhalb der Mauern?"

„Ist dieß der Fall, so wäre ich ein Verräther an dem Könige, wenn ich sein Geheimniß enthüllte."

„Du gibst mir starken Anlaß zum Verdacht, Santon," sagte Muza nach einer Pause; „ich weiß, Du bist mein Feind, und ich glaube, Deine Einflüsterungen haben des Königs Ohr gegen mich, sein Volk und seine Pflicht vergiftet. Doch gleichviel; für jetzt ist Dir Dein Leben geschenkt; Du bleibst bei uns, und mit uns wirst Du zu dem Könige zurückkehren."

„Aber, edler Muza — —"

„Ich habe es ausgesprochen! Bewachet den Santon, setzt ihn auf eines unserer Thiere; er muß mit uns in unserem Hinterhalte bleiben."

Während Almamen sich vergebens wegen seiner Festnehmung ereiferte, war in dem christlichen Lager Alles noch still. Als endlich die Sonne über die Berge auf=

zusteigen begann, verrieth zuerst ein Gemurmel und dann ein Getöse kriegerische Vorbereitungen. Verschiedene Reiterhaufen unter tapferen, erfahrenen Führern formirten sich zu mehreren Zügen und gingen nach verschiedenen Richtungen ab, theils zum Behufe einer Fouragirung, theils in der Hoffnung auf ein Scharmützel mit den herumschwärmenden feindlichen Parteien. Den am besten ausgerüsteten Zug führte der Marquis von Villena und dessen tapferer Bruder, Don Alonzo de Pacheco. Mit diesem Trupp ritten viele von dem edelsten Blute Spaniens, denn in diesem ritterlichen Heere wetteiferten die Offiziere mit einander, wer die gemeinen Soldaten durch Thaten persönlichen Muthes am meisten verdunkeln könne, und der Name Villena sammelte die tapfern, feurigen Gemüther, welche sich über die allgemeine Unthätigkeit in Ferdinands politischem Feldzuge grämten.

Die jetzt hoch am Himmel stehende Sonne schimmerte in den glänzenden Waffen und prachtvollen Wappenschildern von Villena's Zug, als derselbe, das Lager hinter sich lassend, in einen üppigen, mit Wald bewachsenen Bezirk einbeugte, der die Bergwand der Vega umgibt; der herrliche Tag, die Schönheit der Landschaft, die Hoffnung und Aufregung des Unternehmens beseelten den ganzen Trupp. Die strenge Disciplin wurde bei derartigen Expeditionen oft etwas nachgelassen, in der Gewißheit, daß sie im Nothfalle sogleich wieder gehandhabt werden könne. Fröhliches, lautes Gespräch, untermengt bisweilen mit kurzen Liedern, hörte man unter den Soldaten, und selbst bei der edleren um Vil=

lena versammelten Gruppe bemerkte man weniger von dem sprüchwörtlichen Ernste der Spanier.

„Nun, Marquis," sagte Don Estevan de Suzon, „was soll die Wette gelten, wessen Lanze eine maurische Schönheit heute um die größte Zahl ihrer Anbeter bringt?"

„Mein Schwert gegen Euren Zelter," sagte Don Alonzo de Pacheco, die Ausforderung annehmend.

„Gut. Doch da wir eben von Schönheiten sprechen, waret Ihr am vergangenen Abend in dem Zelte der Königin, edler Marquis? Dasselbe ist um ein neues Mädchen reicher geworden, dessen wunderbare, plötzliche Erscheinung Niemand zu erklären weiß. Ihre Augen würden den verhängnißvollen Glanz der Cava verdunkelt haben, und wäre ich Rodrigo gewesen, so hätte ich um ihr Lächeln eine Krone hingegeben."

„Ja," sagte Villena, „ich hörte von ihrer Schönheit: eine Geißel von einem der maurischen Verräther, mit welchen der König (die Heiligen mögen ihn segnen!) um die Stadt feilscht. Man sagte mir, der Prinz sei wegen der Aufmerksamkeiten, die er dem Mädchen erwiesen, von der Königin hart getadelt worden."

„Und diesen Morgen sah ich den furchtbaren Vater Thomas sich in des Prinzen Zelt schleichen. Wohl bekomme Don Juan die Lection. Die Warnung des Mönches gleicht der Algarroba;* getrocknet mag sie recht gesund sein, frisch gekostet aber ist sie gewaltig hart und bitter."

* Die Algarroba ist eine in Spanien häufig vorkommende Hülsenfrucht.

In diesem Augenblicke ritt einer von den Subalternoffizieren zu dem Marquis und flüsterte ihm Etwas in's Ohr.

„Ha!" rief Villena, „gepriesen sei die Jungfrau! Meine Ritter, die Beute ist zur Hand. Stille! schließet die Reihen."

Damit ritt er auf eine kleine Anhöhe, beschattete die Augen mit der Hand und überblickte die vor ihm liegende Ebene; in einiger Entfernung gewahrte er einen Haufen maurischer Bauern, die einige Stücke Vieh in ein dichtes Gehölz trieben. Schnell war der Befehl gegeben, die Truppe stürzte vorwärts, jede Stimme war verstummt und nur das Rasseln der Panzer und das Stampfen der Hufe brach die liebliche Stille der im Mittagslichte ruhenden Landschaft. Ehe sie das Gehölz erreicht, waren die Bauern in demselben verschwunden. Der Marquis stellte seine Leute in einem Halbkreise um die Bäume auf und sandte eine Abtheilung an den hintern Theil des Gehölzes, um jeden Ausgang abzuschneiden. Nachdem dieß geschehen, stürzte die Truppe in das Dickicht. Für die ersten paar Schritte war der Raum offener, als man vermuthet hatte, bald jedoch wurde der Boden uneben, rauh und beinahe abschüssig, so daß das Terrain selbst, wie die in einander verwachsenen Bäume, die Pferde an jeder schnellen Bewegung hinderten. Don Alonzo de Pacheco, der ein Pferd ritt, dessen rasche gelenkige Glieder für jede Art von Kriegführung eingeübt waren, und, selbst von leichtem Gewichte, zu den ausgezeichnetsten Reitern gehörte, flog den Uebrigen voraus. Die Bäume ver=

bargen ihn für einen Augenblick; plötzlich hörte man ein wildes Geschrei und als dieses verstummte, ertönte die vereinzelte Stimme des Spaniers: „Santiago, y cierra Espana; St. Jago und drauf los, Spanier!"

Jeder Ritter setzte die Sporen an, als plötzlich ein Hagel von Spießen und Pfeilen auf die Rüstungen niederrasselten, und aus Busch, Gras und Fels hervor stürzte ein Haufe Mauren, der die Spanier mit wildem Geschrei umschwärmte.

„Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" rief Villena, „wir sind überfallen, zurück nach der freien Ebene!"

Er wendete um, sprengte aus dem Dickicht und sah die Ungläubigen Zug um Zug mit Mann und Roß aus dem Gehölze hervorkommen; jeder Maure führte sein leichtes, feuriges Schlachtroß am Zügel und sprang in den Sattel, sobald er die Bäume hinter sich hatte. In vollständiger Rüstung, das Visier herabgelassen, stürzte Villena mit eingelegter Lanze (begleitet von denjenigen seiner Ritter, denen es gelungen, sich von den maurischen Fußkämpfern loszumachen) auf den Feind. Minuten verstrichen wegen des heftigen Anpralles; am Boden lag mancher Maure, durchbohrt von der christlichen Lanze, und schon ertönte auf der feindlichen Seite die Stimme Villena's: „St. Jago zu Hülfe!" Aber der tapfere Marquis stand, seinen getreuen Diener Solier ausgenommen, beinahe allein. Mehrere seiner Ritter waren vom Pferde gestürzt und Schwärme von Mauren sammelten sich mit emporgehaltenen Messern um die Umliegenden und suchten nach den Fugen

der Rüstung, wo eine tödtliche Wunde beigebracht werden könnte. Allmälig aber gesellten sich viele von Villena's Leuten wieder zu ihrem Führer; jetzt sah man auch den grauen Mantel von Don Alonzo de Pacheco außerhalb des Gehölzes wehen, und Villena wünschte sich Glück zu der Rettung seines Bruders. Gerade in diesem Augenblicke sprengte ein maurischer Ritter, seine Truppe hinter sich lassend, in vollem Lauf auf Pacheco los. Der Maure trug gegen die Sitte der saracenischen Edeln nicht die schwere christliche Rüstung, sondern das leichte, nachgiebige Panzerhemd der alten Helden von Arabien oder Fez. Sein durch in die Falten gewobene Kettchen vom feinsten Stahl geschützter Turban war von dem blendendsten Weiß, weiß war auch seine Tunika und sein kurzer Mantel; an seinem linken Arme hing ein kleiner runder Schild und seine Rechte hielt eine lange dünne Lanze. Als dieser Maure auf einem Pferde, in dessen Rabenfarbe man nicht ein einziges weißes Härchen entdecken konnte, gegen Pacheco anrannte, hielten Christen und Mauren den Athem an und verhielten sich ruhig. Beide Nationen hielten es für einen Frevel, den Kampf zwei so berühmter Helden zu stören.

„Gott stehe meinem tapferen Bruder bei!" murmelte Villena ängstlich. „Amen," sprach seine Umgebung, denn Alle, welche Zeugen der wildesten Tapferkeit in diesem Kriege gewesen, zitterten, als sie das blendendweiße Gewand und das kohlschwarze Roß von Musa Ben Abil Gazan erkannten. Uebrigens stand kein unwürdiger Feind dem berühmten Ungläubigen entgegen. „Der Stolz des Turniers und der Schrecken

des Krieges," war der schmeichelhafte Titel, den Ritter und Damen Castiliens Don Alonzo de Pacheco ertheilt hatten.

Als der Spanier den gefürchteten Mauren heraukommen sah, hielt er schnell einen Augenblick an, warf dann sein Pferd herum und nahm einen weiten Anlauf, um seinem Stoße größere Kraft zu geben. Der Maure, diese Absicht erkennend, hielt ebenfalls und wartete den Augenblick des Anpralles ab, dann stürzte er von Neuem vorwärts, und die beiden Kämpfer trafen mit einer Gewandtheit auf einander, welche den Christen selbst einen unwillkürlichen Ruf des Beifalls entlockte. Muza fing den gewichtigen Speer Alonzo's mit seinem kleinen Schilde auf, während seine eigene leichte Lanze nach dem Helme des Christen flog, und mehr durch die Richtigkeit, womit sie gezielt war, als durch die Wucht des Stoßes Alonzo im Sattel wanken machte.

Die Lanzen wurden bei Seite geworfen. Das lange, breite Schwert des Christen, der krumme Damascener des Mauren funkelten in der Luft. In ernstem, überlegtem Schweigen lenkten sie ihre Rosse gegen einander.

„Ergib Dich, Ritter!" rief endlich der kühne Maure, „denn das Motto auf meinem Säbel sagt: wenn sein Streich Dich treffe, seien Deine Tage gezählt. Das Schwert des Gläubigen ist der Schlüssel des Himmels und der Hölle."

„Falscher Heide," antwortete Alonzo mit einer Stimme, die fest aus seinem Helm ertönte, „ein christlicher Ritter ist einem ganzen maurischen Heere gewachsen!"

Muza gab keine Antwort, sondern legte seinem Schlachtrosse den Zügel auf den Hals; das edle Thier verstand das Zeichen und sprang mit einem kurzen, ungeduldigen Schrei im vollen Galopp vorwärts. Alonzo begegnete dem Angriffe mit aufgehobenem Schwerte, während er den ganzen Leib mit seinem Schilde deckte. Der Maure bückte sich; die Spanier erhoben ein Jubelgeschrei: Muza schien vom Pferde herabgehauen. Allein der Streich des schweren Schwertes hatte ihn nicht berührt, und scheinbar ohne Anstrengung von seiner Seite fuhr die krumme Klinge seines eigenen Säbels an derjenigen Stelle des Halses seines Gegners, wo der Helm an den Harnisch sich anschloß, still und unwiderstehlich durch die Fugen. Plötzlich fiel Alonzo ohne einen Seufzer vom Pferd, die Rüstung allem Anscheine nach unbeschädigt, während das Blut langsam und rieselnd aus einer tödtlichen Wunde quoll.

„Allah il Allah!" rief Muza, als er wieder zu seinen Freunden heranritt; „Lelilies! Lelilies!" riefen die Mauren im Echo, und ehe die Christen von ihrem Schrecken wieder zu sich kamen, befanden sie sich im Handgemenge mit ihren wilden, sie bedrängenden Feinden. Die Uebermacht war allerdings fürchterlich und den Spaniern dünkte es ein Wunder, wie es den Mauren möglich gewesen, ihre Anzahl auf einem so kleinen Raume versteckt unterzubringen. Reiterei und Fußvolk fiel zugleich über Villena's bereits sehr geschmolzene Truppe her, und während die Fußgänger mit verzweifelter wilder Kühnheit bis unter die Leiber der Pferde vordrangen, wo sie der doppelten Gefahr, den Huf-

schlägen der Pferde wie der tödtlichen Lanze der Reiter, ausgesetzt waren, in der Hoffnung, eine verwundbare Stelle für den scharfen maurischen Dolch zu finden, ermatteten die Reiter, das gefährliche Handgemenge mit den spanischen Kriegern vermeidend, dieselben mit Pfeil und Lanze, indem sie mit jener, der orientalischen Reiterei eigenen Schnelligkeit bald angriffen, bald sich zurückzogen und alle Evolutionen ausführten. Jedoch Leben und Seele seiner Partei war der unbezähmbare Muza. Mit einer Schnelligkeit, welche, wie seine Sicherheit, den abergläubischen Spaniern ihn als einen durch Zauber geschützten Mann erscheinen ließ, spornte er seinen verhängnißvollen, schwarzen Renner mitten in die geschlossene Phalanx, welche Villena um sich zu bilden bemüht war, wo er die Reihe durch seinen alleinigen Angriff durchbrach und von Zeit zu Zeit einen Kämpen der Truppe durch den geräuschlosen, kaum sichtbaren Hieb seines todbringenden Säbels in den Staub streckte.

Villena, an Leben und Ehre verzweifelnd und bis in den Tod betrübt über den Verlust seines Bruders, entschloß sich endlich, die letzte Hoffnung des Gefechtes allein auf seinen Arm zu setzen. Er gab das Zeichen zum Rückzuge und blieb, um seine Schaar zu decken, allein zurück, bewegungslos auf seinem Pferde wie eine Statue von Eisen. Obwohl nicht von großen körperlichen Verhältnissen, galt er im Heere doch für den besten Führer des Schwertes, dem nur Fernando del Pulgar und Gonsalvo de Cordova einigermaßen gleich kämen, eben so geübt in dem schweren Angriffe der

christlichen Kriegführung wie in der schnellen Fechtart der maurischen Reiterei. Hier stand er denn, allein und grimmig, ein Löwe in der Wuth, während sein Trupp sich langsam der Vega entlang entfernte und aus den Trompeten laute Hülfssignale ertönten, falls etwa ein Theil der Ihrigen in Gehörweite sich befinden möchte. Villena's Rüstung trotzte den Lanzen der Mauren, und von Denen, welche Einer um den Andern mit gehobenem Säbel gegen ihn anrannten, entkamen nur Wenige seinem schnellen Auge und seiner noch fürchterlicheren Waffe. Auf einmal wälzte sich eine Staubwolke gegen ihn heran, und Muza, eben noch an dem anderen Ende des Schlachtfeldes, schimmerte in seinem weißen, fliegenden Gewande mit aufgehobenem rechtem Arme durch die Wolke. Villena erkannte ihn, biß die Zähne über einander, gab seinem Rosse die Sporen und flog dem Ungestümen entgegen. Muza beugte aus, als eben das gewichtige Schwert über seinem Haupte schwirrte, traf in einem Nachhiebe seinen Gegner durch den Harnisch gerade über dem Hüftgelenke, und das Blut folgte dem Streiche. Die tapferen Ritter sahen die Gefahr ihres Führers; drei davon sprengten heran und kamen eben noch recht, um die beiden Kämpfer zu trennen.

Muza wartete nicht auf die Verstärkung, sondern flog über die Ebene und bald sah man ihn seine zerstreute Reiterei sammeln, um sie in geschlossenen Reihen auf den dürftigen Ueberrest der Spanier zu werfen.

„Unser Tag ist gekommen,“ sprach der brave Ritter Villena mit bitterer Resignation. „Wir können nur noch, meine Freunde, unser Leben theuer verkaufen;

ein Beispiel, wie spanische Krieger leben und sterben sollen. Möge uns Gott und die heilige Jungfrau unsere Sünden vergeben und uns das Fegefeuer abkürzen!"

Noch hatte er nicht geendet, als man ein Horn in der Entfernung hörte und das scharfe Ohr der Ritter unterschied nahenden Hufschlag.

„Wir sind gerettet!" rief Estevan di Suzon, während er sich in den Steigbügeln erhob. Wie er so sprach, stürzte sich der Strom arabischer Pferde auf die kleine Schaar, und Estevan sah die dunkeln Augen und die zitternde Lippe von Muza Ben Abil Gazan gegen sich herankommen. Nie vielleicht bis dahin hatte der edle Ritter Furcht gekannt, jetzt aber, diesem unwiderstehlichen Feinde gegenüber, fühlte er sein Herz stille stehen.

„Der Satan leitet seine Klinge!" dachte di Suzon; „allein erst gestern Morgen habe ich gebeichtet." Dieser Gedanke belebte seinen gewöhnlichen Muth wieder und er sprengte dem Säbel des Mauren entgegen.

Sein Angriff kam Muza unerwartet. Das Pferd des Mauren glitt auf dem mit Leichen bedeckten, vom Blute schlüpfrigen Boden aus, und sein aufgehobener Säbel konnte nur noch die Kraft von di Suzons Riesenarm etwas hemmen. Doch das Schwert des Ritters schlug den Säbel nieder, fuhr auf den Turban des Muhamedaners, drang mitten durch dessen Falten und wurde nur durch die bewunderungswürdige Festigkeit der ihn schützenden Stahlkettchen aufgehalten. Der Schlag warf den Mauren zu Boden. Er rollte unter die Sattelgurt seines Gegners.

„Sieg und St. Jago!" rief der Ritter; „Muza ist —"

Der Satz blieb auf ewig unbeendet. Die Klinge des gefallenen Mauren war bereits durch eine tödtliche, ungeschützte Stelle in di Suzons Pferd gedrungen. Dasselbe fiel und sein Reiter mit ihm. Im nächsten Augenblicke lagen die beiden Kämpfer ringend im Staube; noch ein Moment, und der kurze Dolch, den der Maure in seinem Gürtel trug, hatte das Visier des Christen durchdrungen und sich in dessen Hirn gesenkt.

Sein Roß wieder besteigen, das fromm und regungslos stehen geblieben war, und wieder mitten in dem Getümmel erscheinen, war ein Werk nicht minder staunenerregender Schnelligkeit, als es die Tödtung des unglücklichen Estevan di Suzon gewesen. Aber jetzt wurde das bisher für die Mauren so triumphirend fortgeschrittene Siegesglück des Tages in seinem Laufe aufgehalten.

Rasch über die Ebene heransprengend, gewahrte man die schimmernden Reiter christlicher Verstärkung, und in weiterer Ferne zeigte das durch die Staubwolken undeutlich gesehene königliche Banner von Spanien, daß Ferdinand selbst seinen Rittern zu Hülfe komme.

Indessen waren die Mauren, welche selbst auf eine nicht zu erklärende Weise Verstärkung erhalten, die wie durch einen Zauber aus dem Schooß der Erde aufzustehen schien — so plötzlich und unerwartet strömte sie ihnen aus dem Gehölze und den nahen Bergklüften zu — nicht unvorbereitet für einen neuen Feind. Auf Befehl des wachsamen Muza stellten sie sich in Ordnung, ergriffen noch zu rechter Zeit den Vortheil, welchen die Unebenheit des Terrains und der Schutz der Bäume

ihren Wurfspießen und schnellen Rossen gewährte, und bildeten so eine Linie, welche der jetzt ankommende Ponce de Leon anzugreifen selbst nicht für gerathen hielt. Während Villena mit einer vor Wuth beinahe unverständlichen Stimme den Marquis von Cadix zum Vorrücken trieb, langte Ferdinand, umgeben von der Blüthe seines Hofes, im Rücken der Truppen an, und ließ, nachdem er einige Worte mit Ponce de Leon gewechselt, das Zeichen zum Rückzuge geben.

Als die Mauren die feindlichen Truppen sich langsam nach dem Lager zurückziehen sahen, war Muza selbst nicht mehr im Stande, ihr Feuer zu zügeln. Sie stürzten vor, brachten den Rückzug der Christen in Unordnung und verlängerten das Treffen durch mehrfache Scharmützel.

Damals war es, wo der ungeheure Muth Fernando del Pulgars, der mit Ponce de Leon angekommen war, sich durch Thaten auszeichnete, die noch jetzt in Spaniens Gesängen fortleben. Auf einem ungeheuren Hengste, er selbst von riesenhafter Stärke, sprengte er allein den Anstürmenden entgegen und streckte mit dem Hiebe seines gewaltig großen Schwertes Unzählige zu Boden. Mit lauter Stimme forderte er Muza zum Kampfe auf, aber Dieser, von dem Gefechte ermüdet und von dem Stoße, den er beim Zusammentreffen mit di Suzon erlitten, kaum wieder erholt, sparte einen so furchtbaren Feind für ein späteres Treffen auf.

Um diese Zeit, als das Feld mit scharmuzirenden Streifparteien überdeckt war, traf eine kleine Anzahl Spanier, die sich zu dem Hauptcorps ihrer Landsleute

durch eines der vielen, vom Feinde besetzten Gehölze Bahn brach, am Saume des Gehölzes mit einer gleichen Anzahl Mauren zusammen und verwickelte sie in ein verzweifeltes Handgemenge. Unter den Ungläubigen war ein Mann, der keinen Theil an dem Gefechte nahm; in geringer Entfernung sah er einige Augenblicke dem grimmigen, blutigen Gemetzel zwischen Mauren und Christen mit inniger, wohlgefälliger Freude zu, dann benützte er die allgemeine Verwirrung und ritt langsam und, wie er glaubte, unbemerkt von dem Schauplatze weg. Aber er war nicht dazu bestimmt, so unbelästigt zu entkommen. Ein Spanier bemerkte ihn und hielt ihn wegen etwas Fremdem und Ungewöhnlichen in seiner Kleidung für einen der maurischen Häuptlinge, und plötzlich sah Almamen, denn Dieser war es, das aufgehobene Schwert eines Spaniers vor sich, der weder geneigt schien, Pardon zu geben, noch mit sich unterhandeln zu lassen. Bei aller Tapferkeit des Israeliten vereinigten sich doch mehrere Gründe, ihn von einem persönlichen Kampfe mit dem spanischen Soldaten abzuhalten, und so gab er, als er sah, daß hier keine Wahrscheinlichkeit sei, sich zu erklären, seinem Pferde tüchtig die Sporen und sprengte über die Ebene. Der Spanier folgte, holte ihn ein, und Almamen wandte sich endlich in der Verzweiflung seiner zornigen Natur gegen ihn.

„So habe denn Deinen Willen, Thor!“ knirschte er zwischen den Zähnen, griff nach seinem Dolche und bereitete sich zum Kampfe. Dieser war lange hartnäckig, denn der Spanier war geschickt, und der Hebräer,

ohne Harnisch und jede andere Waffe als einen scharfen, wohl gestählten Dolch, sah sich genöthigt, vorsichtig und nur vertheidigend zu Werke zu gehen. Endlich rangen die beiden Kämpfer mit einander und in Folge eines gewandten Stoßes durchdrang Almamens kurze Klinge die Kehle seines Gegners, welcher der Länge nach zu Boden stürzte.

„Ich bin gerettet," dachte er, als er sein Pferd umwendete, als, siehe da! die Spanier, die er hinter sich gelassen und welche jetzt ihre Gegner geworfen hatten, hart hinter ihm waren.

„Ergib Dich oder stirb!" rief der Anführer der Truppe.

Almamen blickte umher, keine Hülfe war zur Hand. „Ich bin nicht Euer Feind," sprach er mürrisch und senkte seine Waffe, „bringt mich in Euer Lager."

Ein Soldat faßte seinen Zügel, und dahinrennend erreichten die Spanier bald das zurückgehende Heer.

Mittlerweile dämmerte der Abend herein, Geschrei und Lärm nahmen allmälig ab — das Gefecht hatte aufgehört — die Streifparteien hatten sich bei ihren verschiedenen Fahnen wieder eingefunden, und bei dem Licht des ersten Sternes rückte die Schaar der Mauren, ihre verwundeten Brüder tragend und freudig erhoben durch ihren Sieg, wieder durch die Thore Granada's ein, bis zuletzt das schwarze Roß des Helden des Tages, der den ganzen Reiterzug schloß, mit seinem Heere in der dunkeln Pforte verschwand.

Drittes Kapitel.

Der Held in der Gewalt des Träumers.

In demselben Zimmer und ungefähr zu derselben Stunde, worin wir Boabdil El Chico dem Leser zuerst vorgeführt, finden wir auch jetzt wieder den unglücklichen Monarchen. Er war nicht allein. Seine Lieblingssklavin, Amina, lag auf einer Ottomane und blickte mit besorgter Zärtlichkeit in sein nachdenkliches Gesicht, während er, neben dem Fenster an die glänzende Wand gelehnt, zerstreut auf die Scene unten hinabsah.

Aus der Ferne vernahm er das Geschrei des Volkes bei Muza's Rückkehr und der Kanonendonner bestätigte die Siegesnachricht, welche bereits zu den Ohren des Königs gedrungen war.

„Hoch lebe der König immerdar!" sagte Amina furchtsam; „seine Heere sind zum Siege ausgezogen."

„Aber ohne ihren König," erwiederte Boabdil bitter, „und an ihrer Spitze ein Verräther und Feind. Ich bin in dem Netze nicht zu entwirrenden Schicksals verstrickt!"

„O!" sagte die Sklavin mit plötzlicher Energie, faltete ihre Hände und sprang von ihrem Lager auf, „o, mein Gebieter! dürften diese demüthigen Lippen andere Worte sprechen, als solche der Liebe!"

„Und welchen weisen Rath möchten sie uns ertheilen?" fragte Boabdil mit mattem Lächeln. „Sprich."

„So will ich Dir denn gehorchen, wenn ich auch

Dein Mißfallen errege," rief Amina und erhob sich mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, während ihre Gestalt größer zu werden schien. Ich bin eine Tochter Granada's, ich bin die Geliebte eines Königes: ich will meiner Geburt und meines Glückes würdig sein. Baobdil El Chico, Du Letzter eines Heldengeschlechtes, wirf diese düsteren Phantasien, diese Zweifel und Träume, die das Feuer einer großartigen Natur und einer königlichen Seele ersticken, von Dir! Erwache — stehe auf — nimm Granada, sei ein Muza — sei selbst sein Muza! Glaubst Du an Zauber und Talismane, so grabe sie auf Deinen Harnisch, schreibe sie auf Dein Schwert, lebe nicht länger als der Träumer der Alhambra, sondern werde der Retter Deines Volkes!"

Boabdil wandte sich um und blickte mit einer Mischung von Erstaunen und Schaam auf die begeisterte, schöne Gestalt vor ihm. „Aus dem Munde eines Weibes kommt mein Tadel!" sagte er traurig. „Es ist gut!"

„Verzeihe mir, verzeihe mir!" rief die Sklavin und fiel demüthig zu seinen Füßen; „aber tadle mich nicht, daß ich Dich gerne würdig Deiner selbst sähe. Wärest Du nicht glücklicher, wäre nicht Dein Herz leichter, Deine Hoffnung zuversichtlicher, wenn an der Spitze Deiner Heere Dein eigener Säbel Deine Feinde schlüge, und der Schrecken des Heldenköniges von den Bergen zu den Meeren dränge? Boabdil! so theuer Du mir bist — so gewiß ich Dich nicht minder geliebt haben würde, wärest Du als niedriger Fischer des Darro geboren — da Du einmal König bist, möchte ich auch,

daß Du als König stürbest; sollte auch mein Herz brechen, wenn ich Dich zum letzten Kampfe waffnete!"

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Amina," entgegnete Boabdil, „und Du kannst nicht sagen, was Geister einer höheren Welt den Handlungen der Beherrscher von Völkern vorschreiben. Wenn ich säume, wenn ich zögere, so geschieht dieß nicht aus Angst, sondern aus Klugheit. Die Wolke muß dunkel und langsam sich sammeln, ehe der Augenblick für den Blitz gekommen ist."

„Dein Haus wird der Blitz treffen, weil Du die Wolke sich über Deinem Hause sammeln lässest," sprach eine ruhige, strenge Stimme.

Boabdil fuhr zusammen; in dem Gemache stand ein dritte Person in Gestalt einer Frau, etwas über den mittleren Jahren, von gebieterischer Haltung und Miene. In ihr lang herabwallendes Gewand von gesticktem Purpur waren Juwelen von königlichem Werthe dicht eingewoben, und ihr schwarzes, mit einem leichten Schimmer von Grau untermengtes Haar theilte sich über einer majestätischen Stirne, während ein kleines Diadem über die Falten des Turbans emporragte.

„Meine Mutter!" sagte Boabdil mit etwas stolzer Zurückhaltung in seinem Tone, „Deine Gegenwart kommt unerwartet."

„Ja," antwortete Ayra la Horra, denn wirklich war es diese berühmte, stolze, hochherzige Königin, „und unwillkommen; dieß ist stets der Fall bei Deiner treuen Freundin. Doch nicht so unwillkommen war die Gegenwart Deiner Mutter, als ihr Geist und ihre

Hand Dich aus dem Kerker befreiten, worein Dein strenger Vater Deine Jugend geworfen, und wo Dolch oder Gift die einzigen Schlüssel schienen, Deine Zelle aufzuschließen."

„Hättest Du lieber den unglücklichen Sohn Deines Leibes also in seiner Jugend, geehrt und beklagt, sterben lassen, als ihn zum Mannesalter herangezogen, wo er mit einem bösen Sterne und einem erbarmungslosen Schicksale ringen muß."

„Sohn," sprach die Königin und sah ihn mit stolzem, halb verächtlichem Mitleid an, „der Menschen Thun schafft ihre Schicksale und nie sind Tapfere oder Weise die Unglücklichen."

„Madame," sagte Boabdil mit zornigem Erröthen, „noch bin ich König und dulde keine solche Beleidigung — entferne Dich!"

Ehe die Königin antworten konnte, trat ein Eunuch ein und flüsterte Boabdil in's Ohr.

„Ha!" rief dieser freudig und stampfte mit dem Fuße, „kommt er, dem Löwen in seiner Höhle Hohn zu sprechen? Der Rebelle möge zusehen. Ist er allein?"

„Allein, großer König."

„Lasse meine Wache sich außen bereit halten; auf das geringste Zeichen trete sie ein. Amina, entferne Dich! Madame —"

„Sohn!" unterbrach ihn Ayra la Horra in sichtbarer Bewegung, „vermuthe ich recht? Ist der tapfere Muza, das einzige Bollwerk, die einzige Hoffnung Granada's, den Du vorige Nacht ungerechter Weise in Ketten legen wolltest — (Ketten! großer Prophet!

sollte also ein König seine Helden belohnen!) — ist, sage ich, Muza hier? Und willst Du ihn zum Opfer seines eigenen edelmüthigen Vertrauens machen?“

„Entferne Dich, Weib!“ rief Boabdil mürrisch.

„Ich will nicht, es sei denn durch Gewalt! Ich widersetzte mich einer grimmigeren Seele als der Deinigen, als ich Dich vor Deinem Vater errettete.“

„So bleibe denn, wenn Du willst, und erfahre, wie Könige Verräther strafen können. Misnur, lasse den Helden Granada's ein.“

Amine war verschwunden. Boabdil setzte sich auf die Kissen, das Gesicht ruhig, aber bleich. Die Königin stand aufrecht in einiger Entfernung von ihm, die Arme über der Brust gekreuzt, mit entschlossenem, festem Blicke. Nach wenigen Augenblicken trat Muza ein und zwar allein. Er näherte sich dem Könige mit der tiefen Verbeugung orientalischen Gehorsams und blieb dann mit gesenkten Augen in einer Stellung vor ihm, von welcher die Unterwürfigkeit eine natürliche Würde und einen Stolz der Haltung nicht zu trennen vermochte.

„Prinz,“ begann Boabdil nach kurzem Schweigen, „als ich gestern Morgen nach Dir schickte, trotztest Du meinen Befehlen. In meiner eigenen Alhambra brachen Deine Günstlinge in Meuterei aus; sie umgaben die Feste, worin Du Dich befandest, um meinen Willen zu erwarten, sie verhöhnten und verjagten meine Leibwache, sie stürmten die Thürme, worauf das Banner Deines Königs wehte. Der Schloßvogt, eine Memme oder ein Verräther, gab Dich der rebellischen Rotte zurück. War dieß Alles? Nein, beim Propheten! Du, mein recht=

mäßiger Gefangener, verließest Dein Gefängniß nur, um Dich an die Spitze meiner Heere zu stellen. Heute frühe warst Du der verrätherische Unterthan, der geheime Feind, der Anführer des seinem Könige trotzenden Volkes; heute Abend kommst Du unaufgefordert zu uns. Du fühlst Dich selbst in meinem Palaste sicher vor meinem gerechten Zorne. Deine Frechheit blendet Dich, Mensch, Du bist in meiner Gewalt! He da!"

Mit diesen Worten erhob sich der König und augenblicklich waren die Arkaden im Hintergrunde des Saales von langen Reihen der äthiopischen Leibwächter angefüllt, deren Körpergröße, ohne daß man sie mit dem kleinen Wuchse der Mauren verglich, an's Riesenhafte grenzte: stumpfe, leblose Werkzeuge, bereit, ohne Gedanken die blutigste wie die unbedeutendste Laune des Despotismus zu befriedigen. Hier standen sie, die silbernen Brustharnische und langen Ohrringe hell abstechend gegen die dunkle Haut; auf den Schultern ungeheure, mit ehernen Nägeln beschlagene Keulen. Etwas vor den Anderen stand der Anführer, die unheilbringende Bogensehne nachläßig an den Arm gehängt und aufmerksam auf die geringste Bewegung des Königs lauernd.

„Siehe!" sagte Boabdil zu seinem Gefangenen.

„Ich sehe und bin bereit zu Dem, was ich vorausgesehen."

Die Königin wurde blaß, schwieg aber fortwährend.

Muza nahm wieder das Wort:

„Herr der Gläubigen!" sprach er, „wenn ich gestern frühe anders gehandelt hätte, so wäre es zum Verderben Deines Thrones und Deines gemeinsamen Ge-

schlechtes gewesen. Die wilden Zegris argwöhnten und erfuhren meine Gefangennehmung. Sie riefen die Truppen zusammen, sie befreiten mich, dieß ist wahr. Hätte ich ihnen in diesem Augenblicke Vorstellungen der Vernunft gemacht, so wäre dieß ein Tropfen in das Feuer gewesen. Sie beabsichtigten, Deinen Palast zu belagern, vielleicht Deine Abdankung zu verlangen. Ich konnte ihre Wuth nicht ersticken, aber ich konnte sie leiten. In dem Augenblicke der Leidenschaft führte ich sie von der Rebellion gegen den gemeinsamen König zum Siege gegen den gemeinsamen Feind. Nachdem ich diese Pflicht erfüllt, komme ich, unverletzt vom Schwert der Christen, meinen Hals der Bogensehne meines Freundes zu entblößen. Allein, ohne Gefolge, unbeargwohnt bin ich in Deinen Palast getreten, dem Gebieter Granada's zu beweisen, daß der Vertheidiger seines Thrones sich nicht seinem Willen widersetzt. Jetzt rufe Deine Wachen, ich bin zu Ende."

„Muza!" sagte Boabdil mit sanfterer Stimme, indem er das Gesicht mit der Hand bedeckte, „wir spielten als Kinder zusammen und ich liebte Dich sehr; mein Königreich geht mir vielleicht verloren, aber ich könnte mich mit dem Verluste beinahe versöhnen, wenn ich denken dürfte, Deine Treue sei nicht von mir gewichen."

„Hast Du in Wahrheit Verdacht gegen die Treue von Muza Ben Abil Gazan?" fragte der maurische Prinz im Tone der Verwunderung und des Kummers. „Unglücklicher König! Meine Dienste, nicht meine Pflichtvergessenheit hielt ich für mein Verbrechen."

„Warum haßt mich mein Volk? warum droht mein Heer?“ sagte Boabdil ausweichend; „warum wird einem Unterthanen jene Ergebenheit gezollt, die ein König nicht zu erhalten im Stande ist?“

„Weil,“ antwortete Muza kühn, „der König einem Unterthanen den Befehl übertragen hat, den er selbst führen sollte. O, Boabdil!“ fuhr er leidenschaftlich fort, „Freund meiner Knabenjahre, ehe die schlimmen Tage über uns kamen, gerne wollte ich unter den dunkeln Fluthen jenes Stromes zur Ruhe sinken, wenn Dein Arm und Dein Geist meine Stelle unter den Kriegern Granada's ersetzten. Und glaube nicht, ich sage dieß nur in der Erinnerung an unsere Knabenjahre; glaube nicht, ich habe mein Leben nur aus jener knechtischen Unterwürfigkeit gegen einen einzelnen Menschen in Deine Hände gestellt, welche das irrige Ritterthum der Christen den Rittern und Edeln als eine heilige Pflicht auferlegt. Ich spreche und handle nur aus einem Princip: die Religion meiner Väter und das Land meiner Geburt zu retten; dafür habe ich mein Leben im Kampfe mit dem Feinde gewagt, dafür übergebe ich mein Leben dem Beherrscher meines Landes. Noch kann Granada bestehen, wenn Herr und Volk sich vereinen. Für immer ist Granada verloren, wenn seine Kinder in dieser verhängnißvollen Stunde mit einander zerfallen. Bin also ich, Boabdil, das wahre Hinderniß einer Vereinigung mit Deinen Unterthanen, so überliefere mich sogleich der Bogenschnur, und mein einziges Gebet soll für den letzten Rest des Maurennamens und den letzten Monarchen der maurischen Dynastie sein.“

„Mein Sohn, mein Sohn! bist Du endlich überzeugt?“ rief die Königin, mit ihren Thränen kämpfend; denn sie war eine Frau, welche leicht über heroische Gesinnungen weinte, nie aber wegen kleinerer Bekümmernisse oder weiblicher Sorgen.

Boabdil erhob das Haupt mit dem fruchtlosen Versuche, stolz auszusehen; sein Auge lief von der Mutter nach dem Freunde und seine besseren Gefühle stürzten mit unwiderstehlicher Gewalt über ihn herein: er warf sich in Muza's Arme.

„Vergib mir,“ sagte er mit gebrochener Stimme, „vergib mir! wie konnte ich Dir so sehr Unrecht thun? Ja,“ fuhr er fort, nachdem er sich von der edeln Brust erhoben, an welcher er sich einen Augenblick einer nicht unmännlichen Weichheit hingegeben, „ja, Prinz, Dein Beispiel beschämt mich, aber es feuert mich an. Granada soll fortan zwei Anführer haben, und bin ich neidisch auf Dich, so soll dieß in Folge einer Nacheiferung sein, welche Du nicht tadeln kannst. Die Wachen können sich entfernen. Misnur! he, Misnur! Verkündet mit Tagesanbruch, daß ich selbst die Truppen in der Vivarrambla mustern werde. Doch,“ und seine Stimme schwankte und seine Stirne überflog ein Schatten, „doch halt; komme Du bei Tagesanbruch zu mir, und ich werde Dir meinen Befehl ertheilen.“

„O, mein Sohn! warum zögern?“ rief die Königin, „warum schwanken? Führe Deinen königlichen Entschluß aus und —“

„Still, Madame,“ sagte Boabdil, seine gewöhnliche Fassung wieder gewinnend; „und weil Du nun mit

Deinem Sohne zufrieden bist, so lasse mich allein mit Muza."

Die Königin seufzte tief; aber in der Ruhe Boabdils lag Etwas, das sie eher niederschlug und einschüchterte, als seine leidenschaftlichen Ausbrüche. Sie schlug ihren Schleier um sich und schritt langsam und widerstrebend aus dem Zimmer.

„Muza," begann Boabdil, als er allein mit dem Prinzen war, und heftete seinen großen, nachdenklichen Blick auf die dunkeln Augen seines Gefährten, „erinnerst Du Dich, wie wir oft in unseren jüngeren Tagen auf die feierlichen, geheimnißvollen Gegenstände zu sprechen kamen, welchen die Weisen unseres Stammlandes ihre tiefste Wissenschaft widmeten, die Räthsel der Sterne, die Kunde des Schicksals, die abenteuerlichen Forschungen in der verhüllten Zukunft, in welcher die Schicksale von Nationen und Einzelnen verborgen liegen? Du erinnerst Dich, Muza, daß zu solchen Studien mich die Wechselfälle und Sorgen, welche mich schon in der Kindheit trafen, die seltsamen Schicksale, welche mir in der Wiege den Namen El Zogoybi gaben, die ominösen Weissagungen des Santon und der Astrologen hinsichtlich meiner irdischen Prüfungen geneigt machen mußten. Auch Du verachtest solche ernste Betrachtungen und die Wissenschaft unserer Vorfahren nicht, obwohl Du, im Gegensatze zu mir, Dich stets mehr zur That als zur Betrachtung neigtest. Was Du auch glauben mochtest, es hatte wenig Einfluß auf Deine Unternehmungen. Bei mir war es anders: jedes Ereigniß meines Lebens trug dazu bei,

meine früher gefaßten Meinungen zu bestärken, und in der gegenwärtigen schrecklichen Krisis meines Schicksals habe ich mich und meinen Thron mehr unter den Schutz von Geistern als von Menschen gestellt. Dieß allein hat mich für meine Unthätigkeit, die Stumpfheit des Alhambra, die Meutereien meines Volkes entschädigt. Ich habe gelächelt, wenn Feinde mich umgaben, Freunde mich verließen, denn ich war wenigstens, wenn ich nur die glückliche Stunde nicht versäumte, des Zaubers der Schutzgeister und der Schwerter der unsichtbaren Schöpfung gewiß. Du möchtest wissen, wohin dieß führen soll. Höre! vor zwei Nächten (der König schauderte) war ich bei den Todten! Mein Vater erschien mir, nicht wie ich ihn im Leben gekannt, gewaltig und furchtbar, in voller Kraft der Gesundheit und wilder Leidenschaft, sondern bleich, still, schattenhaft. Mit Lippen, worauf Asrael sein bleichfarbiges Siegel gedrückt, gebot er mir, mich zu hüten vor Dir!"

Der König schwieg plötzlich und suchte auf Muza's Antlitz die Wirkung zu lesen, welche seine Worte hervorgebracht. Aber die stolzen, gebräunten Züge des Mauren verriethen kein getroffenes Gewissen; ein leichtes Lächeln des Mitleides mochte schnell über seine Lippe hingezuckt sein, aber es verschwand, ehe es der König bemerken konnte. Boabdil fuhr fort:

„Auf diese Warnung hin gab ich den Befehl Deiner Verhaftung. Genug hievon, ich fahre in meiner Erzählung fort. Ich wollte mich dem Gespenste zu Füßen werfen: es entglitt mir, bewegungslos und unfaßbar. Ich fragte den Todten, ob er seinem unglücklichen

Sohne die Sünde der Empörung vergebe; ach! schon auf Erden wurde sie so hart vergolten. Und abermals ertönte die Stimme und hieß mich, als einzige Sühne für das Geschehene, die errungene Krone behalten. Sofort fragte ich, ob die Stunde zur That gekommen? und das Gespenst antwortete, während es allmälig in der Luft verschwand: „Nein!‘ O! rief ich, ehe Du mich verläßest, sei mir ein Zeichen gewährt, daß diese Erscheinung kein Traum war, und gib mir, ich flehe, Kunde, wenn Boabdils böser Stern seinen Einfluß verliert und Dieser ohne Widerstreben der himmlischen Mächte für seinen Ruhm und Thron fechten kann. „Das Zeichen und die Kunde seien Dir gewährt,‘ erwiederte das gespenstische Bild. Es verschwand, dicke Finsterniß umhüllte mich, und als das Licht der Lampen wieder sichtbar wurde, da stand ein Gerippe in dem königlichen Mantel des Beherrschers von Granada vor mir, und auf seinem entsetzlichen Haupte ruhte das Sultansdiadem. Mit der einen Hand deutete es nach der gegenüberstehenden Wand, wo, wie eine Scheibe glühenden Feuers, ein breites Zifferblatt brannte, auf welchem die Worte eingegraben waren: „Hüte Dich! Fürchte Nichts! Waffne Dich!‘ der Zeiger des Blattes fuhr rasch herum und blieb endlich bei den Worten „Hüte Dich‘ stehen. Von da an bis zu der Stunde, wo ich ihn zum letzten Male gesehen, hat er sich nicht bewegt. Muza, meine Erzählung ist zu Ende, willst Du mit mir in das bezauberte Zimmer gehen und sehen, ob die Stunde gekommen ist?“

„Beherrscher der Gläubigen,“ entgegnete Muza,

„die Geschichte ist furchtbar und schaudererregend. Aber, verzeihe Deinem Freunde, warst Du allein, oder war der Santon Almamen bei Dir?“

„Wozu diese Frage?“ sagte Boabdil ausweichend mit leichtem Erröthen.

„Ich beargwohne seine Treue,“ antwortete Muza, „der Christenkönig besiegt mehr Feinde durch List als durch Gewalt, und seine Spione sind gefährlicher als seine Krieger. Weßhalb diese Verdächtigung meiner, als (verzeihe mir) zu Deinem eigenen Untergange? Wäre ich ein Verräther, hätte dann Ferdinand selbst Deine Krone in so große Gefahr setzen können, als dieß die Rache Deines Heerführers hätte thun können? Weßhalb dann auch dieser Wunsch, Dich in Unthätigkeit zu erhalten? Für den Tapfern ist jede Stunde günstig, für uns aber bringt jede Stunde größere Gefahr. Benützen wir nicht den jetzigen Augenblick, so wird uns die Zufuhr abgeschnitten und der Hunger ist ein Feind, dem alle unsere Tapferkeit nicht zu widerstehen im Stande ist. Dieser Derwisch, wer ist er? ein Fremder, nicht von unserem Stamm und Blut. Erst diesen Morgen traf ich ihn außerhalb der Mauern, nicht weit von dem spanischen Lager.“

„Ha!“ rief der König schnell, „und was sagte er?“

„Wenig: er sprach nur in Winken, indem er sich durch diese Winke unter Deinen Namen zu bergen suchte.“

„Welche Andeutungen machte er, Muza? Worin bestanden seine Winke?“

Der Maure berichtete nun seine Unterredung mit

Almamen, dessen Verhaftung, dessen Unthätigkeit in dem Treffen und endlich dessen Gefangennehmung durch die Spanier. Der König hörte aufmerksam zu und gewann seine Ruhe wieder.

„Es ist ein sonderbarer, schrecklicher Mann," sprach er nach einer Pause. „Wachen und Ketten werden ihn nicht zurückhalten. In Kurzem wird er wieder hier sein. Aber wenigstens bist Du, Muza, fortan gesichert vor der Verdächtigung der Lebendigen, wie vor den Warnungen der Todten. Nein, mein Freund," fuhr Boabdil in edelmüthiger Maxime fort, „es ist besser, eine Krone, ja das Leben selbst zu verlieren, als das Vertrauen auf ein Herz wie das Deinige. Komm', laß uns nach der magischen Tafel sehen, vielleicht — und wie pocht mein Herz, indem ich diese Hoffnung ausspreche — ist die Stunde gekommen."

Viertes Kapitel.

Tieferer Blick in Boabdils Charakter. — Muza in den Gärten seiner Geliebten.

Muza Ben Abil Gazan kehrte mit nachdenklichem und gebeugtem Gemüthe von Boabdil zurück. Seine Vorstellungen waren nicht im Stande gewesen, den König dahin zu bringen, daß er dem Gebote der magischen Tafel trotzte, die ihm immer noch verbot, sich gegen die Belagerer zu waffnen, und, wenn ihm auch die königliche Gunst nicht länger entzogen war,

fühlte der Maure doch wohl, daß diese Gunst sehr eigensinniger und unsicherer Art blieb, so lange sein Gebieter der Sklave eines Aberglaubens oder einer Betrügerei war. Allein der edle Krieger, dessen Charakter das Mißgeschick seines Landes, während es seinen natürlichen Muth steigerte, wunderbar erhoben und geläutert hatte, dachte nur wenig an sich, im Vergleich mit den Uebeln und dem Unglücke, welche des Königs fortwährende Unentschlossenheit über Granada bringen mußten.

„So muthvoll und doch so schwach (dachte er); so schwach und doch so eigensinnig; bei so wichtigen Gedanken ein so leichtgläubiges Spielwerk Anderer! Unglücklicher Boabdil! in der That scheinen die Sterne gegen Dich zu kämpfen; ihr Einfluß auf Deine Geburt verdarb alle Gaben der Tugenden durch entgegenwirkende Schwächen und Irrthümer."

Muza ließ — mehr vielleicht als irgend ein Unterthan in Granada — dem wirklichen Charakter des Königs Gerechtigkeit widerfahren, aber selbst er war nicht im Stande, all dessen tiefe verwickelte Geheimnisse zu durchschauen. Boabdil El Chico war kein gewöhnlicher Mensch: sein Herz war warm und edel, sein Gemüth ruhig und freundlich, und hatten auch frühe Gewalt und schmerzliche Erfahrungen, die er bei einem meuterischen Volke und an einem undankbaren Hofe gemacht, diesem Gemüth eine Reizbarkeit und eine Geneigtheit zum Argwohn mitgetheilt, die seinem übrigen Wesen fremd waren, so ließ er sich doch leicht zum Edelmuth und zur Gerechtigkeit zurückführen; wenn hitzig im

Zorn, war er doch auch großmüthig im Verzeihen. Sehr bewandert in allen Wissenschaften seiner Zeit und seines Volkes, war er — wenigstens so lange er las — ein Philosoph, und wirklich war seine Vorliebe für die abstracten Studien einer der Hauptgründe, die ihn für seine gegenwärtige Stellung untauglich machten. Allein nur die besonderen Umstände seiner Geburt und Kindheit waren es, die seinen durchdringenden, schönen Geist zu krankhafter Schwelgerei in mystischen Träumen, zu all den Zweifeln jener Furcht und Unentschlossenheit eines Menschen verzerrt hatten, der in die übernatürliche Welt einzudringen strebt. Dunkle Prophezeihungen sammelten schlimme Vorzeichen über seinem Haupte; allgemein betrachtete man ihn als geboren für ein unglückliches Geschick. So oft er sich bemüht hatte, gegen feindliche Umstände anzukämpfen, hatte irgend eine anscheinend zufällige, plötzliche und unvorhergesehene Ursache seine kräftigste Anstrengung — die Frucht seiner überlegtesten Klugheit — vereitelt. So gewann allmälig eine düstere Wolke der Verzweiflung einen festen Standpunkt über seinem Gemüthe; aber insgeheim an dem muhamedanischen Glauben zweifelnd, und zu stolz und zu sanguinisch, um sich gänzlich und widerstandlos der Lehre einer unvermeidlichen Vorausbestimmung hinzugeben, suchte er sich gegen die Machinationen feindlicher Dämonen und vorausverkündender Sterne nicht durch menschliche, sondern durch geistige Kräfte zu waffnen. Er sammelte die Seher und Magier des orientalischen Glaubens um sich; er lebte in den Visionen einer andern Welt, und geschmei=

chelt durch die Versprechungen von Betrügern oder Träumern, getäuscht durch das feine, brütende Streben seines eigenen Geistes, glaubte er durch Zauber und Kabala das große Geheimniß zu erringen, das ihn aus den Netzen der übernatürlichen Feinde seines Schicksals errettete und ihm die Freiheit anderer Menschen geben sollte, die mit eben so viel Möglichkeit als Unmöglichkeit des Gelingens gegen Gefahr und Mißgeschick kämpfen. Auf diesem Wege hatte Almamen die Herrschaft über Boabdils Gemüth gewonnen, und obgleich Boabdil in gewöhnlichen irdischen Angelegenheiten oder in Sachen von gründlicher Gelehrsamkeit mit Weisen streiten konnte, war doch ein Kind im Stande, ihn da zum Besten zu haben, wo der Aberglauben mit in's Spiel kam. Er war hierin eine Art Hamlet: geschaffen, um unter glücklichen, freundlichen Verhältnissen Segen zu verbreiten und Ruhm zu ernten, war über ihn jedoch der erstarrende Schatten einer andern Welt gefallen — dessen Seele in sich selbst zurückgezogen; dessen Leben von demjenigen des großen Haufen geschieden war; den Zweifel und Furcht zurückhielten, während ihn die Umstände immer vorwärts stießen; dem ein übernatürliches Schicksal eine besondere Philosophie einprägte, deren Wirkungen und Ursachen mehr als menschliche waren, und der bei allen Gaben, welche veredeln und schmücken können, plötzlich zu jener moralischen Unvermögenheit eingeschüchtert war, welche beinahe immer die Folge ist, wenn Sterbliche in den unheimlichen Regionen des Geisterhaften und Unbekannten sich herumtreiben wollen. Die

düstere Färbung seines Gemüthes war durch geheime Gewissensbisse noch verstärkt worden. Um das eigene, von seinem unnatürlichen Vorgänger beständig bedrohte Leben zu retten, war er frühe zu den Empörungen gegen seinen Vater getrieben worden. Alt, schwach und blind wurde dieser stolze König von seinem Bruder El Zagal, dem Theilnehmer an Boabdils Aufstand, in Salobrena zum Gefangenen gemacht, und da er plötzlich starb, vermuthete man in El Zagar seinen Mörder. Trug Boabdil auch keine Schuld an einem solchen Verbrechen, so sah er sich doch bei den Ursachen betheiligt, welche zu demselben führte, und diese düstere Erinnerung, welche an seinem Gewissen haftete, trug dazu bei, seinen Aberglauben zu nähren und die Kraft seiner Entschlüsse zu schwächen, denn von Allem, was einen Menschen zu einem Träumer macht, ist nichts so wirksam als Reue, die auf ein nachdenkliches Gemüth drückt.

Den Charakter seines Gebieters überdenkend, setzte der junge Held Granada's in trauriger Ahnung des Falles seines Landes seinen Weg fort, bis seine Schritte beinahe, ohne daß er es selbst wußte, ihn zu Leila's Wohnung geführt hatten. Er stieg wie sonst über die Gartenmauer und näherte sich dem Hause. Alles war stille und öde, sein Zeichen blieb unbeantwortet, sein leiser Gesang zog kein dankendes Licht an das Fenster, kein schöner Fuß betrat den Balkon. Niedergeschlagen und mit kummervollem Herzen verließ er den Ort und warf sich zu Hause auf ein Lager, wo trotz aller Mühen und Aufregung des vorhergegangenen Tages keine Vergessenheit des Schlummers über ihn kommen wollte. Das

Geheimniß, welches den Gegenstand seiner Huldigungen umgab, die Seltenheit der Zusammenkünfte und die schwärmerische, poetische Romantik, die einen Hauptzug in dem Ritterthum der spanischen Mauren ausmachte, hatten der Liebe Muza's zu Leila eine Tiefe der Leidenschaft mitgetheilt, welche in der jetzigen Zeit und unter den entnervenden Himmelsstrichen den muhamedanischen Liebhabern unbekannt ist; seine angestrengtesten Nachforschungen waren nicht im Stande gewesen, das Geheimniß ihrer Geburt und ihres Standes zu durchbringen. Nur wenig wußte man in der Nachbarschaft von den Bewohnern jenes wohl gehüteten, einsamen Hauses; die einzige Person, welche man außerhalb dessen Mauern sah, war ein alter Mann jüdischen Glaubens, den man für den Aufseher der fremden Sklaven hielt (denn keinem muhamedanischen Sklaven hätte man die Schmach zugemuthet, einem Juden zu gehorchen); und wenn auch Gerüchte von dem ungeheuren Reichthume und der egyptischen Pracht innerhalb des Hauses im Umlaufe waren, so galt dasselbe doch als Wohnung eines anderswo lebenden maurischen Emirs und das Interesse der Klatschen war damals von wichtigeren Angelegenheiten als Nachbarsgeschichtchen in Anspruch genommen. Als jedoch am folgenden und nächstfolgenden Abende Muza ebenfalls vergebens an den Ort zurückkehrte, konnte er seine Ungeduld und Angst nicht länger bemeistern; er beschloß, Tag und Nacht vor der Thüre des Hauses Wache zu halten, bis er zuletzt einen der Bewohner entdecken würde, den er nach dem Gegenstande seiner Liebe fragen und vielleicht zu Förderung seiner Zwecke

erkaufen könnte. Während er mit diesem Entschlusse um das Gebäude schlich, sah er, wie eine gebeugte, abgelebte Gestalt sich durch die kleine Thüre eines Seitenflügels heimlich zu entfernen suchte; dieselbe stützte sich beim Gehen auf einen Stab und als sie nun den Garten betrat und neben einem Brunnen stehen blieb, um im Mondenscheine Blumen und Kräuter zu pflücken, glaubte der Maure beinahe einen Ghul oder Vampir zu erblicken, wie sie sich an Begräbnißorten aufhalten. Er lächelte über seinen eigenen Schauder, eilte mit raschen, heimlichen Schritten durch die Bäume, erreichte den Ort, wo sich der Alte beugte und hatte diesem seine Hand auf die Schulter gelegt, ehe seine Gegenwart von demselben bemerkt worden war.

Ximen, denn dieser war es, sah sich schnell um und ein leiser Schrei des Schreckens entfuhr ihm.

„Stille!“ sagte der Maure. „Fürchte mich nicht, ich bin ein Freund. Du bist alt, Mensch, Gold ist dem Bejahrten immer willkommen.“ Damit warf er mehrere große Münzen in den Busen des Juden, dessen gespensterhafte Züge sich, als er diese Gabe empfing, zu einem noch gespensterischen Lächeln verzogen.

„Wohlthätiger junger Mann!“ murmelte er, „großmüthiger, ausgezeichneter junger Mann!“

„Nun denn,“ erwiederte Muza, „so sage mir — Du gehörst doch zu diesem Hause — Leila, das Mädchen drinnen, erzähle mir von ihr, ist sie wohl?“

„So hoffe ich,“ antwortete der Jude, „so hoffe ich, edler Herr.“

„So hoffst Du! Weißt Du nichts über ihr Befinden?“

„Nein, ich habe sie seit mehreren Tagen nicht gesehen, vortrefflicher Herr," erwiederte Ximen; „sie hat Granada verlassen, sie ist fort. Ihr verliert Eure Zeit und verderbt Eure kostbare Gesundheit in diesem Nachtthau; derselbe ist ungesund, sehr ungesund zur Zeit des Neumondes."

„Fort!" wiederholte der Maure, „Granada verlassen! und wohin? Da, da hast Du noch mehr Gold, Alter, sage mir wohin?"

„Ach! ich weiß es nicht, höchst großmüthiger junger Mann, ich bin nur ein Diener, ich weiß Nichts."

„Wann wird sie zurückkehren?"

„Ich kann es Euch nicht sagen."

„Wer ist Dein Gebieter? Wem gehört jenes Haus?"

Ximen verlor die Fassung; in Zweifel und Angst blickte er umher und antwortete dann nach kurzem Schweigen: „Ein weiser Mann, guter Herr — ein Maure aus Afrika; aber auch er ist fort, er besucht uns nur selten. Granada ist kein so friedlicher Aufenthalt mehr wie einst, ich ginge auch, wenn ich könnte; bist Du mit mir fertig, junger Krieger? Angenehme Träume unter dem Neumond. Du thätest am Besten, wenn Du Dich zur Ruhe legtest. Lebe wohl! Gott segne Dir Deine Mildthätigkeit gegen den armen alten Mann!"

Muza hörte ihn nicht; er blieb einige Zeit bewegungslos stehen und sagte dann mit einem schweren Seufzer, wie Jemand, der nach heftigem Kampfe die Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen, halblaut: „Allah sei mit Dir, Leila! Granada ist jetzt meine einzige Geliebte."

Fünftes Kapitel.

Boabdils Aussöhnung mit seinem Volke.

Mehrere Tage waren ohne irgend ein Zusammentreffen zwischen Mauren und Christen verflossen, denn Ferdinands kalte, nüchterne Politik, gewarnt durch den in Folge von Muza's Ueberfall erhaltenen Verlust, war jetzt bemüht, die feurigen Gemüther, die er befehligte, unter der strengsten Obhut zu halten. Er verbot alle Scharmützel, in welchen die Mauren in der That gewöhnlich glücklich gewesen, und begnügte sich damit, alle Pässe zu besetzen, mittelst deren der belagerten Stadt Mundvorräthe zukommen konnten. Sein eigenes Lager umgab er mit starken Befestigungswerken, verbot jeden Angriff auf die Mauren und forderte dadurch die letzteren zu einem solchen gegen sich heraus.

Almamen war inzwischen nicht nach Granada zurückgekehrt. Keine Nachricht über sein Schicksal gelangte zu dem Könige und sein fortwährendes Nichterscheinen fing an, sichtbare und heilsame Wirkungen auf die lange im Schlummer gelegene Thatkraft Boabdils zu üben. Die Rathschläge Muza's, die Ermahnungen der Königin Mutter, die Begeisterung seiner geliebten Amine, durch keine Kunstgriffe des Zauberers ihrer Wirkung beraubt, weckten den Löwen, der in der Natur des Königs schlummerte. Aber immer noch murrten sein Heer und seine Unterthanen gegen ihn, und sein Erscheinen in der Vivarrambla hätte möglicher Weise das Zeichen zu einem Aufstande werden können. In diesem Augenblicke gewann

ihm ein höchst glücklicher Umstand das Vertrauen und die Liebe seines Volkes wieder. Sein grimmiger Oheim, El Zagal, einst der Nebenbuhler von seiner Krone, dem Kühnheit, reifes Alter und militärischer Scharfblick eine mächtige Partei in der Stadt gewonnen hatten, war vor einigen Monaten von Ferdinand besiegt worden und für Abtretung seiner Besitzungen hatte man ihn mit einer unfruchtbaren Herrschaft belehnt. Seine Besiegung, weit entfernt, Boabdil zu nützen, hatte im Gegentheil die Mauren gegen ihren König erbittert. „Denn," rief man beinahe einstimmig, „der tapfere El Zagal wäre nie unterlegen, wäre ihm Boabdil gehörig zu Hülfe gekommen." Und in der That waren es des Volkes Unzufriedenheit und Wuth über El Zagals Niederlage, was für Boabdil bisher noch einigermaßen einen Vernunftgrund wegen seines Einschließens in die starke Feste Alhambra abgegeben hatte. Nun geschah es, daß El Zagal, dessen Hauptleidenschaft in dem Hasse gegen seinen Neffen bestand und dessen rasende Natur gegen ihre dermaligen Bande wüthete, beschloß, in seinem hohen Alter allen früheren Ruhm durch offenen Verrath an seinem Vaterlande zu Schanden zu machen. Alles, ausgenommen die Rachelust gegen seinen Neffen, der seinen Fall theilen sollte, vergessend, bewaffnete er seine Unterthanen, durchzog das Land und erschien an der Spitze einer stattlichen Truppe in dem spanischen Lager, ein Verbündeter Ferdinands gegen Granada. Als die Mauren dieß hörten, war ihre Entrüstung unbeschreiblich; der Frevel El Zagals hatte eine plötzliche Reaction zu Gunsten Boabdils zur Folge; die Menge umringte die Alhambra und

flehte unter Bitten und Thränen um die Vergebung des Königs. Dieses Ereigniß vollendete den Sieg Boabdils über seine eigene Unentschlossenheit. Er befahl eine Versammlung des ganzen Heeres auf dem großen Platze der Vivarrambla, und als er mit Tagesanbruch in voller Rüstung daselbst erschien, Muza zu seiner Rechten, er selbst in der Blüte jugendlicher Schönheit und stolz, sich wieder als König und Helden zu fühlen, kannte die Freude des Volkes keine Grenzen; die Luft widerhallte von dem Geschrei: „Lange lebe Boabdil el Chico!“ und der junge Monarch rief, gegen Muza gewandt, seine ganze Seele auf dem Gesichte, aus: „Die Stunde ist gekommen, ich bin nicht mehr El Zogoybi!“

Sechstes Kapitel.

Leila. — Ihr neuer Anbeter. — Bild des ersten spanischen Inquisitors. — Der Kelch kommt noch einmal an die Lippen Almamens.

Während dieses Ganges der Ereignisse in Granada führt uns unsere Geschichte in das christliche Lager zurück. In einem der in langer Reihe das Gezelt Isabellens umgebenden Zelte, welches den Frauen im Dienste der Königin angehörte, saß ein junges Mädchen allein. Schon fing der Abend zu dämmern an und nur die Umrisse ihrer Gestalt und Züge waren noch zu erkennen, aber selbst diese, nur undeutlich gesehen — die ganze niedergeschlagene Stellung, das gebeugte Haupt, die auf den Knieen gefalteten Hände — ließ schon hinlänglich

erkennen, daß die Träumerei, in welche das Mädchen versunken schien, melancholischer Art war.

„Ach," dachte sie, „welcher Gefahr bin ich ausgesetzt! Könnten mein Vater, mein Geliebter träumen, welcher Verfolgung ihre arme Leila preisgegeben ist!"

Einige große bittere Thränen stahlen sich aus ihren Augen und schlichen unbemerkt ihre Wangen herab. In diesem Augenblicke hörte man das tiefe musikalische Geläute einer Glocke, welche die Anführer des Heeres zum Gebet rief, denn Ferdinand hüllte alle seine weltlichen Plane in ein religiöses Gewand und suchte seinem politischen Kriege den Ehrfurcht einflößenden Charakter eines heiligen Kreuzzuges zu geben.

„Dieser Klang," dachte sie, auf ihre Kniee sinkend, „ruft die Nazarener in die Gegenwart ihres Gottes. Er erinnert mich, eine Gefangene an den Wassern Babylons, daß Gott immer mit den Freundlosen ist. O! komme mir zu Hülfe mit Deinem Schutze, Du, der Du einst auf Ruth blicktest, als sie unter den Aehren stand, und über Dein auserwähltes Volk wachtest in der hungrigen Wüste und in dem Lande der Fremden."

In stumme, inbrünstige Andacht versunken, blieb Leila lange in ihrer rührenden Stellung. Die Glocke hatte aufgehört; draußen war Alles schweigsam und stille, als der Vorhang vor dem Eingange in das Zelt weggeschoben wurde und ein junger Spanier, von Kopf bis zu Fuß in einen langen Mantel gehüllt, hereintrat. Schweigend blickte er auf das knieende Mädchen und erst, als sie sich erhob, machte er seine Gegenwart bemerklich.

„Ach, Holdeste!" begann er und suchte ihre Hand zu fassen, „Du willst meine Briefe nicht beantworten, so siehe mich denn zu Deinen Füßen. Du bist es, welche mich das Knieen lehrt."

„Ihr, Prinz!" sagte Leila bewegt und in augenscheinlicher großer Angst. „Warum mich also beunruhigen und beleidigen? Bin ich nicht ein heiliges Wesen, eine Geißel und ein Pfand? und sollen mir Name, Ehre, Frieden, Alles, was man ein Weib als ihr Theuerstes verehren lehrt, also geraubt werden unter dem Namen einer Liebe, welche für Euch entehrend, für mich selbst eine Schmach ist?"

„Liebliche," antwortete Don Juan mit nachläßigem Lachen, „Du hast in den Mauern da drüben eine Sittenlehre erhalten, von welcher, falls das Gerücht ihnen nicht Unrecht thut, die maurischen Mädchen wenig wissen. Erlaube mir, Dich eine leichtere Moral und eine gesundere Logik zu lehren. Es ist nicht entehrend für einen christlichen Prinzen, eine Schönheit wie Dich anzubeten, es ist keine Schmach für ein als Geißel gegebenes Mädchen, wenn der Infant von Spanien ihr die Huldigung seines Herzens darbringt. Doch, wir verschwenden Zeit; Spionen, neidische Zungen und wachsame Augen sind um uns her und nicht oft kann ich sie täuschen, wie ich jetzt gethan. Schönste, höre mich!" und nun gelang es ihm, ihre Hand zu ergreifen, welche sich vergebens dagegen sträubte; „nun, warum so spröde? was kann ein weibliches Herz wünschen, das meine Liebe dem Deinigen nicht in vollem Maße zu gewähren vermöchte? Sprich nur ein Wort, bezauberndes Mädchen, und ich

will Dich aus dieser Umgebung hinwegtragen, welche Deine sanften Augen verletzt. Unter dem Zelte von Fürsten sollst Du ruhen und in Gärten von Orangen und Rosen auf die Schwüre Deines Anbeters hören. In diesen Armen wirst Du Dich wahrlich nicht nach einer Barbarenheimath, nach einer ihrem Schicksale verfallenen Stadt zurücksehnen. Und macht Dich Dein Stolz, holdes Mädchen, taub gegen die Stimme der Natur, so wisse, daß Spaniens edelste Frauen sich in eifersüchtiger Demuth vor der Geliebten ihres zukünftigen Königs beugen werden. Diese Nacht, höre mich, höre, sage ich, diese Nacht will ich Dich von hier wegbringen! Sei nur die Meinige und gleichviel, ob Du ketzerisch, oder ungläubig, oder wie die Priester Dich nennen mögen — weder Kirche noch König sollen Dich von der Brust Deines Anbeters reißen."

„Wohl gesprochen, Sohn des allerchristlichsten Monarchen!" sagte eine tiefe Stimme, und der Dominikaner Thomas de Torquemada stand vor dem Prinzen.

Juan, wie von einem Donnerstreiche getroffen, ließ die Hand fahren, taumelte einige Schritte zurück und schien sich beschämt und gedemüthigt vor dem Auge des Priesters, das ihn durch die zunehmende Dunkelheit anstarrte, verkriechen zu wollen.

„Prinz," begann der Mönch nach einer Pause wieder, „nicht Euch wird unsere heilige Kirche dieses Verbrechen anrechnen: Euer frommes Herz ist durch Zauberei verstrickt worden. Entfernt Euch."

„Vater," erwiederte der Prinz in einem Tone, in welchem sich trotz seiner Scheu vor diesem furchtbaren

Mann, dem ersten Großinquisitor Spaniens, sein leichtfertiger Geist in halb verstecktem Spotte unwillkürlich eindrängte, „Zauberei aus Augen wie diese, blendete den weisen Sohn eines noch frömmeren Vaters, als selbst Ferdinand von Aragonien."

„Er lästert Gott!" murmelte der Mönch. „Prinz, hütet Euch! Ihr wißt nicht, was Ihr thut."

Der Prinz zögerte, hüllte dann, als erinnerte er sich, daß er hier nachgeben müsse, seinen Mantel um sich und verließ das Zelt ohne ein Antwort.

Blaß und zitternd, mit einer vielleicht nicht minder fühlbaren, wenn auch unbestimmteren und verwirrteren Angst als diejenige, von welcher sie so eben befreit worden, stand Leila vor dem Mönche.

„Setze Dich, Tochter des Ungläubigen," sagte Torquemada, „wir müssen mit Dir reden und so lieb Dir — ich sage nicht Deine Seele, denn ach! Du kennst den Werth dieses kostbaren Schatzes nicht — aber, merke wohl, Weib! so lieb Dir die Erhaltung dieser zarten Glieder und dieser wollüstigen Schönheit ist, beantworte mir der Wahrheit gemäß, was ich Dich fragen werde. Der Mann, welcher Dich hierher gebracht, ist er wirklich Dein Vater?"

„Ach!" antwortete Leila, beinahe ohnmächtig vor Schrecken über diese rohe, drohende Anrede, „er ist in Wahrheit mein einziger Verwandter."

„Und sein Glaube, seine Religion?"

„Ich habe ihn nie beten sehen."

„Hm! er betet nie, bemerkenswerther Umstand. Aber zu welcher Sekte, zu welchem Glauben bekennt er sich?"

„Dieß kann ich Dir nicht beantworten."

„Nun, es gibt Mittel, welche Dir eine Antwort abnöthigen können. Mädchen, sei nicht verstockt, sprich: glaubst Du, er diene dem Tempel des Muhamedaners?"

„Nein! o nein!" antwortete die arme Leila schnell, indem sie glaubte, wenigstens hierin werde ihre Antwort angenehm sein. „Er verwirft, verachtet, verabscheut den Maurenglauben mit (setzte sie hinzu) beinahe allzuwildem Eifer."

„Du theilst also diesen Eifer nicht? Nun, verehrt er insgeheim die christlichen Gebräuche?"

Leila senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Ich verstehe Dein Schweigen. Und in welchem Glauben, Mädchen, wurdest Du unter seinem Dache aufgezogen?"

„Ich weiß nicht, wie man denselben unter den Menschen nennt," antwortete Leila mit Festigkeit, „aber es ist der Glaube an den Einen Gott, der seine Erwählten beschützt und ihre Leiden rächen wird, den Gott, der Himmel und Erde erschaffen und in einer götzendienerischen umnachteten Welt die Kunde von sich und seinen heiligen Geboten von Jahrhundert zu Jahrhundert durch den Mund eines einzigen Volkes in den Ebenen Palästina's und an den Wassern des Hebron fortgepflanzt hat."

„Und in diesem Glauben wurdest Du von Deinem Vater erzogen, Mädchen?" fragte der Dominikaner ruhig. „Ich bin befriedigt. Bleibe hier in Frieden, vielleicht sehen wir uns bald wieder."

Die letzten Worte wurden mit einem sanften, ruhigen Lächeln gesprochen, mit einem Lächeln, worin starrende Augen und im Todeskampf liegende Herzen oft das gespenstische Vorzeichen der Folter und des Pfahles gesehen hatten.

Nachdem er die unglückliche Leila verlassen, schlug der Mönch seinen Weg zu dem nahe gelegenen Zelte Ferdinands ein. Ehe er jedoch dasselbe erreicht hatte, schien ein neuer Gedanke den heiligen Mann zu durchzucken: er änderte die Richtung seiner Schritte und wandte sich nach einem jener kleinen, in katholischen Ländern gewöhnlichen Feldaltäre, die man mitten in einem kleinen Gehölze, neben einem murmelnden Bache, im Rücken des königlichen Zeltes schnell von Holz aufgeführt hatte. Nur eine einzige Schildwache hütete am Eingange in das Gehölz den geheiligten Ort, dessen ausnehmende Einsamkeit und Ruhe einen angenehmen Gegensatz zu der belebten Welt in dem Lager umher bildete. Der Mönch trat zu dem Altar und fiel vor einem zwar rauh geschnitzten, aber reich geschmückten Bilde der heiligen Jungfrau auf seine Kniee nieder.

„Ach, heilige Mutter!“ seufzte dieser sonderbare Mensch, „stärke mich in der Prüfung, für welche ich bestimmt bin. Du weißt, daß der Ruhm Deines gesegneten Sohnes der einzige Zweck ist, für welchen ich lebe und webe und mein Dasein habe; allein bisweilen, ach! wird der Geist von der Schwäche des Fleisches angesteckt. Ora pro nobis, o Mutter der Gnade! Wahrlich, oft sinkt mir der Muth, wenn es meines Amtes die Ehre Deiner heiligen Sache an Jugend und

Zartheit, an Alter und Schwäche zu rächen. Doch was sind Schönheit und Jugend, graue Haare und zitternde Kniee in den Augen des Schöpfers? Elende Würmer sind wir Alle, und Nichts ist dem Angesichte Gottes wohlgefällig, als die Herzen der Gläubigen. Jugend ohne Glauben, Alter ohne Frömmigkeit, Reinheit ohne Gnade, Tugend ohne Heiligkeit sind nur um so abscheulicher durch ihre scheinbare Schönheit, angeweißte Gräber, glänzender Moder. Ich weiß dieß, ich weiß es, doch der irdische Mensch ist mächtig in mir. Stärke mich, daß ich ihn ausreiße, so daß durch eifriges, beständiges Kämpfen mit dem schwachen Arm Dein Knecht zu einer bloßen Maschine umgewandelt werde, die Gottlosen zu bestrafen und die Kirche zu fördern."

Hier erstickten Seufzer und Thränen die Rede des Dominikaners; er krümmte sich in dem Staub, zerriß sein Haar und heulte laut; der Kampf war gräßlich in ihm. Endlich zog er eine aus mehreren, mit kleinen, scharfen Nägeln besetzte, Schnüren bestehende Geisel aus seinem Gewande hervor, streifte dieses und das unter demselben befindliche härene Hemd über die Schultern hinab und ließ die Peitsche mit einer Wuth auf das nackte Fleisch fallen, welche den Rasen bald mit dicken Blutklumpen bedeckte. Die Erschöpfung, welche dieser fürchterlichen Buße folgte, schien den wilden Schwärmer wieder zur Besinnung zu bringen. Ein Lächeln flog über seine Züge, welche nur körperlicher Schmerz von dem angstvollen Ausdrucke geistiger Kämpfe befreite, und als er sich erhob und das härene Hemd über das zerrissene, zitternde Fleisch zog, sprach er:

„Nun hast Du mich gewürdigt, mich zu trösten und bei mir einzukehren, erbarmungsvolle Mutter, und wie durch diese Strenge gegen diesen elenden Leib der Geist erleichtert und beruhigt worden, so gibst Du ein Zeichen und Sinnbild, daß die Leiber der Menschen nicht geschont werden sollen von Denen, welche Seelen zu retten und Völker der Erde in Deinen Pferch zu bringen bemüht sind."

Damit nahm das Gesicht Torquemada's seine gewöhnliche Strenge und leidenschaftslose Ruhe wieder an; er schob die noch von Blut triefende Geisel wieder in den Busen und verfolgte seinen Weg nach dem königlichen Zelte.

Ferdinand fand er über der Berechnung der ungeheuren Kosten seiner Kriegsrüstungen, die ihm so eben von seinem Schatzmeister zugekommen, und die Stirne des trotz seiner Liebe zum Gepränge sparsamen Monarchen war während der Prüfung sehr düster geworden.

„Bei den Bullen Guisando's!" sagte der König ernst, „ich erkaufe das Seelenheil meines Heeres in diesem heiligen Kriege um einen verzweifelt hohen Preis; halten die Ungläubigen noch länger aus, so werden wir unser ganzes Aragonien verpfänden müssen."

„Sohn," erwiederte der Dominikaner, „bei Zwecken wie der Deinige liefert die Vorsehung die weltlichen Mittel nicht. Aber warum zweifelst Du? Liegen nicht die Mittel in Deinem Bereiche? Es ist billig, daß Du nicht allein den Krieg bestreitest, durch welchen die ganze Christenheit verherrlicht wird. Gibt es nicht noch [illegible]dere?"

„Ich weiß, was Du sagen willst, Vater," unterbrach ihn der König schnell, „Du willst andeuten, daß die andern Regenten mich mit Waffen und Geld unterstützen sollten. Sehr billig. Allein sie sind habsüchtig und geizig, Thomas, und Mammon hat sie befleckt."

„Nein, nicht auf Könige ging mein Gedanke."

„Nun denn," nahm der König ungeduldig wieder das Wort, „so wolltest Du bemerken, daß meine eigenen Ritter und Edeln ihre Kassen darbieten und ihre Besitzungen verpfänden sollten. Und dieß sollten sie auch; aber schon jetzt murren sie über das, was sie unsern Bedürfnissen dargebracht."

„Und wirklich," entgegnete der Mönch, „sollten diese edlen Krieger eines Glanzes nicht beraubt werden, der den tapferen Vertheidigern der Kirche wohl geziemt. Nein, höre mich, mein Sohn, und ich will Dir ein Mittel angeben, wodurch nicht die Freunde, sondern die Feinde des katholischen Glaubens zum Sturze des Heidenthums beitragen sollen. In Deinen Besitzungen, besonders in den neu gewonnenen in Andalusien, in dem Königreich Cordova, gibt es Leute von unermeßlichem Reichthum; bis in die Tiefe der Erde hinab sind die gottlosen Schätze ausgesäet, welche sie christlichen Händen geraubt haben und in der Fortsetzung ihres schändlichen Verfahrens verzehren. Sire, ich spreche von dem Volke, das den Herrn gekreuzigt hat."

„Den Juden; ja, aber die Rechtfertigung —"

„Liegt vor Dir. Dieser Verräther, mit welchem Du Unterhandlungen gepflogen, welcher Dir gelobte, Granada zu übergeben, und den man schon am andern

Morgen als Kampfgenossen der Mauren, seine Hände noch roth von dem Blute eines spanischen Märtyrers, fand, gestand er nicht, daß seine Väter diesem verhaßten Volke angehört hätten? Plapperte er nicht mit Dir um die Erhebung seiner Brüder zu dem Range eines Christen? Ließ er nicht unter falschen Vorwänden eine Buhlerin seines Glaubens bei Dir, die durch Zauberei und mit Hülfe des Bösen das Herz des Erben des allerchristlichsten Königs zu wahnsinniger Leidenschaft verführt hat?“

„Ha! so bringt dieser leichtfertige Knabe doch immer Schmach über uns!“ sagte der König bitter.

„Nun,“ fuhr der Dominikaner fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „hast Du hier nicht Rechtfertigung genug, um dem ganzen Geschlechte das Lösegeld seines Lebens abzunöthigen? Merke auf die in die Augen springenden Beweise dieser Verschwörung der Hölle. Der Auswurf der Menschheit gebrauchte diesen listigen Unterhändler, um mit Dir wegen ihrer Erhebung zu unterhandeln, und um ihren frevelhaften Absichten die Krone aufzusetzen, werden die Künste, welche Salomon verführten, gegen Deinen Sohn angewendet. Die Schönheit des fremden Mädchens fesselt seine Sinne, damit mittelst des zukünftigen Herrschers von Spanien jüdische List eine Herrschaft jüdischen Ehrgeizes gründe. Weißt Du (setzte er hinzu, als er bemerkte, daß ihm Ferdinand mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte), weißt Du, ob nicht der nächste Schritt Deine geheime Ermordung gewesen wäre, und das Opfer der Zauberkraft, der Liebling der Jüdin,

statt des mächtigen, unbesiegbaren Ferdinand jetzt regierte?"

„Laß dieß, Vater," sagte der König nachdenklich; „jedenfalls sehe ich Grund genug, um eine Besteuerung dieser Diener des Mammon zu rechtfertigen."

„Aber obgleich uns der gemeine Menschenverstand sagt," fuhr Torquemada fort, „daß dieser verkappte Israelite für einen so großen Plan nicht ohne Anstiftung seiner Brüder, nicht nur in Granada, sondern in ganz Andalusien, gehandelt haben konnte, wäre es nicht gut, von ihm und dem in dem Lager befindlichen Mädchen ein Geständniß zu erhalten, so daß wir hinreichende unläugbare Beweise vor uns hätten, um jede üble Nachrede nicht nur von den Gottlosen, sondern auch von dem allzuzarten Gewissen der Rechtschaffenen zum Schweigen zu bringen? Selbst die Königin, welche die Heiligen immer behüten mögen, hat stets ein zu weiches Herz für diese Ungläubigen, und —"

„Ganz richtig!" rief der König, Torquemada abermals unterbrechend; „Isabella, die Königin von Castilien muß von der Gerechtigkeit aller unserer Handlungen überzeugt sein."

„Und sollte bewiesen werden, daß Dein Thron oder Dein Leben in Gefahr waren, und daß Zauberkunst angewendet wurde, um Deinen königlichen Sohn zu der Liebe für ein Judenmädchen zu verführen, zu einer Liebe, welche die Kirche an sich schon für ein der Excommunication werthes Verbrechen hält, so würde Isabella gewiß unseren Absichten entgegenkommen, statt denselben entgegenzuwirken."

„Heiliger Freund," sagte Ferdinand mit Kraft, „stets ein Tröster für diese Welt wie für die andere, Dir und der neuen Dir anvertrauten Macht übergeben wir dieses Geschäft: verfahre rasch; die Zeit drängt, Granada ist hartnäckig, der Schatz nimmt immer ab."

„Sohn, Du hast genug gesagt," versetzte der Dominikaner und murmelte mit geschlossenen Augen eine kurze Dankesbezeugung her. „Jetzt an meine Arbeit."

„Doch halt," sagte der König mit veränderter Miene, „folge mir in das Oratorium; mein Herz ist beladen, und ich sehne mich nach den Tröstungen des Beichtstuhles."

Der Mönch gehorchte, und während Ferdinand, dessen bewundernswürdige Geisteskräfte mit dem schwächsten Aberglauben verbunden waren, der aus Politik die Ungläubigen verfolgte, aber in seinem eigenen Herzen glaubte, er strafe sie bloß aus Frömmigkeit, während er unter reuevollen Thränen die schwere Sünde beichtete, einige Ave's vergessen, einige Rosenkränze nicht gebetet zu haben, und während der Dominikaner ermahnt, straft oder tröstet, fiel es weder dem Fürsten, noch dem Mönche ein, daß in der Grausamkeit, die einen Mitmenschen folterte, oder in der Habsucht, welche Vorwände suchte, um ein ganzes Volk auf die Folter zu spannen, irgend eine zu beichtende Sünde liege, irgend eine Buße dafür aufzulegen sei! Und doch sagen uns manche Philosophen, das Gewissen sei ein hinreichender Führer für den Menschen!

Siebentes Kapitel.

Das Tribunal und das Wunder.

Es war mitten in der Nacht, das Heer lag im Schlafe, als vier Krieger, welche der heiligen Brüderschaft angehörten, zwischen sich einen Mann, dessen Handfesseln den Gefangenen verriethen, in tiefem Schweigen auf ein großes Zelt in der Nähe des königlichen Pavillons zuschritten. Ein tiefer Graben, furchtbare Verschanzungen und in kurzen Zwischenräumen aufgestellte Schildwachen deuteten an, wie hoch man die Sicherheit dieses Theiles des Lagers halte. Das Zelt, welchem sich die Krieger näherten, war dem Umfange nach größer als selbst das königliche, ein Haus von Segeltuch, umgeben von einer Mauer aus massiven Steinen; auf dessen Gipfel erblickte man im hellen Sternenlichte ein kleines, schwarzes Fähnchen mit darauf gewirktem weißen Kreuze. Die Soldaten machten an der in der Mauer befindlichen Thüre Halt, übergaben ihren Gefangenen unter leise ausgesprochenem Losungswort an zwei riesige Schildwachen, und blieben dann, während diese beiden Männer mit dem Gefangenen weiter gingen, stumm und bewegungslos auf dem Posten: denn ernstes Schweigen und spartanische Mannszucht waren die Merkmale der Brüderschaft der heiligen Hermandad.

Der Gefangene hielt, als er jetzt dem Zelte näher kam, einen Augenblick an, sah festen Blickes umher, als

wollte er den Ort seinem Gedächtnisse einprägen, und folgte dann mit unwilliger, aber stolzer Miene seinen Wächtern. Er kam durch zwei dämmerige und dem Anscheine nach nicht bewohnte Abtheilungen des Zeltes. Dann erschien ein Mann in einem langen schwarzen Gewande, mit einem weißen Kreuze auf der Brust; einige Zeichen wurden durch die Finger gewechselt, und im nächsten Augenblicke stand Almamen, der Hebräer, in einem großen Gemache (wenn man eine Abtheilung des Zeltes so nennen kann), das mit schwarzem Tuche behangen war. An dem oberen Ende des Zimmers befand sich eine Erhöhung, auf welcher an einem langen Tische drei Männer saßen; an der obersten Stelle sah man das ruhige, strenge Gesicht von Thomas de Torquemada. Der Eingang des Zeltes war von zwei Männern bewacht, deren Kleidung in Farbe und Schnitt derjenigen der beiden Wachen glich, welche Almamen vor den Inquisitor gebracht hatten; Jeder trug eine lange Lanze und hatte ein langes, zweischneidiges Schwert an der Seite. Außer den genannten Personen war Niemand in dem düsteren, verhängnißvollen Gemache anwesend.

Der Israelite blickte mit bleichem Gesichte, aber blitzendem, hohnvollem Auge umher, und als er dem Blicke des Dominikaners begegnete, war es beinahe, als ob jeder dieser beiden, durch die Strenge ihres Wahnes und die Macht der Leidenschaft so hoch über ihrem Mitgeschlechte stehenden Menschen, nur durch einen Blick sich seiner Uebermacht zu vergewissern und seinen Feind zu zermalmen suchte. In der That ließ jedoch Keiner

dem Anderen Gerechtigkeit widerfahren, und die unwillige Verachtung Almamens wurde durch den kalten, eisigen Hohn des Dominikaners erwiedert.

„Gefangener," sagte Torquemada (der zuerst den Blick niederschlug), „ein weniger stolzes und hartnäckiges Benehmen möchte wohl Deiner Lage besser angestanden haben; doch gleichviel: unsere Kirche ist sanft und demüthig. Wir haben in erbarmungsvoller, väterlicher Hoffnung nach Dir geschickt: denn obwohl Dein Leben, als das eines Spions und Verräthers, bereits verwirkt ist, möchten wir doch dasselbe gerne erhalten und der Buße aufbewahren. Diese Hoffnung magst Du immer nähren, denn die Natur in uns Allen ist schwach und klammert sich an das Leben, diesen Strohhalm des untersinkenden Schiffers."

„Priester, wenn Du ein solcher bist," erwiederte der Hebräer, „ich habe bereits, als ich in das Lager gebracht wurde, die Gründe angegeben, wegen deren man mich unter den maurischen Truppen festhielt. Mein Eifer für den König von Spanien war es, der mich in diese Gefahr brachte. Soll, nachdem ich dieser um seinetwillen über mich gekommenen Gefahr entronnen, der König von Spanien mein Ankläger und Richter sein? Trachtet man jedoch in dankbarer Erinnerung des Anerbietens meiner unschätzbaren Dienste nach meinem Leben, so bin ich bereit, es hinzugeben. Thu Dein Schlimmstes und sage dann Deinem Herrn, daß er durch meinen Tod mehr verliert, als er durch das Leben von dreißigtausend Kriegern gewinnen kann."

„Höre auf mit diesem eiteln Geschwätze," sagte der Großinquisitor verächtlich, „und glaube nicht, Du könnest mit leeren Worten den hohen Verstand Ferdinands von Spanien täuschen. Du hast Dich jetzt wegen noch stärkeren Beschuldigungen als des Verrathes an dem Könige, dem Du zu dienen vorgabst, zu vertheidigen. Ja, Ungläubiger, Du hast Dich wegen der Lästerung des Gottes, den Du anbeten solltest, zu rechtfertigen. Gestehe die Wahrheit: Du gehörst zu dem Volke und dem Glauben Israels?"

Der Hebräer runzelte finster die Stirne. „Der Mensch," sprach er feierlich, „ist ein Richter der Thaten des Menschen, nicht seiner Meinungen. Ich werde Dir nicht antworten."

„Bedenke Dich! Wir haben Mittel, denen die stärksten Nerven und das festeste Herz nicht zu trotzen im Stande waren. Bedenke Dich, gestehe!"

„Deine Drohungen schrecken mich nicht," sagte der Hebräer, „aber ich bin ein Mensch; und da Du die Wahrheit wissen willst, so sollst Du sie ohne Folter erfahren. Ich gehöre dem Volke an, dem die Apostel Deiner Kirche angehörten: ich bin ein Jude."

„Er gesteht, schreibt seine Worte nieder. Gefangener, Du hast wohl gethan, und wir bitten den Herrn, daß Du, so fortfahrend, der Folter und dem Tode entgehen mögest. Und in diesem Glauben wurde Deine Tochter erzogen? Antworte."

„Meine Tochter! Gegen sie liegt keine Beschuldigung vor! Bei dem Gotte Sinai's und Horebs, Ihr dürft kein Haar dieses unschuldigen Hauptes krümmen!"

„Antworte," wiederholte der Inquisitor kalt.

„Ich antworte. Sie wurde nicht als Abtrünnige des Glaubens ihres Vaters erzogen."

„Schreibt das Geständniß nieder. Gefangener," begann der Dominikaner nach einer kurzen Pause wieden, „nur noch wenige Fragen sind übrig; beantworte sie wahr, und Dein Leben ist gerettet. In Deiner Verschwörung, um Deine Glaubensgenossen in Andalusien zu Macht und Ansehen, oder, wie Du es listig nanntest, zu Gesetzesgleichheit mit den Verehrern unseres gebenedeiten Herrn zu erheben; in Deiner Verschwörung (durch was für schwarze Künste will ich jetzt nicht wissen, protege nos, beate Domine!), das Herz des Infanten von Spanien in eitler Liebe zu Deiner Tochter zu verstricken — still, sage ich, schweige! — in dieser Verschwörung wurdest Du durch gewisse Juden in Andalusien unterstützt, angereizt oder bestärkt — —"

„Halt, Priester!" rief Almamen heftig, „Du nanntest mein Kind. Höre ich recht? Unter die geheiligte Obhut eines Königs und Ritters gestellt, ist ihr, o, antworte mir, ich flehe dich an, ist ihr durch die freche Bewerbung eines Abkömmlings des Königs Schmach angethan worden? Antworte! Ich bin ein Jude, aber ich bin auch Vater und Mensch."

„Dieser erkünstelte Affekt täuscht uns nicht," sagte der Dominikaner, der, selbst abgeschnitten von den Banden des Lebens, Nichts von deren Macht wußte. „Antworte auf die Dir vorgelegte Frage: nenne Deine Mitschuldigen!"

„Ich habe Dir Alles gesagt. Du hast mir Ant=

wort verweigert. Ich biete Dir Trotz: meine Lippen sind verschlossen."

Der Großinquisitor sah seine Amtsgenossen an und erhob die Hand. Die Collegen flüsterten leise zusammen; einer von ihnen erhob sich und verschwand hinter dem Vorhange im Hintergrunde des Zeltes. Augenblicklich flogen die Vorhänge auseinander, und der Gefangene sah ein anderes Gemach, mit verschiedenen Instrumenten behangen, deren Bestimmung hinlänglich durch ihre Gestalt verrathen wurde, während neben der in der Mitte des Schreckenszimmers stehenden Folter eine lange, schaudererregende Figur stand, die Arme entblößt, die Augen gleichsam instinktartig auf den Gefangenen gerichtet.

Almamen blickte mit fester Miene auf diese furchtbaren Vorkehrungen. Die Wächter am Eingange des Zeltes traten herzu, nahmen dem Hebräer die Fesseln von Händen und Füßen, und führten ihn zu der angedeuteten Folterstätte.

Plötzlich blieb der Israelite stehen.

„Priester," sagte er in bescheidenerem Tone, als er bis jetzt gesprochen, „die Nachrichten, die Du mir über die einzige Tochter meines Hauses und meiner Liebe mittheiltest, verwirrten mich einen Augenblick. Gönne mir nur einen Moment, um meine Sinne zu sammeln, und ich will ohne Zwang Alles beantworten, was Du mich fragen magst. Gestatte, daß mir Deine Fragen wiederholt werden."

Der Dominikaner, der seine Grausamkeit gegen Andere durch seine eigene Unempfindlichkeit gegen die

Furcht und durch seine Verachtung körperlicher Schmerzen gerechtfertigt glaubte, lächelte mit bitterer Verachtung über das anscheinende Schwanken des Gefangenen; da er jedoch an der Quälerei, um der bloßen Qual willen, keinen Gefallen fand, so winkte er den Wachen, den Israeliten los zu lassen, und erwiederte mit ungewöhnlich milder, freundlicher Stimme:

„Gefangener, könnten wir Dich selbst durch die härteste Qual unseres eigenen Fleisches vom Schmerz erretten, so würden wir, der Himmel ist unser Zeuge, gerne uns selbst der Folter unterziehen, für welche wir Dich bestimmt hatten. Halte an, schöpfe Athem, sammle Dich. Du sollst drei Minuten Bedenkzeit haben, welchen Weg Du einschlagen willst, ehe wir die Fragen wiederholen. Dann aber hüte Dich, mit unserer Nachsicht Dein Spiel zu treiben."

„Das ist genug, ich danke Dir," sagte der Hebräer mit anscheinend dankbarer Stimme. Damit neigte er das Gesicht gegen die Brust, die er, wie in tiefem Nachdenken, mit den Falten seines langen Gewandes bedeckte. Kaum war die Hälfte der ihm gegebenen kurzen Frist verstrichen, als er das Haupt wieder erhob und dabei seinen Mantel zurückschlug. Der Dominikaner stieß einen lauten Schrei aus, die Wachen fuhren scheu zurück. Eine wunderbare Veränderung war mit dem beabsichtigten Opfer vorgegangen: er schien buchstäblich in Feuer gehüllt. Flammen brachen aus seinem Munde und spielten mit seinen langen Locken, welche, die Gluth auffangend, wie Schlangen aus brennendem Lichtstoff über seine Schultern hinabkrochen; blutroth

waren Brust und Glieder, der hohe Hut und der ausgestreckte Arm, und als er so nur einen Moment den schaudernden Blicken seiner Richter begegnete, schien er in der That all den Aberglauben der damaligen Zeit zu rechtfertigen — nicht mehr der zitternde Gefangene, sondern der mächtige Dämon oder der furchtbare Magier.

Der Dominikaner war der Erste, der seine Besinnung wieder bekam. „Greift den Zauberer!“ rief er, aber Niemand rührte sich. Ehe noch der Ruf auf seinen Lippen erstorben, zog Almamen eine Phiole aus der Brust und warf dieselbe auf den Boden; sie zerbrach in tausend Stücke; ein Nebel stieg in dem Gemache auf, verbreitete sich, wurde dicht, schwarz, eine plötzliche Nacht, welche die Lampen nicht zu durchdringen vermochten. Die leuchtende Gestalt des Hebräers wurde düster und dämmerig, bis sie in dem Schatten verschwand. Auf alle Augen schien Blindheit zu fallen. Es herrschte Todesstille, nur unterbrochen durch einen Schrei und einen Seufzer, und als sich nach einigen Minuten die Dunkelheit allmälig verlor, war Almamen fort. Einer der Wächter lag in seinem Blute auf dem Boden; man hob ihn auf: er hatte den Gefangenen greifen wollen und dabei eine tödtliche Wunde erhalten. Während er diese Erklärung stammelte, starb er. In der Verwirrung und Angst bemerkte man erst nach Verfluß von einiger Zeit, daß sich der Gefangene lange genug aufgehalten, um dem sterbenden Wächter seinen langen Mantel abzuziehen, ein Beweis, daß er besorgte, seine geheimen Künste möchten ohne Hülfe

eines natürlichen Mittels nicht hinreichen, ihn sicher aus dem Lager zu bringen.

„Der Satan ist unter uns gewesen," rief der Dominikaner feierlich und fiel auf die Kniee, „lasset uns beten!"

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Isabella und das Judenmädchen.

Während dieses Auftrittes vor Torquemada's Richterstuhl war Leila aus ihren fortwährenden Befürchtungen, gegen welche anzukämpfen ihre zarte Natur wie ihre prachtvolle Erziehung sie gleich wenig tauglich machten, vor die Königin berufen worden. Diese begabte, hochgesinnte Fürstin, deren Tugenden ihr selbst, deren Fehler ihrer Zeit angehörten, war zwar nicht ganz frei von dem Aberglauben und Etwas von dem unduldsamen Geiste ihres königlichen Gemahles, aber auch wo ihr Glaube mit den Verfolgungen einverstanden war, neigte sich ihr Herz immer zur Gnade, und ihre Stimme allein war es, welche dem glühenden Eifer Torquemada's entgegen arbeitete und die Leiden der Unglücklichen milderte, welche unter dem Verdachte der Ketzerei fielen. Glücklicher Weise war ihr Gefühl für Gerechtigkeit nicht minder stark wie dasjenige für Mitleid, und oft, wenn sie einen Angeklagten nicht retten konnte, verhinderte sie wenigstens, daß die Folgen des ihm Schuld

gegebenen Verbrechens auf die schuldlosen Glieder seines Hauses oder Stammes fielen.

Zwischen seiner Unterredung mit Ferdinand und dem Verhöre Almamens hatte der Dominikaner die Königin aufgesucht und ihr mit glühenden Farben nicht nur den Verrath des Hebräers, sondern auch die Folgen der gottlosen Liebe ihres Sohnes zu Leila geschildert. In jenen Tagen hielt man eine Verbindung zwischen einem christlichen Ritter und einer Jüdin für eine kaum sühnbare Sünde, und Isabella faßte allen Abscheu vor dem Vergehen ihres Sohnes, der in einer frommen Mutter und einer stolzen Königin natürlich war. Allein sie konnte trotz aller Vorstellungen des Mönches nicht vermocht werden, Leila dem Inquisitionstribunale zu übergeben, und dieser erst neuerdings errichtete Gerichtshof wagte es nicht, ohne die Zustimmung der Königin eine Person zu greifen, welche unter deren unmittelbarem Schutze stand.

„Fürchtet Nichts, Vater," sprach Isabella mit ruhiger Festigkeit, „ich will es auf mich nehmen, das Mädchen zu prüfen, und werde sie wenigstens jeder Möglichkeit, zu verführen oder von diesem gottlosen Knaben verführt zu werden, entziehen. Aber sie wurde als Pfand und Geißel unter des Königs und meine Obhut gestellt; wir nahmen die Geißel an, und somit ist unsere königliche Ehre für die Sicherheit des Mädchens verpfändet. Der Himmel sei für, daß ich das Dasein von Zauberkünsten läugnen sollte, da wir wissen, daß dieselben vom Satan herrühren, aber ich fürchte, daß bei dieser Grille Juans mehr gegen das

Mädchen gesündigt wurde, als daß ihr eine Schuld beigelegt werden könnte; ohne Zweifel kennt mein Sohn den unglücklichen Glauben der Jüdin nicht: die Kunde hievon wird allein hinreichen, ihn von seinem Irrthume zu heilen. Ihr schüttelt den Kopf, Vater; aber ich wiederhole es, ich werde in dieser Angelegenheit hier handeln, um das Vertrauen, das ich fordere, zu rechtfertigen. Geht, guter Thomas. Wir haben nicht so lange regiert, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß wir ein schlichtes Mädchen allein beaufsichtigen und behandeln können."

Die Königin reichte dem Mönche die Hand mit einem bei aller Würde so lieblichen Lächeln hin, daß selbst dieses rauhe Herz besänftigt wurde; mit einem widerstrebenden Seufzer und einem gemurmelten Gebete, Isabellens Absichten mögen zum Besten geleitet werden, verließ Torquemada die Königin.

„Das arme Kind!" dachte Isabella, „diese zarten Glieder, diese zerbrechliche Gestalt taugen nicht für die strenge Obhut jenes Mönches. Sie scheint sanft, und in ihrem Gesichte liegt die nachgebende Milde unseres Geschlechtes; ohne Zweifel ist sie durch gelinde Mittel zur Abschwörung ihres Glaubens zu bewegen, und die Mauern irgend eines heiligen Klosters dürften sie ebensowohl vor dem lüsternen Blicke meines Sohnes wie vor dem eisernen Eifer des Inquisitors verbergen. Ich will sie sehen."

Als Leila in das Zelt der Königin trat, bemerkte Isabella, welche sich allein daselbst befand, mit mitleidigem Auge den zitternden Schritt, und als Jene

auf Befehl der Königin den Schleier aufschlug, sprachen die Blässe ihrer Wangen und die Spuren frischer Thränen mit mehr Erfolg zu dem Herzen Isabellens, als die frommen Schmähungen Torquemada's hervorzubringen im Stande gewesen.

„Mädchen," sprach Isabella ermuthigend, „ich fürchte, Du bist durch die sinnlose Grille des jungen Prinzen gequält worden. Denke nicht mehr daran. Bist Du aber wirklich diejenige, für welche ich Dich gehalten und Anderen mit Bestimmtheit zu schildern gewagt, so unterwirf Dich bereitwillig den Mitteln, die ich Dir angeben will, um ferner derartige Anträge, welche nur Deinem guten Namen schaden können, zu verhüten."

„Ach, meine Gebieterin!" sagte Leila, während sie neben der Königin auf ein Knie niedersank, „von ganzem Herzen dankbar, will ich freudig jede Freistätte annehmen, welche mir Einsamkeit und Frieden bietet."

„Die Freistätte, zu der ich Deine Schritte leiten möchte," erwiederte Isabella feierlich, „ist wirklich eine solche, deren Einsamkeit heilig, deren Frieden der Frieden des Himmels ist. Doch hievon später. So willst Du also nicht zaudern, das Lager ohne Vorwissen des Prinzen und ohne daß er Dich suchen kann, zu verlassen?"

„Zaudern, hohe Gebieterin? Ach, wie soll ich vielmehr meinen Dank ausdrücken!"

Ich habe nicht falsch in diesem Gesichte gelesen, dachte die Königin, als sie fortfuhr: „Sei es so; die nächste Nacht sei dazu bestimmt. Ziehe Dich dort in

das Innere des Zeltes zurück; die Sänfte soll sogleich für Dich bereitet werden, und noch vor Mitternacht sollst Du in Sicherheit unter dem Dache eines der tapfersten Ritter und einer der edelsten Frauen schlafen, deren sich unser Königreich rühmen kann. Du wirst einen Brief mitbekommen, Mädchen, der Dich der Fürsorge Deiner Wirthin ausdrücklich anempfiehlt — Du wirst sie von liebevoller, mütterlicher Natur finden. Und o, Kind!" setzte die Königin mit wohlwollender Stimme hinzu, „verhärte Dein Herz nicht gegen sie, höre mit lernbegierigem Sinne auf ihre freundlichen Predigten, und mögen Gott und sein Sohn den Rath dieser frommen Frau segnen, daß eine neue Verirrte der unsterblichen Heerde gewonnen werde!"

Leila hörte verwundert zu, antwortete aber Nichts; erst am Eingange in die innere Abtheilung des Zeltes blieb sie plötzlich stehen und sagte:

„Verzeiht mir, gnädige Königin, aber darf ich eine Frage an Euch thun? Sie betrifft nicht mich selbst."

„Sprich und fürchte Nichts."

„Mein Vater — hat man Nichts von ihm gehört? Er versprach, vor Ablauf des fünften Tages sein Kind wieder zu sehen, und ach! dieser Tag ging vorüber, und noch immer bin ich allein in dem Hause des Fremden."

„Unglückliches Kind!" sprach Isabella zu sich selbst, „Du weißt weder von seinem Verrathe, noch von seinem Schicksale — doch wozu auch? Unkundig dessen, was Dir später zum Segen gereichen soll, bleibe auch unkundig dessen, was Dich jetzt betrüben würde. Habe guten Muth, Mädchen," antwortete die Königin laut,

„ohne Zweifel haben gewichtige Gründe seine Ankunft verhindert. Doch soll es Dir an Freunden nicht fehlen im Hause des Fremden.“

„Ach! edle Königin, verzeiht mir noch ein einziges Wort. Mehr als einmal war ein rauher alter Mann bei mir, dessen Stimme das Blut in meinen Adern erstarrt; er befragt mich in dem Tone eines Feindes, der dem Kinde Etwas zum Nachtheil des Vaters entlocken möchte. Dieser Mann — Ihr kennt ihn, gnädige Königin — hat doch nicht die Macht, meinem Vater Etwas zu Leide zu thun?“

„Beruhige Dich, Kind! Der Mann, von welchem Du sprichst, ist ein Priester Gottes, und der Schuldlose hat Nichts von seinem ehrwürdigen Eifer zu besorgen. Für Dich selbst sei, ich wiederhole es, guten Muthes; an dem Orte, dem ich Dich bestimme, wirst Du ihn nicht mehr sehen. Sei getrost, armes Kind — weine nicht: Jeder hat seine Sorgen; unsere Pflicht ist, in diesem Leben zu dulden und die Hoffnung bloß für das künftige aufsparen.“

Die Königin, selbst jenem häuslichen Kummer bestimmt, welchen weder Pomp mildern, noch Macht beschwichtigen kann, sprach mit prophetischer Trauer, die das durch ihren freundlichen Blick und Ton besänftige Herz noch mehr rührten, und mit dem natürlichen Impulse eines Wesens, das seine Erziehung nicht in dem strengen Ceremonielle des Hofes erhalten, trat Leila plötzlich vor, fiel auf die Kniee nieder, faßte die Hand ihrer Beschützerin und küßte sie unter Thränen mit Wärme.

„Seid Ihr auch unglücklich?“ sagte sie; „ich will für Euch zu meinem Gotte beten!“

Die Königin, überrascht und bewegt durch eine Handlung, die, wären Zeugen zugegen gewesen, vielleicht (denn so ist die menschliche Natur) nur ihre castilianischen Vorurtheile verletzt haben würde, ließ ihre Hand in Leila's dankbarer Umschlingung, und sprach, indem sie die andere auf die reichen, üppigen Locken des knieenden Mädchens legte, mit sanfter Stimme: „Und Dein Gebet soll Dir und mir Früchte bringen, wenn Dein und mein Gott ein und derselbe ist. Er segne Dich, Mädchen! Ich bin eine Mutter — Du bist mutterlos — Segen über Dich!“

Zweites Kapitel.

Prüfung des Judenmädchens, wobei die Geschichte von dem Aeußeren zu dem Inneren übergeht.

Zu derselben Stunde, beinahe zu derselben Minute, wo Almamen seine geheimnißvolle Flucht aus dem Zelte der Inquisition bewerkstelligte, hielt das aus einigen auserlesenen Kriegern von Isabella's eigener Leibwache bestehende Geleite für Leila's Sänfte, nachdem dasselbe das Lager hinter sich, denjenigen Theil des Gebirgspasses, welcher sich in der Gewalt der Spanier befand, durchzogen und eine steile Anhöhe erstiegen hatte, vor den Thoren eines stark befestigten, in der Geschichte jenes denkwürdigen Krieges sehr berühmten Schlosses. Das rauhe „Wer da?“ der Schildwache, das Knar=

ren der Thorflügel, der Hufschlag auf dem rauhen Pflaster der Schloßhöfe und das flackernde Licht der Fackeln, das auf strenge, bärtige Gesichter fiel und die mondbeglänzten Zinnen und Pfeiler der Feste seltsam anstrahlte — weckten Leila mehr aus einer Art Betäubung als Schlaf, worein die Mühen und Aufregungen des Tages ihre Sinne gesenkt hatten. Ein alter Seneschall führte sie durch große, düstere Hallen (wie unähnlich den schimmernden Gemächern und phantastischen Arkaden ihres maurischen Hauses!) in ein ungeheures, mit flandrischen Tapeten behangenes Zimmer gothischer Bauart. Nach wenigen Augenblicken drängten sich schnell aus dem Schlafe geweckte Mädchen mit einer Ehrerbietung um sie her, welche ihr gewiß nicht zu Theil geworden, hätte man ihre Geburt und ihren Glauben gekannt. Sie sahen mit Verwunderung auf ihre außerordentliche Schönheit und fremdartige Tracht, und betrachteten offenbar den neuen Gast als eine willkommene Vermehrung der kleinen Gesellschaft im Schlosse. Unter allen anderen Verhältnissen würde die Fremdartigkeit alles dessen, was sie sah, und die unheimliche Düsterheit des ihr angewiesenen Zimmers das Gemüth eines jungen Mädchens, deren Schicksal so plötzlich von der höchsten Ruhe zu der heftigsten Aufregung übergegangen war, herabgestimmt haben. Aber jede Veränderung war eine Erleichterung gegen den Lärm des Lagers, die Bewerbungen des Prinzen und die unheilverkündende Stimme und Miene Torquemada's, und so blickte Leila mit der Empfindung um sich, daß das Versprechen der Königin erfüllt

sei und sie sich schon unter den Segnungen des Schutzes und der Ruhe befinde. Gleichwohl dauerte es lange, ehe der Schlaf abermals auf ihre Augenlider sank, und als sie erwachte, schien die Mittagssonne hell durch den Gitterladen. Neben ihrem Bette saß eine in Jahren vorgerückte Matrone von freundlichen, einnehmenden Zügen, die durch einen Ausdruck sanfter, zur Gewohnheit gewordenen Melancholie noch anziehender wurden. Sie war in Schwarz gekleidet, aber die reichen, in Aermel und Mieder eingestickten Perlen, das Kreuz von Juwelen, das an einer Kette von massivem Golde hing, und mehr noch ein gewisses Ansehen von Würde und Herrschaft, ließen selbst die unerfahrenen Augen Leila's deren auffallend höheren Rang erkennen.

„Du hast lange geschlafen, Tochter," sprach die Dame mit wohlwollendem Lächeln, „möge Dein Schlummer Dich gestärkt haben! Zu meinem Bedauern habe ich erst diesen Morgen Deine Ankunft erfahren, sonst wäre ich die Erste gewesen, das mir von meiner königlichen Gebieterin anvertraute Pfand zu begrüßen."

Mehr noch aus dem Blicke als aus den Worten der Donna Inez de Querada sprach eine tröstende, zärtliche Theilnahme, die ein Balsam für Leila's Herz war. Wirklich war sie der Gast vielleicht der einzigen Dame Spaniens von reinem und christlichem Blute geworden, welche den Namen von Leila's Volksstamm nicht verachtete oder verwünschte. Donna Inez war selbst einem Juden zu Dank verpflichtet, den sie dem ganzen Geschlechte abzustatten suchte. Viele Jahre vor der Zeit unserer Erzählung hatten ihr Gemahl und sie sich in

Folge einer wichtigen Staatssendung in dem damals enge mit der Politik Spaniens verflochtenen Neapel aufgehalten. Sie hatten einen einzigen Sohn, einen Jüngling von wildem, unbeständigem Charakter, den sein Hang zu Abenteuern nach dem Oriente trieb. In einem jener heißen Länder wurde der junge Querada durch die Karavanserai eines reichen Reisenden aus Räuberhänden befreit. Mit diesem Fremden trat er in jenes vertraute Verhältniß, das zwischen wandernden, romantisch gesinnten Menschen ohne eine andere Sympathie als die des gleichen Lebenszweckes stattfindet. In der Folge entdeckte er, daß sein Gefährte dem jüdischen Glauben angehöre, bebte mit dem gewöhnlichen Vorurtheile seines Standes und Zeitalters vor der Freundschaft, die er gesucht, zurück, und verließ, die schuldige Dankbarkeit vergessend, seinen Gefährten. Des Umherwanderns endlich müde, hatte er die Heimreise angetreten, als ihn plötzlich ein sehr heftiges Fieber befiel, das man irriger Weise für die Pest hielt: Alles floh vor der Ansteckung der vermeintlichen Krankheit, er sah sich dem Tode preisgegeben. Ein Mensch erfuhr seinen Zustand, wartete ihn ab, pflegte ihn und half ihm, erfahren in den tieferen Geheimnissen der Heilkunst, wieder zum Leben und Gesundheit; es war derselbe Jude, der ihn von den Räubern errettet hatte. Bei dieser zweiten, noch unschätzbareren Verbindlichkeit schwanden die Vorurtheile des Spaniers; er faßte eine tiefe, dankbare Anhänglichkeit für seinen Erretter; sie lebten einige Zeit beisammen, und der Israelit begleitete endlich den jungen Querada nach Neapel. Inez

hatte schon vorher ein lebhaftes Gefühl für den ihrem einzigen Sohne verliehenen Dienst genährt, und diese Empfindung war verstärkt worden nicht nur durch das Erscheinen des Israeliten, der, wundervoll und stattlich, durchaus keine Aehnlichkeit mit der kriechenden Servilität seiner Glaubensgenossen hatte, sondern auch durch die auffallende Schönheit und den feinen Anstand seiner ihm damals neuvermählten Gattin, die er aus dem Lande, das Christen und Juden gleich heilig ist, heimgeführt. Der junge Querada überlebte seine Rückkehr nicht lange; seine Constitution war durch das lange Reisen und die auf seine heftige Krankheit gefolgte Schwäche zu Grunde gerichtet. Auf seinem Sterbebette hatte er die Mutter, welche er kinderlos zurückließ und deren Religionsvorurtheile weniger hartnäckig als die seines Vaters waren, gebeten, nie die Dienste zu vergessen, welche ihm ein Jude geleistet, und die einzige in ihrer Macht stehende Erwiederung, die einzige, welche der Jude selbst verlangt, dadurch ausgesprochen, daß sie keine Gelegenheit vorbeilasse, das Elend zu trösten oder zu lindern, dem der Aberglaube der Zeit das unterdrückte Geschlecht seines Wohlthäters so oft aussetzte. Donna Inez hatte das dem letzten Sprößlinge ihres Hauses gegebene Versprechen getreulich gehalten und sich nach der Rückkehr nach Spanien durch die Macht und den Ruf ihres Gemahls und durch ihre engeren Verbindungen, so wie noch mehr in Folge einer in früher Jugend mit der Königin geschlossenen Freundschaft, oft im Stande gesehen, manche Verfolgung und manche falsche Beschuldigung unter irgend welchem Vorwande

abzuwenden, zu welcher der Reichthum irgend eines Sohnes Israels der Grund war, während solche auf Rechnung seines Glaubens ging. Ja, bei allen natürlichen Gefühlen einer strengen Katholikin war sie ernstlich bemüht gewesen, die Gunst, welche sie sich also bei den Juden errungen, zugleich als Mittel ihres frommen Eifers zu gebrauchen, denselben ein mehr als nur zeitliches Glück zu verschaffen. Durch sanfte Mittel hatte sie die Bekehrungen versucht, welche die Gewalt nicht zu Stande zu bringen vermocht, und in manchen Fällen war ihr Erfolg merkwürdig gewesen. Auf diese Art war die gute Donna in einen Ruf von Heiligkeit gekommen, und Isabella hatte richtig erwogen, daß sie keine Beschützerin für Leila auserlesen könne, welche deren Jugend freundlicher beschützen oder emsiger an deren Seelenerrettung arbeiten würde. Es war in der That eine gefährliche Lage für die Anhänglichkeit dieses Mädchens an einen Glauben, den zu erhalten und zu fördern ihr glühender Vater so viele Opfer gebracht.

Nur nach und nach suchte Donna Inez die Festung, welche sie mit geistigen Verbündeten zu besetzen hoffte, eher zu unterminiren als zu stürmen, gerieth jedoch in ihren häufigen Unterredungen mit Leila durch die einfache und erhabene Natur des Glaubens, gegen welchen sie Krieg führte, in Verlegenheit und Erstaunen. Denn, mochte es nun von dem Bestreben herrühren, Leila so viel als möglich von der Berührung mit Juden selbst entfernt zu halten, auf deren Charakter im Allgemeinen (verdorben durch die Gemeinheit erzeugende Unterdrückung und die den Geiz weckenden Erpressungen)

Almamen mit stolzer, obwohl verborgen gehaltener Abneigung herabsah, oder mochte seine Philosophie das jüdische Glaubensbekenntniß nicht in demselben Sinne auslegen wie die große Heerde: die in Leila's Brust gesenkte Religion wich sehr von derjenigen ab, welche Inez bisher unter ihren Proselyten angetroffen. Der Glaube ihrer Schülerin war weniger weltlich und materiell, mehr ein Deismus des Herzens als der Metaphysik, der dem großen Einen zwar viele menschliche Sympathien und Attribute beilegte, gleichwohl aber ihn als den heiligen, furchtbaren Gott der Genesis auffaßte, den Vater des Weltalls und zugleich als den besonderen Beschützer einer kleinen, gefallenen Sekte. Ihre Aufmerksamkeit war weniger auf das gelenkt worden, was einem oberflächlichen Blicke hart und erbarmungslos in dem Charakter des hebräischen Gottes erscheint, und was von der Religion Christi so schön gemildert, so majestätisch verfeinert worden, als vielmehr auf diejenigen Stellen, wo seine Liebe über einem erwählten Volke wacht und seine Langmuth Nachsicht hatte mit den Uebertretungen seiner Gebote. Die Vernunft des Mädchens war durch jene geheimnißvolle, feierliche Leitung zu ihrem Glauben geführt worden, durch welche, während die ganze Welt umher unzählige Gottheiten verehrte und menschliche Gebilde anbetete, in einem kleinen, abgelegenen Winkel der Erde, unter einem weit weniger civilisirten und philosophischen Volke als manche seiner Nachbarn, sich allein ein reiner erhabener Deismus erhielt, der jede Vergleichung von Dingen der Erde und des Himmels von sich wies. Leila

wußte wenig von den engeren exclusiven Dogmen ihrer Glaubensgenossen; eine Jüdin dem Namen nach, war sie dem Glauben nach eher eine Deistin, Anhängerin eines Glaubens, wie ihn etwa die Schulen Athens den phantasiereichen Zöglingen Plato's verkünden mochten, ausgenommen nur, daß bei ihr nie ein zu dunkler Schatten die Hoffnungen für ein Jenseits umhüllte. Ohne die Unsterblichkeit nach Art der Sadducäer unbedingt zu läugnen, trug Almamen doch wahrscheinlich viel von dem ruhigen Skepticismus mancher Sekten des früheren Judenthums in sich, der noch jetzt der Weisheit der Weisesten unter Denjenigen anklebt, welche die Lehren der Offenbarung verwerfen, und wenn Jener die unbestimmte, auf ein Jenseits hindeutende Hoffnung aus der Brust seiner Tochter auch nicht auszureißen gesucht, so hatte er doch auch nie ihre Gedanken oder Bestrebungen auf diese hehre Zukunft gerichtet. Auch fand sich in dem heiligen, ihr zum Unterrichte gegebenen Buche, das die Einheit des höchsten Wesens aufrecht erhielt, keine positive und unzweideutige Nachweisung eines Lebens jenseits dem Grabe, wo alle Dinge vergessen sind, welche das Mangelhafte in den Belehrungen ihres Vaters hätte ersetzen können. Vielleicht nährte dieser, die Ansicht theilend, welche über den verschiedenen Werth der Geschlechter von den ältesten Zeiten her in seinem geliebten, heimathlichen Oriente vorgeherrscht hatte, für sich selbst Hoffnungen, welche er nicht auf sein Kind ausdehnte. So entfaltete sich und erstarkte dann jede schöne Kraft der Seele in Leila, ohne einen Gedanken, ohne mehr als schattenhafte, dunkle Ver=

muthungen über jenes ewige Land, wohin der trauernde Pilger der Erde bestimmt ist. An dieser Stelle fand der schnelle Blick der Donna Inez den Glauben Leila's verwundbar: wer wollte, wenn der Glaube nur von dem Willen abhinge, nicht an eine zukünftige Welt glauben? Leila's Wißbegier und Theilnahme waren angeregt; willig hörte sie auf ihre neue Führerin, willig fügte sie sich Folgerungen, die ihr nicht durch Drohungen, sondern durch Ueberzeugung aufgedrungen wurden. Frei von den hartnäckigen Glaubensbegriffen, von den Vorurtheilen der Sekten und den eigenthümlichen Ueberlieferungen und Sagen der Gelehrten ihres Volkes, fand sie kein Aergerniß an dem Buche, das nur eine Fortsetzung der älteren Schriften ihres Glaubens war. Die Leiden des Messias, seine erhabene Reinheit, sein mildes Verzeihen sprach zu ihrem weiblichen Herzen; seine Lehren erhoben und entzückten ihren Geist, und in dem Himmel, welchen eine göttliche Hand Allen öffnete, dem Demüthigen wie dem Stolzen, dem Unterdrückten wie dem Unterdrücker, für das Weib wie für den Herrn der Erde, fand sie einen Hafen gegen all' die Zweifel, welche sie kennen gelernt, und gegen die Verzweiflung, welche ihr in neuerer Zeit das Antlitz der Erde verdunkelt hatte. Nachdem ihr die Heimath verloren, die tiefe schöne Liebe ihrer Jugend zerstört war, konnte sie da wohl einem Glauben widerstehen, der ihr sagte, der Schmerz sei nur für einen Tag, die Glückseligkeit sei ewig. Ueberdieß, weit entfernt, sich in ihrem Stolze als Hebräerin gekränkt zu fühlen, schien ihr die Geburt des Messias in dem Lande der Israeliten deren besonderen

Triumph als des von Jehova erwählten Volkes noch zu erhöhen. Und während sie über die Juden, welche den Heiland verfolgten, trauerte, freute sie sich über Diejenigen, deren Glaube den Namen und die Verehrung eines Abkömmlinges Davids über die fernsten Regionen der Welt verbreitet hatte. Oft verwirrte und erschreckte sie die würdige Inez durch den Ausruf: „Euer Glaube ist derselbe wie der meinige, nur fügt er die Versicherung eines unsterblichen Lebens bei. Das Christenthum ist nur die Offenbarung des Judenthums."

Die weise, zartfühlende Leiterin von Leila's Bekehrung ließ sich indessen nicht auf jene mehr katholischen Ansichten ein, welche die Flügel der herabkommenden Taube vielleicht abgeschreckt hätten. Sie vermied es, allzustark auf den Unterschied der Glaubensbekenntnisse hinzuweisen, und ließ dieselben eher in einander verschmelzen. Leila war eine Christin, während sie sich noch immer eine Jüdin wähnte. Aber bei der zärtlichen, lieblichen Schwäche sterblicher Empfindungen blieb ihr noch immer ein bitterer Gedanke, der gar häufig den Frieden zu stören kam, welcher sich sonst in ihre Seele gesenkt haben würde. Ihr Vater, für dessen strenges Herz und geheimnißvolles Schicksal sie die einzige Sänftigerin war, mit welchen Qualen mußte er dereinst die Nachricht von ihrer Bekehrung erfahren! Und Muza, dieser glänzende Held ihrer jugendlichen Einbildungskraft, drückte sie nicht auf jede Hoffnung einer Vereinigung mit dem Abgotte der Mauren das letzte Trennungssiegel? Doch ach! war sie nicht bereits von ihm

geschieden, waren nicht sein und ihr Glaube sich von Anfang an entgegengestanden? Vor derartigen Gedanken bebte sie mit Seufzern und Thränen zurück, und vor ihr stand das Crucifix, das schon Einlaß in ihr Zimmer gefunden, während es, vielleicht nicht sehr klug, so streng aus den Betsälen der Hugenotten verbannt bleibt. Denn die Vergegenwärtignng dieser göttlichen Resignation, dieses Todeskampfes, dieses wundervollen Opfers, wie beredt spricht sie zu unsern Schmerzen! welche Lehre enthält dieses Symbol für die Eitelkeit unserer Wünsche, für unser unzufriedenes Sehnen!

Allmälig, wie ihr neuer Glaube an Stärke zunahm, neigte sich Leila inbrünstig jenen Schilderungen von der Heiligkeit und Ruhe des Klosterlebens zu, welche Inez ihr so gerne vorhielt. Bei der Reaction ihrer Gedanken, bei ihrer Verzichtleistung auf alles weltliche Glück, schien dem jungen Mädchen ein unaussprechlicher Zauber in einer Einsamkeit zu liegen, die sie für immer von jeder menschlichen Liebe befreien und heiligen Anschauungen und unvergänglichen Hoffnungen hingeben sollte. Mit dieser eigennützigen verband sich eine edlere, erhabene Empfindung. Die Gebete einer Bekehrten konnten zu Gunsten der noch Umnachteten erhört und der auf ihrem Volke ruhende fürchterliche Fluch durch das Flehen eines demüthigen Herzens erleichtert werden. Zu allen Zeiten, unter jedem Glauben, hat eine wunderbare, geheimnißvolle Ansicht von der Kraft der Selbstopferung für die Erlösung, selbst eines ganzen Volkes, geherrscht; diese Ansicht, so bestimmt in dem alten Oriente und bei der Religion der Griechen und Römer, wurde

durch das Christenthum, eine auf die größten geschichtlichen Opfer sich gründende Religion, noch mehr hervorgehoben; ja, die erhabene Lehre desselben erhält, richtig verstanden, in dem Herzen jedes Gläubigen die Pflicht der Selbstopferung wie das Vertrauen auf die Macht des Gebetes, gleichviel, wie groß der Gegenstand desselben, wie gering die Person des Beters sei, fort und fort. Solchen Gedanken hing Leila nach, bis Gedanken die Stärke der Leidenschaft erhielten und die Bekehrung der Jüdin vollendet war.

Drittes Kapitel.

Die Stunde und der Mann.

Am dritten Morgen, nachdem der König von Granada, wieder ausgesöhnt mit seinem Volke, sein tapferes Heer in der Vivarrambla gemustert hatte und, umgeben von seinen Anführern und Edeln, den Plan zu einer Schlacht entwarf, die durch einen Angriff auf das christliche Lager entscheidend werden sollte, kam plötzlich athemlos ein Kundschafter vor die Pforten des Palastes und brachte die unerwartete, willkommene Nachricht, Ferdinand habe in der Nacht sein Lager abgebrochen und marschire über die Berge gegen Cordova. In der That hatte der Ausbruch einer furchtbaren Verschwörung plötzlich die Anwesenheit des Königs anderswo nöthig gemacht, und da seine Intrigue mit Almamen fehlgeschlagen, verzweifelte er an der schnellen

Eroberung der Stadt. Daher beschloß er, nachdem jetzt die Vega vollends verwüstet war, die förmliche Belagerung, welche allein Granada in seine Hände liefern konnte, aufzuschieben, bis seine Aufmerksamkeit nicht mehr durch anderweitige Feinde in Anspruch genommen würde und bis er, muß man beisetzen, seinen erschöpften Schatz wieder gefüllt hätte. Er hatte mit Torquemada einen umfassenden Verfolgungsplan nicht nur gegen Juden, sondern auch gegen jene, von diesem Volke abstammenden Christen, die in dem Verdachte standen, sich wieder den jüdischen Gebräuchen zuzuneigen, entworfen. Die beiden Urheber dieses großen Entwurfes handelten dabei aus verschiedenen Beweggründen: der Eine wollte den Frevel ausrotten, der Andere sich die Verzeihung desselben um Geld abkaufen lassen. Und Torquemada bequemte sich der Geldgier des Königes, weil dieselbe ihm und der noch jungen Inquisition eine Macht und Autorität verschaffte, welche, wie der Dominikaner voraussah, bald größer als diejenige der Königswürde selbst werden mußte, und die nach seiner Meinung, während sie die Erde geißelte, die Zwecke des Himmels förderte.

Die unerklärliche Entweichung Almamens, durch die Leichtgläubigkeit der Spanier zu einer höchst grauenhaften Begebenheit verdreht und übertrieben, vervollständigte die Reihe von Klagartikeln gegen die reichen Juden und Judenabkömmlinge Andalusiens, und während der König in der Einbildung schon das Gold für ihre Loskaufung hienieden festhielt, fachte der Dominikaner die Flamme an, in welcher sie zu ihrer Bestrafung nach dem Jenseits wandern sollten.

Boabdil und seine Häuptlinge empfingen die Nachricht von dem Rückzuge der Spanier mit Zweifeln, welche jedoch bald in die triumphirendste Freude übergingen. Boabdil zeigte mit einem Male wieder all die Thatkraft, durch welche sich seine frühere Jugend, freilich nur in einzelnen Anfällen und Anwandlungen, ausgezeichnet hatte.

„Allah Akbar! Gott ist groß!" rief er, „wir wollen nicht hier bleiben, bis es dem Feinde beliebt, den Adler wieder in sein Nest zu schließen. Sie haben uns verlassen — setzen wir ihnen nach. Ruft unsere Alfaquis, wir wollen einen heiligen Krieg verkünden! Der Beherrscher der letzten maurischen Besitzungen steht im Felde. In jedem Dorfe, worin nur ein Moslem, soll unser Aufgebot erschallen und alle Söhne unseres Glaubens wollen wir sammeln um unsere Fahne!"

„Lange lebe der König!" riefen einstimmig die Edeln.

„Verliert keinen Augenblick," nahm Boabdil wieder das Wort, „auf zu der Vivarrambla, ordnet die Truppen, Muza führt die Reiterei, ich das Fußvolk. Ehe die Sonne jenen Wald erreicht, muß unser Heer auf dem Marsche sein."

Die Krieger verließen rasch und freudig den Palast, Boabdil aber versank, sobald er allein war, in seine gewöhnliche Unentschlossenheit. Nachdem er einige Minuten in ängstlichen Gedanken auf und ab geschritten, verließ er plötzlich den Rathssaal und eilte durch die geheimeren Gemächer des Palastes, bis er an eine stark mit Eisen beschlagene Thüre gelangte. Gleichwohl

öffnete sich dieselbe leicht durch einen kleinen Schlüssel, den er im Gürtel trug und Boabdil stand in einem kleinen, runden Zimmer, das keine weitere Thüre oder Ausgang zu haben schien. Der König drückte jedoch, nachdem er sich sorgfältig umgeblickt, an einer geheimen Feder in der Mauer, worauf sich alsbald eine Nische aufthat, worin eine kleine, in dem reinsten Naphtha brennende Lampe und eine gelbe, mit sonderbaren Buchstaben und Hieroglyphen bedeckte Pergamentrolle sich befanden. Er steckte die Rolle in den Busen, nahm die Lampe in die Hand und drückte an einer andern Feder innerhalb der Nische, worauf die Wand auseinanderging und eine enge Wendeltreppe zeigte. Der König schloß den Eingang hinter sich und stieg hinab; die Treppe führte endlich in rauhe, dumpfige Gänge, und das Rauschen von Wasser, das durch die dicken Wände zu seinem Ohr drang, zeigte an, daß der Ort unter der Oberfläche der Erde liege. Die Lampe brannte hell und stät in dem dunkeln Raume, und Boabdil eilte in solcher Ungeduld vorwärts, daß die wirklich beträchtliche Strecke bis zu dem bestimmten Ziele rasch durchmessen war. Endlich gelangte er in eine weite Höhle, zu welcher, wie oben an dem Anfange der Gänge, verborgene Thüren führten. Er befand sich in einem der vielen Gewölbe, welche den ausgedehnten Begräbnißplatz der Monarchen von Granada bildeten, und vor ihm stand in Mantel und Krone jenes Skelett, und vor ihm glühte jenes magische Zifferblatt, deren er in seiner Unterredung mit Muza erwähnt hatte.

„Furchtbares, schreckenerregendes Bild!“ rief der

König und warf sich vor dem Skelett auf die Kniee nieder; „Schatten Dessen, was einst ein König, weise im Rath und furchtbar im Kampfe war; wenn in diesen hohlen Gebeinen noch der ungreifbare und unsichtbare Geist wohnt, so höre Deinen reuigen Sohn. Vergib ihm, so lange es noch Zeit ist, die Empörung seiner wilden Jugend und lasse Deine kühne Seele seine Zweifel und Schwäche kräftigen. Ich gehe in die Schlacht, ohne, wie Du mich geheißen, das Zeichen abzuwarten. Lasse die Buße für eine Raschheit, zu welcher mich das Schicksal drängt, nicht auf mein Land, sondern auf mich fallen. Und erliege ich in dem Kampfe, so möge mein düsteres Geschick mit mir zu Grabe getragen werden, und ein würdigerer Herrscher meine Fehler verbessern und Granada beschützen!"

Als der König die Augen aufschlug, machte das unheimliche Grinsen des grauenhaften Todten, noch häßlicher durch den Hohn des Diadems und des Königsmantels, den Sturm und die Angst seines Herzens zu Eis erstarren. Er schauderte und stand mit einem tiefen Seufzer auf, aber als sein Blick mechanisch dem ausgestreckten Arme des Gerippes folgte, sah er mit einem Gemisch von Freude und Schrecken den bisher bewegungslos gewesenen Zeiger der Scheibe langsam weiter rücken und auf dem so lange und ungeduldig ersehnten Worte stehen bleiben. „Waffne Dich!" rief der König — „lese ich recht? sind meine Gebete erhört?" Ein dumpfer tiefer Ton wie von einem unterirdischen Donner wogte durch das Gemach, und in demselben Augenblicke that sich die Wand auf und der König sah die

lange erwartete Gestalt Almamens, des Zauberers, vor sich. Aber nicht mehr war die kräftige Mannesfigur in das weite friedliche Gewand des morgenländischen Suetons gehüllt: eine vollständige Rüstung schirmte die breite Brust und die nervigen Glieder, nur sein Haupt war unbedeckt, und auf den vortretenden, ausdrucksvollen Zügen flammte nicht mystische Begeisterung, sondern kriegerische Kraft. In seiner Rechten hielt er ein gezogenes Schwert, in der Linken den Schaft einer schneeweißen, schimmernden Fahne.

So unvermuthet kam die Erscheinung, so aufgeregt war das Gemüth des Königs, daß der Anblick eines übernatürlichen Wesens kaum mehr Staunen und Ehrfurcht in ihm erregt haben würde.

„König von Granada," sprach Almamen, „endlich ist die Stunde gekommen: gehe hin und siege! Mit dem Christenkönig ist keine Hoffnung, Friede oder einen Vergleich zu schließen. Auf Deinen Wunsch war ich bei ihm, doch nur meine Zauberkunst schützte das Leben Deines Heroldes. Freue Dich! Dein böses Geschick ist von Deinem Geiste weggewälzt, wie eine Wolke vor dem Glanz der Sonne. Die Genien des Morgenlandes haben dieses Banner aus den Strahlen wohlwollender Sterne gewoben. Es soll in der Schlacht vor Dir her leuchten, es soll sich erheben über Ströme von Christenblut. Wie der Mond den Schooß der Fluthen anschwellt, soll es die Wogen und den Lauf des Krieges erheben und leiten!"

„Mann des Geheimnisses! Du hast mir ein neues Leben gegeben."

„Und an Deiner Seite fechtend," nahm Almamen wieder das Wort, „will ich Dir aus den Trümmern von Aragonien und Castilien einen neuen Thron aufrichten helfen. Waffne Dich, Beherrscher von Granada! Waffne Dich! Ich höre das Wiehern Deines Schlachtrosses inmitten von gewaffneten Tausenden! Waffne Dich!"

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Leila in der Burg. — Die Belagerung.

Die ruhigen Betrachtungen und heiligeren Sorgen Leila's wurden endlich durch eine Nachricht unterbrochen, deren furchtbarer Inhalt das ganze Gemüth aller Bewohner der Burg in Anspruch nahm. Boabdil el Chico war an der Spitze eines zahlreichen Heeres zu Felde gezogen. Rasch das Land durchziehend, war er hinter einander vor den Hauptfesten angekommen, die Ferdinand, mit starker Besatzung versehen, in der unmittelbaren Nachbarschaft zurückgelassen. Seine Erfolge waren eben so schnell als glänzend; noch einmal begann der Schrecken seiner Waffen sich nah und fern zu verbreiten; jeder Tag füllte seine Reihen mit neuen Ankömmlingen; von den schneeigen Gipfeln der Sierra Nevada strömte in wilden Horden das kühne Bergvolk herab, das, an ewigen Winter gewöhnt, durch sein verwittertes Aussehen und seine rauhe Kleidung einen sonderbaren Gegensatz zu dem glänzenden, civilisirten Heere Granada's bildete.

Maurische Städte, welche Ferdinand gehuldigt, brachen die Treue und sandten ihre feurige Jugend und ihre erfahrenen Veteranen der Fahne des Halbmondes zu. Den panischen Schrecken der Spanier zu vermehren, geschah es, daß ein furchtbarer Zauberer, der mehr von der Wuth eines Dämons als der Tapferkeit eines Menschen beseelt zu sein schien, plötzlich in den Reihen der Moslems erschien. Wo immer die Mauren von einem Bollwerke oder einem Thurme zurückwichen, von denen herab siedendes Pech strömte oder Geschütze den Tod unter die Belagerer sandten, stellte sich dieser Zauberer — mitten in die Weichenden stürzend und mit wilden Geberden ein weißes Banner schweigend, das bei Mauren und Christen für das Symbol übernatürlicher Zauberei galt — jeder Gefahr bloß und entging jeder Waffe; mit seiner Stimme, seinem Zuspruche, seinem Beispiele feuerte er die Mauren zu einer Begeisterung an, welche die ersten Tage muhamedanischer Siegeszüge wieder aufleben machten, und Burg um Burg in der langen Reihe von Bergfesten wurde durch das Wehen des immer siegreichen Banners genommen. Nur der alte Mendo de Quexada, der mit einer Besatzung von zweihundert und fünfzig Mann das Schloß Alhendin hielt, war trotz des unerwarteten Glückes Boabdils unerschrocken. Des nahen Sturmes gewärtig, benützte er die Tage der ihm zugestandenen Ruhe, um jede Vorbereitung für die bevorstehende Belagerung zu treffen. Boten wurden an Ferdinand entsendet, das Schloß mit neuen Außenwerken versehen, bedeutende Mundvorräthe eingeführt und keine Vorsicht vergessen, um den

Spaniern stets noch eine Feste zu erhalten, die durch ihre Nähe bei Granada und ihre Beherrschung der Vega- und Alpuxarrasthäler der stechendste Dorn für die maurische Macht war.

Eines Morgens frühe stand Leila an dem Fenster ihres hohen Gemaches und blickte mit gar verschiedenartigen Empfindungen hinaus auf die fernen Kuppeln Granada's, die in dem ruhigen Sonnenschein dalagen. Ihr Herz beschäftigten in diesem Augenblicke Gedanken an die Heimath, und Zufälle und Gefahren der Gegenwart waren vergessen.

Plötzlich weckte sie der Klang fernher tönender kriegerischer Musik aus ihren Träumereien; sie fuhr auf und horchte athemlos; der Klang wurde deutlicher und heller. Das Klingen der Zimbel, das Rasseln der afrikanischen Trommel, das wilde, barbarische Schmettern des maurischen Hornes ließen sich deutlich von einander unterscheiden, und endlich bemerkte sie, mit Auge und Ohr aufmerksam, die glänzenden Speere und Federbüsche des den Berg herauf ziehenden Vortrabes der Moslems. Im nächsten Augenblicke war das ganze Schloß auf den Beinen.

Mendo de Quexada legte schnell die Waffen um und begab sich in die Außenwerke; Leila sah ihn von Zeit zu Zeit von ihrem Fenster aus, wie er seine wenigen Leute möglichst vortheilhaft aufstellte. Nach wenigen Minuten waren Donna Inez und die übrigen Frauen des Schlosses bei ihr, welche sich ängstlich um ihre Gebieterin drängten, jedoch nichts desto weniger geneigt schienen, die Leidenschaft ihres Geschlechtes

durch einen verstohlenen Blick auf das stattliche Gepränge des maurischen Heeres zu befriedigen.

Die Fenster in Leila's Zimmer eigneten sich besonders zu einer sicheren, weitgehenden Aussicht auf die feindlichen Bewegungen, und mit klopfendem Herzen und sich röthender Wange glaubte das Judenmädchen, taub gegen die Stimmen um sie her, schon unter den Reitern die edle Haltung und das weiße Gewand von Muza Ben Abil Gazan zu unterscheiden.

In welcher Lage befand sie sich! Konnte sie, bereits eine Christin, den Sieg der Ungläubigen wünschen? stets ein Weib, konnte sie auf eine Niederlage des Geliebten hoffen? Doch die Zeit zu Betrachtung ihres Geschickes war kurz: eine Abtheilung der maurischen Reiterei kam jetzt eben vor den Mauern der kleinen Stadt an, welche die Burg umgab, und das laute Horn der Herolde forderte die Besatzung zur Uebergabe auf.

„Nicht, so lange noch ein Stein auf dem andern steht!" war Querada's kurze Antwort, und zehn Minuten später rollte der Donner des Geschützes von Mauer und Thurm über die Thäler hin.

Jetzt sahen die Frauen von Leila's Zimmer aus, wie die ganze Macht und Pracht des Belagerungsheeres sich langsam entwickelte. Dicht gedrängt, Linie an Linie, Kolonne an Kolonne, breitete es sich unten an dem steilen Abhange aus. Die Sonnenstrahlen funkelten in dem prunkenden Zuge, als er tosend daher wogte, gleich den Wellen der flimmernden See. Bald sah man die königliche Fahne über dem Zelte Boabdils

wehen und erkannte den König selbst auf seinem milchfarbenen, mit Goldstoffen bedeckten Schlachtrosse mitten unter dem Fußvolke, das den Angriff zu eröffnen hatte.

„Bete mit uns, meine Tochter!“ sagte Inez und fiel auf die Kniee nieder. Ach! für wen konnte Leila beten?

Vier Tage und vier Nächte verflossen während dieser denkwürdigen Belagerung; denn der damals volle Mond gestattete selbst bei Nacht keine Ruhe. Ihre Menge und die Nähe Granada's gewährte den Belagerern den Vortheil, daß sie sich beständig ablösen konnten, und Truppen folgten auf Truppen, so daß die Müden stets neue Krieger mit voller Kraft zu Nachfolgern hatten.

Am fünften Tage war das ganze Städtchen, die Festung, mit Ausnahme des Verließes (eines ungeheuren Thurmes) in der Gewalt der Moslems; in diese letzte Verschanzung, die letzte Hoffnung des tapferen Verzweiflungskampfes, hatte sich der ermattete, geringe Ueberrest der Besatzung zurückgezogen.

Querada erschien, mit Schweiß und Staub bedeckt, die Augen von Blut unterlaufen, die Wangen hager und hohl, die Locken von plötzlichem Alter gebleicht, in der Halle des Thurmes, wo die Frauen halb todt vor Angst versammelt waren.

„Etwas zu essen!“ rief er, „Etwas zu essen und Wein! es ist vielleicht unser letztes Bankett.“

Seine Gattin schlang ihre Arme um ihn. „Noch nicht,“ sprach er, „noch nicht; umarmen wollen wir uns, ehe wir scheiden.“

„So ist denn keine Hoffnung?“ fragte Inez mit bleicher Wange, aber festem Auge.

„Nein, wenn nicht die ersten Strahlen der morgenden Sonne die Speere von Ferdinands Heer auf den Bergen dort drüben vergoldet. Bis morgen können wir uns noch halten.“ Während dieser Worte schlang er hastig einige Stücke Speise hinab, leerte einen großen Becher Wein und verließ sodann schnell das Zimmer.

In diesem Augenblicke vernahmen die Frauen deutlich das laute Geschrei der Mauren, und Leila sah, als sie sich dem Fenster nähert, Etwas, das ihr wie eine bewegliche Mauer erschien, gegen sich herkommen.

Bedeckt von sinnreich ausgedachten Gerüsten von Holz und dicken Häuten, näherten sich die Belagerer dem Fuße des Thurmes, und waren so einigermaßen gegen die brennenden Ströme, die noch immer rasch und zischend von den Zinnen floßen, geschützt, während im Hintergrunde ein Hagel von Pfeilen und Bolzen zum Schutze der unter dem Dache Arbeitenden aufflog und beinahe durch jede Schießscharte und Spalte in den Thurm drang.

„Bei dem heiligen Grabe!“ rief Querada zähneknirschend, „sie unterminiren den Thurm und wir werden unter seinen Trümmern begraben! Seht einmal, Consalvo, enblickt Ihr kein Schimmern von Speeren dort drüben auf den Bergen? Meine Augen sind trübe vom Wachen.“

„Ach! tapferer Maendo, es ist nur der Schein der Sonne auf dem Schnee, aber immer ist noch Hoffaung.“ Die Worte des Kriegers endeten mit einem plötzlichen,

gellenden Todesschrei und er stürzte todt neben Querada nieder, das Gehirn von einem Bolzen aus einer maurischen Armbrust durchschossen.

„Mein bester Krieger!“ sagte Querada; „Friede sei mit ihm! He da! seht ihr, wie jener wüthende Ungläubige die Minirer antreibt? Beim Himmel, es ist Der mit dem weißen Banner, es ist der Zauberer! Zielt auf ihn! er ist außerhalb des hölzernen Schirmdaches.“

Zwanzig Wurfspieße von müden, kraftlosen Armen fielen unschädlich um Almamen her, und als er, das ominöse Banner schwingend, wieder hinter dem Gerüste verschwand, war es den Spaniern beinahe, als hörten sie sein teuflisches Hohngelächter.

Der sechste Tag kam, und das Werk des Feindes war vollendet. Der Thurm war gänzlich untergraben, die Fundamente ruhten nur noch auf hölzernen Stützen, die, mit einer Boabdil bezeichnenden Menschlichkeit, angebracht worden waren, damit die Belagerten vor dem Zusammensturze ihres letzten Bollwerkes sich noch retten könnten.

Es war jetzt Mittag; die ganze maurische Macht hatte, die Ebene verlassend, den Abhang unterhalb des Thurmes in dichten Reihen und athemloser Erwartung besetzt. Die Minirarbeiter standen aufrecht, die Spanier lagen erschöpft und ausgestreckt an den Schießscharten, wie Schiffer, die, nach jeder Anstrengung gegen den Sturm, endlich ergeben und beinahe gleichgültig, das Hereinfluthen der Todeswogen erwarten.

Plötzlich wichen die Reihen der Mauren auseinan-

der, und Boabdil selbst, Muza zu seiner Rechten, Almamen zu seiner Linken, näherte sich dem Fuße des Thurmes. Mit ihm kamen die äthiopischen Leibwächter, jeder eine Fackel tragend, vorwärts, und stellten sich hinter ihm auf; aus ihrer Mitte hervor trat der königliche Herold und verkündete laut die letzte Warnung. Die Stille der ungeheuren Menge von Bewaffneten, der Schein, der die schwarzen Gesichter und riesenhaften Gestalten ihrer Träger beleuchtenden Fackeln, das majestätische Ansehen des Königs selbst, die Heldengestalt Muza's, das entblößte Haupt und das schimmernde Banner Almamens, Alles vereinte sich mit den Verhältnissen des Augenblickes, um dem Schauspiele etwas eigenthümlich Schauderhaftes, vielleicht Erhabenes, zu verleihen.

Querada sah stumm auf die geisterhaften Gesichter seiner Krieger und gab immer noch nicht das Zeichen. Seine Lippen murmelten, seine Augen funkelten, als er auf einmal von unten herauf das Gewimmer der Frauen vernahm; der Gedanke an Inez, die Braut seiner Jugend, die Gefährtin seines Alters kam über ihn, und mit zitternder Hand senkte er die noch immer unerschütterte Fahne Spaniens. Da brach das Schweigen unten in ein furchtbares Geschrei aus, das den alten Thurm bis in seine unsicheren Grundpfeiler erschütterte.

„Auf, meine Freunde,“ sagte er mit einem bittern Seufzer, „wir haben gefochten wie Männer, und unser Vaterland wird nicht für uns erröthen.“

Er stieg die Wendeltreppe hinab, die Krieger folg-

ten ihm mit wankenden Schritten; die Thore des Verließes gingen auf, und die tapfern Christen ergaben sich an die Mauren.

„Thue mit uns, wie Du willst," sagte Querada, als er die Schlüssel vor die Hufe von Boabdils Berberroß legte; „aber es sind Frauen bei der Besatzung, die —"

„Geheiligt sind," unterbrach ihn der König. „Wir geben ihnen sogleich Freiheit und ungehinderten Abzug, wohin Ihr wollt. So sprecht! Nach welchem sicheren Orte sollen sie gebracht werden?"

„Edelmüthiger König!" erwiederte der alte Querada und wischte sich eine Thräne mit dem Rücken der Hand hinweg, „Du benimmst unserer Schmach den Stachel. Wir nehmen Dein Anerbieten in demselben Geiste an, in welchem es gemacht worden. Jenseits der Berge, wo die Ebene Olfadez beginnt, besitze ich ein kleines Schloß, ohne Besatzung und unbefestigt. Von dort, wenn je der Krieg dahin seine Wendung nimmt, können die Frauen leicht freies Geleite zu der Königin nach Cordova erhalten."

„Sei es so," erwiederte Boabdil. Mit orientalischem Zartgefühle wählte er sofort die ältesten der um ihn befindlichen Offiziere aus, beauftragte sie, sich in das Schloß zu begeben und mit einer starken Wache für die Sicherheit der Frauen während des von Querada angegebenen Zuges zu sorgen. Einem anderen Offiziere übergab er die gefangenen Spanier und ließ das Zeichen zum Aufbruche geben, nachdem er eine nur

geringe Abtheilung zurückgelassen, um die Zerstörung der Burg zu vollenden.

Begleitet von Almamen und seinen obersten Offizieren, eilte jetzt der König nach Granada. Während Querada und seine Gefährten unter starker Bedeckung langsamer durch die Vega dahinzogen, brachte ihnen eine plötzliche Wendung der Straße den Thurm noch einmal zu Gesichte, den sie so tapfer vertheidigt. Da stand er noch, stolz und ernst, unter den schwarzen, zerrissenen Trümmern um ihn her und strebte dunkel und grimmig gegen den Himmel auf. Im nächsten Augenblicke tönte ein mächtiges Krachen in ihren Ohren: der Thurm stürzte zu Boden unter Säulen wirbelnden Rauches und Wolken von Staub, die durch die Erschütterung bis zu dem Orte getragen wurden, wo Jene den letzten Blick auf die stolzeste Feste geworfen, auf welcher die Mauren Granada's aus ihrer eigenen Stadt das Banner Aragoniens und Castiliens flattern gesehen.

Zu gleicher Zeit setzte Leila, so seltsam in die Nähe ihres Vaters und Geliebten gelangt und durch ein geheimnißvolles Schicksal doch, wie zuvor, von Beiden getrennt, mit Donna Inez und den übrigen Frauen der Burg ihren traurigen Pfad am Gebirge hin fort.

Zweites Kapitel.

Almamen schlägt eine Unternehmung vor. — Die drei Israeliten. — Die Umstände machen auf jeden Charakter einen Eindruck eigenthümlicher Art.

Boabdil ließ auf seinen letzten Sieg eine Reihe glänzender Angriffe auf die benachbarten Festungen folgen. Granada riß, gleich einem starken, zu Boden gebeugten Manne, ein Band nach dem andern ab, das seine Freiheit und Kraft gefesselt hatte; und nachdem ein beträchtlicher Theil der umliegenden Ländereien wieder gewonnen, beschloß der König, den Seehafen Salobrena zu belagern. Konnte Boabdil diesen Platz in seine Gewalt bekommen, so sah er sich in Folge der wiederhergestellten Verbindung zwischen Granada und dem Meere nicht nur im Stande, die Hülfe seiner afrikanischen Verbündeten an sich zu ziehen, sondern er konnte auch für den Fall einer nochmaligen Belagerung der Hauptstadt den Spaniern die Abschneidung der Zufuhr unmöglich machen. Dahin also trug der maurische König, begleitet von Muza, seine siegreiche Fahne.

An dem Abende vor seinem Aufbruche trat Almamen vor den König. Eine große Veränderung war seit dem Abmarsche Ferdinands über den Santon gekommen: die gewohnte Festigkeit seiner Züge war dahin, seine Augen eingesunken und hohl, sein Benehmen zerstreut und träumerisch. Wirklich bildete die Liebe zu seiner Tochter die einzige gutmüthige Stelle in seinem Charakter, und diese Tochter befand sich in der Gewalt

des Königs, welcher den Vater zu der Folter der Inquisition verurtheilt hatte! Welchen Gefahren konnte sie nicht ausgesetzt sein durch den unduldsamen Bekehrungseifer! Und war diese Gestalt, dieses sanfte Herz im Stande, den furchtbaren Werkzeugen zu trotzen, die man ihr vielleicht zu ihrer Einschüchterung vorgewiesen? „Besser," dachte er, „sie stirbt, selbst auf der Folter, als daß sie diesen verhaßten Glauben annimmt." In grimmiger Qual knirschte er mit den Zähnen, ungewiß, was geschehen sein mochte. Seine Träume, seine Plane, seine Rache, sein Ehrgeiz, Alles verließ ihn; eine einzige Hoffnung, ein einziger Gedanke bemeisterte sich gänzlich seiner stürmischen Leidenschaften und seines ränkevollen Verstandes.

In dieser Stimmung kam der vorgebliche Santon zu Boabdil. Er stellte dem Könige, auf welchen sein Einfluß seit der letzten Siege der Mauren bedeutend zugenommen hatte, die Nothwendigkeit vor, die Heere Ferdinands in der Ferne zu beschäftigen. Zu Förderung dieser Maßregel machte er den Vorschlag, er wolle sich selbst nach Cordova wagen, dort, in ihrem alten Königreiche, das dem spanischen Joche unterlegen, die Mauren, deren Hoffnungen durch die neueren Siege Boabdils natürlich entflammt worden seien, insgeheim aufzuwiegeln suchen, und wenigstens eine Gährung hervorrufen, welche dem Könige Zeit genug verschaffe, seine Entwürfe zur Ausführung zu bringen und seine Macht durch Hülfe seiner Verbündeten zu verstärken.

Die Vorstellungen Almamens drangen endlich bei Boabdil durch, der sich mit Widerstreben von seinem

geheiligten Führer trennte, und es wurde endlich beschlossen, der Israelite sollte unverzüglich nach der genannten Stadt abreisen.

Als Almamen seinen einsamen Weg nach Hause zurückkehrte, sah er sich plötzlich in hebräischer Sprache angeredet. Er wandte sich schnell um und sah vor sich einen alten Mann in jüdischer Tracht; er erkannte in ihm Elias, einen der Reichsten und Angesehensten von dem Stamme Israels.

„Verzeihe mir, weiser Landsmann!" sagte der Jude und beugte sich bis zur Erde, „aber ich kann der Versuchung nicht widerstehen, meine Ansprüche auf Verwandtschaft mit Jemand geltend zu machen, durch welchen das Horn Israels so triumphirend erhöht werden kann."

„Stille, Mensch!" entgegnete Almamen schnell und sah scharf umher; „ich Dein Landsmann! Bist Du nicht, wie Deine Sprache verräth, ein Israelite?"

„Ja," versetzte der Jude, „und von demselben Stamme wie Dein verehrter Vater. Friede sei mit seiner Asche! Ich erinnerte mich Deiner sogleich wieder, obwohl Du noch ein Knabe warst, als Du den Staub Granada's von Deinen Füßen schütteltest. Ich erinnerte mich, sage ich, Deiner sogleich bei Deiner Rückkehr, aber ich bewahrte Dein Geheimniß, in dem Vertrauen, daß durch Deine Seele und Deinen Geist Deine gefallenen Brüder den Sack von sich werfen und auf den Söllern ihrer Häuser Freudenfeste feiern würden."

Almamen sah fest auf die scharfen, vorspringenden, arabischen Züge des Juden und fragte endlich: „Und

wie kann Israel abgeholfen werden? Willst Du für dasselbe kämpfen?"

„Ich bin zu alt, Sohn Isaschars, um die Waffen zu tragen; aber unser Stamm ist zahlreich, unsere Jugend stark. Unter diesen Aufständen zwischen Hund und Hund — —"

„Der Löwe kann das Seinige wieder gewinnen," unterbrach ihn Almamen heftig, „laß uns dieß hoffen. Hast Du von den neuen Verfolgungen gegen uns gehört, die der falsche Nazarenerkönig in Cordova bereits begonnen — Verfolgungen, welche das Herz krank machen und das Blut erstarren?"

„Ach!" erwiederte Elias, „wie sollte solches Wehe nicht zu meinen Ohren gedrungen sein, und ich habe Verwandte, nahe und geliebte Verwandte, reiche und geehrte Männer, in jenem ganzen Lande zerstreut."

„Wäre es nicht besser, sie stürben auf dem Schlachtfelde statt auf der Folter?" rief Almamen grimmig. „Gott meiner Väter! Wenn noch ein Funken von Mannheit übrig ist in Deinem Volke, so lasse ihn durch Deinen Diener zu einer Flamme anfachen, die brennen möge, wie das Feuer die Stoppeln brennt, so daß die Erde nackt wird vor dem Brande!"

„O," sagte Elias, eher erschreckt als begeistert von der Heftigkeit seines Gefährten, „sei nicht vorschnell, Sohn Isaschars, sei nicht vorschnell; Du könntest gar leicht nur den Zorn der Beherrscher aufregen, und unsere Habe ginge dadurch völlig verloren."

Almamen wandte sich um, legte seine Hand ruhig

auf die Schulter des Juden, sah ihm fest in das Gesicht und ging mit mitleidigem Lachen weiter.

Elias suchte ihn nicht aufzuhalten. „Unausführbar," murmelte er; „unausführbar und gefährlich! So dachte ich immer. Er kann uns schaden; wäre er nicht so stark und muthig, ich stieße ihm mein Messer in seine linken Rippen. Wahrlich, Geld ist eine große Sache, und — pfui über mich! die Schurken zu Hause werden mir das Oel vergeuden, wo sie wissen, daß der alte Elias auswärts ist." Damit schlug der Jude seinen Mantel um sich und verdoppelte seine Schritte.

Almamen setzte inzwischen auf dunkeln, unterirdischen Gängen, die nur ihm bekannt waren, den Weg nach seiner Wohnung fort. Einen großen Theil der Nacht brachte er allein zu, aber ehe der Morgenstern den Gipfeln der Berge das Aufgehen der Sonne verkündete, stand er, zur Reise fertig, in seinem geheimen Gewölbe an der Thüre zu den unterirdischen Gängen; neben ihm der alte Ximen.

„Ich gehe, Ximen," sprach Almamen, „einem zweifelhaften Ziele entgegen; mag ich meine Tochter finden und so glücklich sein, sie unversehrt aus diesen befleckten Händen wegzutragen, oder mag ich in ihre Schlingen gerathen und untergehen: in beiden Fällen ist es gleich möglich, daß ich nicht mehr nach Granada zurückkehre. Sollte dieß der Fall sein, so bist Du der Erbe aller Schätze, die ich hier zurücklasse; ich weiß, Dein Alter wird sich über den Verlust der Kinder trösten, wenn Deine Angen auf das lachende Geld blicken."

Ximen verbeugte sich tief und murmelte einige

unverständliche Weigerungen und Dankesbezeugungen. Almamen blickte in dem Zimmer umher und seufzte tief. „Ueble Vorzeichen stehen in meiner Seele und schlimme Prophezeihungen in meinen Büchern," sprach er traurig. „Doch das Schlimmste ist hier," setzte er hinzu und legte bedeutungsvoll den Finger an seine Schläfe; „die Sehne ist straff gespannt — noch ein Druck, und sie reißt."

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und verschwand durch jenes Labyrinth von Gängen, durch die er stets unbemerkt sowohl in die Alhambra als in die Gärten außerhalb der Stadtthore gelangen konnte.

Ximen blieb einige Minuten in tiefen Gedanken stehen. „Alles mein, wenn er stirbt," sprach er; „Alles mein, wenn er nicht zurückkehrt! Alles mein, Alles mein! und ich habe kein Kind, keinen Verwandten in der Welt, der es mir entreißen könnte!" Damit verschloß er das Gewölbe und kehrte nach Oben in das Freie zurück.

Drittes Kapitel.

Der Flüchtling und das Zusammentreffen.

Die gegen einander kämpfenden Könige waren bei verschiedenen Zwecken gleich glücklich. Salobrena, erst kurz von den Christen erobert, wurde durch den ersten Schimmer von Boabdils Fahnen in Bewegung gesetzt; das Volk erhob sich, schlug seine christlichen Wächter

zurück und öffnete dem Letzten aus dem Geschlechte seiner Könige die Thore. Nur das Schloß, nach welchem sich die Spanier zurückzogen, widerstand Boabdils Waffen, und ließ, geschützt durch unerschütterliche Mauern, eine harte, blutige Belagerung erwarten.

Indessen hatte Ferdinand kaum Cordova betreten, so begann auch schon sein ausgedehnter Plan der Confiskation und frommen Verfolgung. Nicht nur fünfhundert Juden verloren unter dem dunkeln, heimlichen Griffe des Großinquisitors das Leben, sondern es wurden auch einige Hunderte der reichsten Christenfamilien, in deren Blut man die angeerbte jüdische Färbung entdeckte, in den Kerker geworfen, und man durfte sich glücklich schätzen, wenn man sein Leben mit dem Opfer des halben Besitzthums erkaufen konnte. Um diese Zeit brach indessen plötzlich eine furchtbare Empörung unter diesen elenden Sklaven, den Messaniern des iberischen Sparta, aus. Die Juden waren durch allmächtige Verzweiflung aus ihrer langen Schmach so sehr aufgerüttelt, daß ein einziger Funke, der in die Asche ihres alten Geistes fiel, die Flamme der Abkömmlinge der tapferen Krieger Palästina's wieder anfachte. Ermuthigt und unterstützt wurden sie durch die verdächtigten Christen, auf welche dieselbe Verfolgung ausgedehnt worden, und an der Spitze des Ganzen stand ein Mann, der plötzlich unter ihnen erschien und durch seine feurige Beredtsamkeit und seinen kriegerischen Geist in diesem Augenblicke die glühendste Begeisterung erweckte. Unglücklicher Weise besitzen wir durchaus keine nähere Nachrichten dieses merkwürdigen Aufstandes; nur durch

vorsichtige Winke und versteckte Anspielungen benachrichtigen uns die spanischen Geschichtschreiber von dessen Existenz und Gefährlichkeit. Offenbar wurde jeder Bericht über ein Ereigniß, das ein höchst gefährliches Beispiel hätte werden können, und ebensosehr den Stolz und die Habsucht des Königs von Spanien als den frommen Eifer der Kirche beunruhigte, strenge verboten, und die Verschwörung fand ihr Ende in der grauenhaften Stille der Inquisition, in deren Hände die Häupter der Verschworenen zuletzt fielen. Wir erfahren bloß, ein entschiedener, blutiger Widerstand sei von Ferdinand siegreich überwunden worden und habe mit der gänzlichen Vernichtung des Verraths geendet.

Eines Abends sah man einen einsamen Flüchtling, hart verfolgt von einer Abtheilung bewaffneter Brüder der heiligen Hermandad, aus einer wilden Felsenschlucht hervorkommen, die plötzlich in die Gärten eines kleinen und wie man aus dem Nichtvorhandensein von Befestigungen und Wachen hätte schließen können, verlassenen Schlosses einmündete. Hinter sich hörte er in der der spanischen Abenddämmerung eigenthümlichen Stille der Luft in ziemlicher Ferne das Blasen von Hörnern und das Stampfen von Hufen. Seine in mehreren Abtheilungen getrennten Verfolger durchstreiften das Land hinter ihm, wie die Fischer ihre Netze von Bank zu Bank ziehen, wohl wissend, daß die Beute, welche sie vor dem Netze hertreiben, ihnen zuletzt nicht entgehen kann. Der Flüchtling hielt zweifelnd an und blickte sich um; er war beinahe erschöpft, seine Augen mit Blut unterlaufen, große Tropfen rannten ihm

schnell von der Stirne, seine ganze Gestalt zitterte und bebte wie ein Hirsch, der vor der Meute steht. Vor dem Schlosse breitete sich, so weit das Auge reichen konnte, eine große Ebene aus, ohne Busch oder Höhle, die ihn hätte bergen können; die Flucht über ein für seine Verfolger so günstiges Terrain war augenscheinlich umsonst. So blieb ihm keine andere Wahl, als auf dem von den Reitern umschwärmten Pfade zurückzukehren oder sich dem dürftigen, gefahrvollen Verstecke, das ihm die Gebüsche des Schloßgartens bieten mochte, anzuvertrauen. Er entschied sich für die letztere Art der Rettung, überstieg die niedere, einsame Mauer, welche das Gut umgab, und sprang in ein Dickicht überhängender Eichen und Kastanienbäume hinab.

Um diese Stunde saßen in jenem Garten neben einem kleinen Brunnen zwei Damen: die Eine von etwas vorgerückten Jahren, die Andere in der Blüthe jungfräulichen Alters; allein weder der Glanz noch das wellenförmige Spiel des Fleisches, das ihrem Alter entsprochen hätte, war in der Marmorbläſſe und nachdenklichen Trauer ihres schönen Gesichtes zu bemerken.

„Ach, meine junge Freundin!“ sagte die Aeltere der beiden Damen, „in diesen Stunden der Einsamkeit und Stille fühlen wir die Nichtigkeit des Lebens am tiefsten. Du, meine theure Bekehrte, bist jetzt der Gegenstand nicht mehr meines Mitleides, sondern meines Neides, und tief fühle ich die Ueberzeugung, welch gesegnete Ruhe Dein Geist in dem Schooße der Mutterkirche empfinden wird. Selig sind Diejenigen, welche jung sterben, aber dreimal selig Die, welche nicht sowohl in dem Geiste

als in dem Fleische sterben, welche todt sind für die Sünde, aber nicht für die Tugend; für die Angst, aber nicht für die Hoffnung; für die Menschen, aber nicht für Gott!"

„Theure Sennora," erwiederte das junge Mädchen traurig, „wäre ich allein auf Erden, so ist der Himmel mein Zeuge, mit welch tiefer und dankbarer Unterwerfung ich das Gelübde thun und der Vergangenheit abschwören wollte; aber das Herz bleibt menschlich, so göttlich auch die Hoffnung sein mag, die es nährt. Oft erschrecke ich bei dem Gedanken an meine Heimath, meine Kindheit, meinen geheimnißvollen, aber geliebten Vater, der verlassen und kinderlos in seinen alten Tagen dastehen wird."

„Du trägst, Leila," versetzte die ältere Sennora, „nur den Kummer, für welchen unsere Natur bestimmt ist; gleichviel, ob Abwesenheit oder Tod die Herzen trennt. Du klagst um einen Vater, ich um einen Sohn, der in der Blüthe der Jugend und Schönheit starb — um einen Gatten, der in den Fesseln der Mauren schmachtet. Tröste Dich über Deinen Kummer durch den Gedanken, daß dieser das Erbtheil Aller ist."

Ehe Leila antworten konnte, wurden die Orangenzweige über ihnen bei Seite geschoben und zwischen den Frauen und dem Brunnen stand die dunkle Gestalt Almamens, des Israeliten. Leila fuhr empor, stieß einen Schrei aus und warf sich bewußtlos an seine Brust.

„O Gott Israels!" rief Almamen im Tone tiefer Bekümmerniß, „finde ich endlich mein Kind wieder und

drücke es an mein Herz? Und soll es nur für diesen kurzen Augenblick sein, wo ich am Rande des Todes stehe? Leila, mein Kind, blicke auf, lächle Deinem Vater, lasse ihn an seiner wirren, brennenden Stirne den süßen Athem der Letzten seines Geschlechtes fühlen und ihn wenigstens einen heiligen, freundlichen Gedanken mit in das dunkle Grab nehmen."

„Mein Vater! ist es wirklich mein Vater?" sagte Leila und beugte sich, die Besinnung wieder gewinnend, zurück, um sich der bekannten Züge zu vergewissern; Du bist es! Du — Du selbst! O, welches selige Geschick führt uns zusammen?"

„Das Geschick, welches mich jetzt in mein Grab führt," antwortete Almamen feierlich. „Horch! hörst Du nicht das Stampfen ihrer daherstürzenden Rosse — ihre ungeduldigen Stimmen? Sie folgen mir auf den Fersen."

„Wer? Von wem sprichst Du?"

„Meine Verfolger — die spanischen Reiter."

„O, Sennora, rettet ihn!" rief Leila, zu Donna Inez gewandt, welche, von Vater und Tochter bisher vergessen, dastand und Almamen mit verwunderten, ängstlichen Blicken betrachtete. „Wohin kann er fliehen? Die Gewölbe des Schlosses könnten ihn bergen. Hierher — schnell!"

„Halt!" sagte Inez zitternd und trat näher zu Almamen; „sehe ich recht? Erkenne ich unter dieser durch Jahre und Leiden bewirkten dunkeln Veränderung jene stattliche Gestalt, welche einst vor dem trauernden Auge einer Mutter so sehr gegen die dahinschwinden-

den, welkenden Formen ihres einzigen Sohnes abstach? Bist Du nicht der Mann, welcher meinen Sohn von der Pest rettete, ihn an die Küste von Neapel begleitete und diesen Armen übergab? Blicke mich an, erinnerst Du Dich nicht der Mutter Deines Freundes?"

„Ich erinnere mich Deiner Züge dunkel und wie in einem Traume," antwortete der Hebräer, „und während Du sprichst, faßt mich das Andenken an eine frühere Zeit, an ein Land, wo Leila zuerst das Licht erblickte und ihre Mutter mir bei der untergehenden Sonne, beim Rauschen des Euphrat und an der Stätte entschwundener Reiche sang. Dein Sohn — ich erinnere mich jetzt, ich stand damals in freundschaftlichem Verhältnisse mit einem Christen — denn ich war noch jung."

„Verliert keine Zeit, Vater, Sennora!" rief Leila ungeduldig, während sie noch immer an ihres Vaters Brust hing.

„Du hast recht, und Dein Vater, in welchem ich so wunderbar den Freund meines Sohnes erkenne, soll nicht verloren sein, wenn ich ihn retten kann."

Inez führte sofort ihren seltsamen Gast nach einer kleinen Thüre auf der hintern Seite des Schlosses und ließ ihn, nachdem sie ihn durch einige größere Gemächer gebracht, in einer der Garderoben neben ihrem eigenen Zimmer, deren Eingang durch eine Tapete verdeckt war, allein. Mit Recht hielt sie diesen Platz für ein besseres Versteck, als die Gewölbe des Schlosses gewesen sein möchten, da ihr bekannter Name und ihre bekannte Intimität mit Isabella jeden Verdacht, daß sie dem Ent-

kommen des Flüchtlinges Vorschub leiste, entfernen und somit diejenigen Orte zu den sichersten machen mußte, an welchen er sich ohne solche Hülfe nicht verborgen haben konnte.

Nach wenigen Minuten kamen mehrere der Soldaten in das Schloß, begnügten sich jedoch, nachdem sie den Namen des Eigenthümers erfuhren, mit Durchsuchung der Gärten und der zu ebener Erde gelegenen, am leichtesten zugänglichen Gelasse; sofort empfahlen sie der Dienerschaft ein wachsames Auge, bestiegen ihre Pferde wieder und sprengten weiter, die Ebene zu durchsuchen, auf welche sich jetzt allmälig das Sternenlicht und die Schatten der Nacht senkten.

Als Leila endlich nach dem Gemache schlich, in welchem Almamen verborgen war, fand sie diesen auf seinem Mantel ausgestreckt in tiefem Schlafe. Nach der Erschöpfung seiner neuesten Erlebnisse und der Sänftigung seiner starren Nerven durch das Zusammentreffen mit seiner Tochter, war der Schlummer des wilden Wanderers so ruhig wie der eines Kindes. Und beinahe schien ihr verwandtschaftliches Verhältniß umgekehrt und die Tochter zur Mutter geworden, welche bei ihrem kleinen Kinde wacht, wenn sich Leila jetzt leise neben dem Vater niedersetzte und die Augen, in welche trotz allem Wegwischen die Thränen immer wieder traten, auf seine abgemühten, aber ruhigen Züge heftete, die bei dem ruhigen, durch das Fenster schimmernden Lichte noch heiterer waren. Und so verstrichen die Stunden der Nacht, und Vater und Tochter — die

sanfte Bekehrte, der racheburstige Fanatiker — waren unter demselben Dache.

Viertes Kapitel.

Almamen hört und sieht, aber will nicht glauben, denn ein zu sehr angestrengtes Gehirn wird auch bei den stärksten Naturen schwindelig.

Die Morgendämmerung brach langsam in das Zimmer und Almamen schlief immer noch. Es war ein Sonntag der Christen, der Tag, an welchem der Heiland von den Todten auferstanden, von der früheren Kirche so ausdrucksvoll und erhaben „der Tag des Herrn" genannt.* Als das Licht der Sonne im Osten flammte, fiel es, wie eine Glorie, auf ein in der Vertiefung des Fensters stehendes Krucifix und brachte so plötzlich Leila das Antlitz vor Augen, auf welchem die einfachsten katholischen Bildner selten verfehlen, die mystische, erhabene Vereinigung der Todesqual des sterbenden Menschen mit der erhabenen Geduld des Gottes auszudrücken. Es blickte sie an, dieses Antlitz; es lud ein, es ermuthigte, während es durchschauerte und überwältigte. Sie schlich leise von ihrem Vater weg und warf sich vor dem heiligen Bilde auf die Kniee nieder.

„Stärke mich, o Erlöser!" murmelte sie, „stärke

* Vor der christlichen Zeitrechnung nannte man aber den Sonntag den Tag des Herrn, d. h. den Tag des Herrn der Sonne.

Deine Kreatur; kräftige ihre Schritte auf dem Pfade des Heiles, wenn sie derselbe auch unwiderruflich von Allem trennt, was sie auf Erden liebt, und liegt ein Opfer in ihrem heiligen Entschlusse, so nimm es, Gekreuzigter, als einen theilweisen Ersatz für das Verbrechen ihres halsstarrigen Volkes an und lasse die Lippen eines jüdischen Mädchens Dich nicht vergebens um Milderung des furchtbaren Fluches anflehen, der gerechter Weise auf ihr Volk gefallen ist."

Indem sie, unterbrochen durch leise Seufzer, mit bewegter Stimme dieses Gebet sprach, wurde sie plötzlich durch einen tiefen Seufzer erschreckt und sah, als sie sich bestürzt umwendete, daß Almamen erwacht war und, auf den Arm gestützt, seine dunklen Augen auf sie heftete, in welchen noch einmal das alte Feuer glühte.

„Sprich," sagte er, indem sie ängstlich ihr Gesicht verbarg, „sprich zu mir, oder ein furchtbarer Gedanke erstarrt mich zu Stein. Kniest Du nicht vor diesem Bilde in Anbetung? Mein Verstand wird irre, wenn ich wahrnehme, daß Deine gebrochenen Worte die Verehrung einer Abtrünnigen ausdrückten! Um der Barmherzigkeit willen, sprich!"

Almamen stand auf, zog ihre Hände von dem Gesichte und sah sie einige Augenblicke fest an, als wollte er ihr Innerstes durchdringen. Leila gewann während dieser Pause allmälig ihren Muth wieder und ihr Blick begegnete unerschüttert dem seinigen — ihre reine, offenherzige Stirne erhob sich zu der seinigen, und Trauer, aber nicht Schuld, sprach aus jeder Linie dieses holden Antlitzes.

„Du zitterst nicht," sagte Almamen, das Schweigen endlich brechend, „und ich habe geirrt. Du hast das Verbrechen nicht begangen, dessen ich Dich schuldig glaubte. Komm' in meine Arme!"

„Ach!" sagte Leila, indem sie, dem Instinkt folgend, sich an dieß rauhe Herz warf, „ich will wenigstens den Muth haben, meinen Gott nicht zu verleugnen. Vater, durch den fürchterlichen Fluch, der auf unserm Volke liegt, der uns heimath- und machtlos gemacht hat, zu Auswürflingen und Fremden dieses Landes; durch die Verfolgung und Qualen, welche wir erfahren, überzeuge Dein hoheitvolles Herz, daß wir mit Recht bestraft sind für die Verfolgung und Qualen, wozu wir Den verurtheilten, dessen Fußtritt das Land unserer Geburt heiligte! Zuerst in der Geschichte der Welt befleckten die Hebräer die Menschheit mit dem schrecklichen Verbrechen der Verfolgung um des Glaubens willen. Der Same, den wir gesäet, brachte die furchtbare Frucht, welche wir essen. Ich betete um Ergebung und Hoffnung: ich blickte auf jenes Kreuz und fand Beides. Verhärte nicht Dein Herz, erhöre Dein Kind, so weise Du bist und so schwach mein weiblicher Geist, erhöre mich."

„Verstumme!" rief Almamen in einem Tone, der aus dem Grabe hätte kommen können, so geisterhaft und todtenähnlich war sein hohler Klang; dann trat er einige Schritte zurück, legte beide Hände an seine Schläfe und murmelte: „Verrückt, verrückt! Ja, ja, dieß ist nur ein Wahnsinn — und ein Teufel versucht mich! O, mein Kind!" begann er dann wieder in einem

Tone, der plötzlich unaussprechlich zärtlich und flehend wurde, „ich bin fürchterlich ermattet und träumte einen fieberhaften Traum der Leidenschaft und Rache. Dein Mund und Deine sänftigende Hand sollen mich aus demselben erwecken. Lasse uns für immer aus diesen verhaßten Ländern fliehen; wir wollen diesen elenden Ungläubigen ihren blutigen Streit überlassen, unbekümmert, wer unterliegen soll. Nach einem Boden, den kein eherner Fuß betritt, in eine Luft, wo das Gebet des Menschen einsam zu dem großen Jehovah aufsteigt, lasse uns unsere müden Schritte lenken. Komme! so lange das Schloß noch im Schlafe liegt, wollen wir ungesehen fort — der Vater mit der Tochter. Liebliche Gespräche wollen wir unterwegs führen. Und, hörst Du, Leila," setzte er in leisem, plötzlichem Flüstern hinzu, „sprich mir nicht von jenem Bilde, denn Dein Gott ist ein verborgener Gott und hat keine Aehnlichkeit mit einem von Menschenhänden gefertigten Bilde."

Wäre er durch lange Mühen und marternde Gedanken weniger erschöpft gewesen, so hätte die Sprache eines so strengen Mannes vielleicht ganz anders gelautet. Aber auch der härteste Stoff unterliegt den Umständen, und trotz seinem angeborenen Verstande und seiner unnatürlichen Ueberlegenheit über Andere war vielleicht Niemand in seiner Weichheit und Kraft, seiner Leidenschaft und seinen Bestrebungen menschlicher Schwäche so sehr unterworfen als dieser sonderbare Mann, der es in seinen dunkeln Studien und seinem anmaßenden Eigenwillen gewagt hatte, sich übermenschliche Hoffnungen zu bilden.

Es war in der That ein gefährlicher Augenblick für die Neubekehrte. Die unerwartete Milde ihres Vaters überwältigte sie gänzlich, und sie war noch nicht hinlänglich durchdrungen von jenem Alles verläugnenden Eifer begeisterter Katholiken, welchem jedes menschliche Band und jede irdische Pflicht häufig zum Opfer gebracht worden sind auf dem Altar verzückter, überschwänglicher Frömmigkeit. Was auch ihre neuen Ansichten, ihr neuer Glaube, ihre geheime Sehnsucht nach dem Kloster — genährt durch die erhabene, wenn auch irrige Vorstellung, als ob durch ihre Bekehrung und Aufopferung vielleicht die Sünden ihres Volkes gesühnt werden könnten in den Augen Dessen, der durch seinen Tod für die ganze Welt gebüßt hatte — was auch solche höhere Gedanken und Gefühle sein mochten, sie wichen in diesem Augenblicke dem unwiderstehlichen Andrange der gewöhnlichen Natur und der kindlichen Pflicht. Sollte sie ihren Vater verlassen und konnte diese Handlung eine Tugend sein? Ihr Herz that und beantwortete beide Fragen in demselben Augenblicke. Sie näherte sich Almamen, faßte seine Hand und sagte fest und ruhig: „Vater, wohin Du auch gehst, werde ich Dir folgen."

Aber der Himmel bestimmte Beiden ein anderes Loos, als ihnen zu Theil geworden sein möchte, wäre die Stimme jenes Naturimpulses gehört worden.

Ehe Almamen antworten konnte, ertönte ein lauter Trompetenstoß vor dem Thore.

„Horch!" sprach er und griff nach dem Dolche, als ihn plötzlich das Gefühl der ihn umgebenden Gefahr wieder durchzuckte. „Sie kommen — meine Verfolger

und Mörder! Aber diese Glieder haben einen Schutz gegen die Folter."

Selbst dieses Vorzeichen naher Gefahr war beinahe eine Erleichterung für Leila. „Ich will gehen," sagte sie, „und hören, was das Blasen bedeutet; bleibe hier, sei auf Deiner Hut — ich werde wiederkehren."

Es verstrichen indessen einige Minuten, ehe Leila wieder erschien: sie war begleitet von Donna Inez, deren Bläße und Aufregang ihre Bestürzung verriethen. Ein Courier war vor dem Thore mit der Nachricht angekommen, daß die Königin mit einer starken Heeresabtheilung auf dem Wege hierher sei, um zu Ferdinand zu stoßen, der mit der gewohnten Schnelligkeit seiner Bewegungen damals vor einer der maurischen Städte lag, die sich gegen seine Oberherrhaft aufgelehnt hatte. Unmöglich konnte Almamen mit Sicherheit in dem Schlosse bleiben, und die einzige Hoffnung auf Entkommen bestand in seinem unverweilten Abgange unter der Hülle einer Verkleidung.

„Ich habe," sprach Inez, „einen zuverläßigen, getreuen Diener im Schlosse, dem ich ohne Besorgniß Eure Rettung anvertrauen kann, und solltet Ihr unterwegs auch Verdacht erwecken, so werden mein Name und die Begleitung meines Dieners jedes Hinderniß hinwegräumen. Es ist keine starke Tagreise von hier bis Quadix, das sich schon für die Mauren erklärt hat, dort möget Ihr, bis die Heere Ferdinands die Mauern einschließen, eine sichere Zuflucht finden."

Almamen blieb einige Augenblicke in düsteres Schweigen versunken. Endlich aber gab er seine Einwilligung

in den Vorschlag zu erkennen, und Donna Inez eilte hinweg, seinem Führer die nöthigen Weisungen zu geben.

„Leila," sprach der Hebräer, als er allein mit seiner Tochter war, „glaube nicht, daß ich um meiner eigenen Sicherheit willen mich zu dieser Flucht vor Dir erniedrige: nein; aber nie, bis Du mir in Folge meines eigenen vorschnellen Vertrauens in einen Andern verloren warst, wußte ich, wie theuer meinem Herzen dieser letzte Sprößling meines Hauses, das einzige mir noch übrige Andenken an die Liebe Deiner Mutter sei. Nachdem ich Dich nun wieder gefunden, öffnete sich ein neues, mildes Leben vor meinem Blicke, und die Erde scheint, wie durch einen plötzlichen Zauberschlag, vom Winter in den Frühling übergesprungen. Um Deinetwillen verspreche ich, alle Mittel, welche menschlicher Scharfsinn erdenken kann, zur Errettung von meinen Feinden anzuwenden. Unterdessen wird meine Seele hier bleiben, hierher werde ich nach Verfluß von einer Woche — gleichviel durch welche Gefahren — zurückkehren, um die Erfüllung Deines Versprechens zu fordern, ich will Alles für unsere Flucht bereit halten, und kein Stein soll unterwegs Deinen Fuß beleidigen. Der Gott Israels sei mit Dir, meine Tochter, und stärke Dein Herz! Aber," fuhr er fort und riß sich, da er Tritte dem Zimmer nahen hörte, aus ihrer Umarmung los, „glaube nicht, daß ich trotz dieses Ergusses väterlicher Zärtlichkeit vergesse, was ich mir und Dir schuldig bin. Glaube nicht, meine Liebe sei nur das rohe, gedankenlose Gefühl des Erzeugers für sein Kind: ich liebe Dich um Deiner Mutter willen, liebe Dich um Deiner

selbst — ich liebe Dich noch mehr um Israels willen. Gehst Du zu Grunde, gehst Du uns verloren, Du, die letzte Tochter des Hauses Isaschars, so ist das edelste Geschlecht aus Gottes großem Volke erloschen."

Hier erschien Inez an der Thüre, zog sich aber bei der ungeduldigen, hoheitvollen Geberde Almamens wieder zurück, der, ohne weiter auf die Unterbrechung zu achten, fortfuhr:

„In Dir und Deinen Nachkommen sehe ich die Wiedergeburt voraus, die ich selbst einst noch zu erleben thöricht genug hoffte. Doch genug hievon. Du bist unter dem Dache der Nazarener. Ich will nicht glauben, daß Künste, die vergebens mit Feuer und Schwert gegen uns auftreten, gegen Dich Etwas vermögen werden. Irre ich jedoch, so wird die Strafe furchtbar sein! Erführe ich je, daß Du den Glauben Deiner Väter verlassen, und ständen Priester und Krieger um Dich, wären Tausende und Zehntausende zu Deiner Hülfe bereit, so würde doch dieser Stahl das Haus Isaschars vor der Beschimpfung retten! Hüte Dich! Du weinst; aber, Kind, ich warne bloß, ich drohe nicht. Gott sei mit Dir!"

Er drückte die kalte Hand seines Kindes, wendete sich nach der Thüre und verließ, nachdem er sich so weit verkleidet, als die kurze Zeit es gestattete, das Schloß mit seinem spanischen Führer, der, an die Gutherzigkeit seiner Gebieterin gewöhnt, ihrem Befehle ohne Verwunderung, jedoch nicht ohne Verdacht folgte.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen und die Sonne noch nicht über die Berggipfel vorgerückt, als Isabella anlangte.

Sie erschien mit der Nachricht, daß, nachdem sich die in der Nachbarschaft gelegenen maurischen Städte empört, das halb befestigte Schloß ihrer Freundin kein sicherer Aufenthalt mehr sei, und beehrte die spanische Dame mit dem Befehle, sie sammt ihrem weiblichen Gefolge in Ferdinands Lager zu begleiten.

Leila empfing diese Kunde in einer Art Betäubung. Ihre Unterredung mit dem Vater, der heftige, fürchterliche Kampf des Gefühles, der dieses Gespräch herbeigeführt, hatten ihr beinahe die Besinnung geraubt; und als sie sich mit dem Abendsterne abermals unter Isabellens Gefolge befand, war die einzige Empfindung, die durch ihr verwirrtes Gemüth selbstständig durchdrang, die, daß die Hand der Vorsehung sie aus einer Versuchung errettet habe, die, wie Derjenige, welcher in Aller Herzen liest, wissen mußte, für ein Weib und eine Tochter zu stark war.

Am fünften Tage nach seiner Abreise kehrte Almamen zurück — um das Schloß verlassen und auch seine Tochter nicht mehr hier zu finden.

Fünftes Kapitel.

In dem Gährungsprocesse großer Ereignisse steigt die Hefe.

Die Israeliten beschränkten ihren Kampf nicht auf die bereits angedeutete Verschwörung. In einigen der von Ferdinand abgefallenen maurischen Städte entsagten sie der Neutralität, welche sie bisher zwischen Christ und Moslem beobachtet. Mochten sie durch die fürch-

terlichen, durchgreifenden Barbareien Ferdinands und der Inquisition gegen ihr Volk entflammt sein, oder wurden sie durch einen Mann ihres eigenen Stammes, in welchem sie das Haupt ihrer geheiligtsten Familie anerkannten, aufgewiegelt, oder vereinigten sich, was das Wahrscheinlichste ist, beide Ursachen — gewiß ist, daß sie Gefühle zeigten, welche von dem so oft kund gegebenen Benehmen und der gewöhnlichen Politik dieses friedliebenden Volkes gänzlich abwichen. Sie lieferten große Beiträge in den öffentlichen Schatz — sie verlangten Waffen und wurden unter ihrer eigenen Anführung, obwohl mit großer Eifersucht und Vorsicht, den Truppen der anmaßenden, verachtungsvollen Moslems einverleibt.

Bei dieser Conjunction feindlicher Planeten nahm Ferdinand seine Zuflucht zu seiner Lieblingsmaßregel: zu Ränken und List. Indem er gerade den Vertrag, durch welchen Almamen einst zu ihren Gunsten zu wirken gesucht, als Mittel gegen sie gebrauchte, sorgte er, daß das Gerücht in Umlauf kam, als hätten die Juden, um ihren Frieden mit ihm zu erkaufen, versprochen, die maurischen Städte und Granada selbst zu verrathen. Das Papier, welches Ferdinand bei seiner Unterredung mit Almamen unterzeichnete und in dessen Besitz er sich bei der Gefangennehmung des Hebräers wieder gesetzt hatte, gab er einem Spion, den er als Jude verkleidet in eine der empörten Städte sandte.

Der maurische Anführer bekam Wind von der Ankunft dieses Abgesandten. Er wurde ergriffen und das Dokument bei ihm gefunden. Die Worte, wie sie Al=

mamen aufgesetzt (er hatte sorgfältig vermieden, sowohl seinen angenommenen als den ihm von Geburt zukommenden Namen zu nennen), stellten bloß den Vertrag auf, daß, wenn binnen zwei Wochen von dem darin genannten Tage an Granada durch einen Juden dem Christenkönig überliefert werde, die Juden gewisse Freiheiten und Rechte genießen sollten.

Die Entdeckung dieses Dokumentes erfüllte die Mauren in der Stadt, nach welcher man den Spion gesandt, mit einer Wuth, welche Worte nicht zu beschreiben vermögen. Stets mißtrauisch gegen ihre Verbündeten, glaubten sie jetzt den einzigen Grund von ihrer Begeisterung und ihrem Verlangen nach Waffen zu durchschauen. Der Pöbel erhob sich; die vornehmsten Juden wurden ergriffen und ohne Verhör in Stücke gehauen, während Andere unter der langsamen Folter der Obrigkeit erlagen. Man entsendete Boten nach den verschiedenen empörten Städten und vor Allem nach Granada selbst, um den Moslems Vorsicht gegen diese unseligen Feinde beider Parteien anzuempfehlen. Geldgierig und blutdürstig, rivalisirten die Mauren mit der Inquisition hinsichtlich der Grausamkeit und mit Ferdinand hinsichtlich der Erpressungen.

Es war das dunkle Schicksal Almamens, wie so manches voreiligen und hitzigen Befreiers aus der Sklaverei, die Schrecken und Leiden, die er mindern wollte, zu mehren. Die Warnung vor den Juden traf in Granada ein, als eben der Vezier Jusuff von seinem noch vor dem Schlosse von Salobrena liegenden Herrn den Befehl erhalten hatte, jedes Mittel zu gebrauchen, um

den schwindenden Schatz wieder zu füllen. Neue Erpressungen unter den Mauren selbst scheuend, begrüßte der Vezier einen so gerechten Vorwand zu neuen, bedeutenden Auflagen unter den Juden wie eine Botschaft des Himmels. Gewaltthätigkeiten durch den Pöbel wurden verhindert, weil die Obrigkeit an der Spitze stand, die weise dafür sorgte, daß der Staat keinen Genossen bei dem nöthigen Raube habe, und so wurde das Werk der Confiskation und Plünderung mit einer majestätischen, regelmäßigen Ruhe und Ordnung durchgeführt, die ebenso das Ansehen des Veziers vergrößerte, wie sie die Kassen des Königs füllte.

Eines Abends machte Ximen spät seine gewöhnliche Runde durch die Gemächer in Almamens Hause. Indem er auf die verschiedenen Gegenstände des Reichthums und der Pracht umher blickte, brach er hie und da in ein leises, stoßweises Kichern aus, rieb sich die dürren Hände und murmelte vor sich hin: „Wenn mein Herr stirbt! wenn mein Herr stirbt!"

Während dieser Beschäftigung hörte er einen verwirrten, fernen Lärm, und als er aufmerksam horchte, unterschied er das in neuerer Zeit so häufig gewordene Geschrei: „Es lebe Jusuff der Gerechte! — nieder mit den verrätherischen Juden!"

„Ach!" sagte Ximen, während der ganze Ausdruck seines Gesichtes wechselte, „eine neue Plünderung an unserem Volke! Und dieß ist Dein Werk, Sohn Isaschars! Wahnsinniger, der Du warst, weiser sein zu wollen als Deine Väter, und der Du versuchtest, die Götzendiener zu überlisten im Rathszimmer und im

Lager, ihrem eigentlichen Felde, worin sie uns so sehr überlegen, wie der Bazar und der Marktplatz das unserige ist. Niemand argwöhnt, daß der mächtige Santon der verrätherische Jude sei; aber ich weiß es! Ich könnte Dich der Bogensehne überliefern — und, wenn Du todt wärest, gehörten alle Deine Güter und Dein Gold, selbst der Esel an der Krippe, dem alten Ximen."

Bei diesem Gedanken hielt er an, schloß die Augen und lächelte bei der Aussicht, die seine Phantasie heraufbeschwor; nachdem er sodann seinen Rundgang beendet, begab er sich wieder in sein eigenes Zimmer, das durch eine kleine Thüre in einen der hinteren Hofräume führte. Kaum hatte er dieses Zimmer erreicht, als er ein leises Pochen an dem anstoßenden Thore vernahm und an der dreimaligen Wiederholung desselben erkannte, daß einer seiner Glaubensbrüder außen sei. Denn Ximen, in welchem Jahre, Vereinzelung und Geiz längst weggefressen, was von besseren Gesinnungen in einem von Natur armen und harten Herzen seine dürftigen Wurzeln geschlagen, behielt immer noch ein menschliches Gefühl gegen seine Landsleute. Es war das Band, das alle Verfolgte vereinigt, und Ximen liebte sie, weil er ihr Glück nicht zu beneiden hatte. Das Ansehen, die Kenntnisse, die stolzen, wenn auch abenteuerlichen Plane seines Herrn verletzten und demüthigten ihn; er haßte ihn heimlich, weil er ihn nicht bemitleiden oder verachten konnte. Dagegen erweckten die gebeugte Gestalt, die knechtische Stimme, die zaghaften Nerven seiner unterdrückten Brüder in dem Alten nur die Vorstellung von Wesen, welche nicht über ihn

zu triumphiren vermochten. Gedemüthigt, bejahrt, einsam, wie er war, empfand er eine Art winterlicher Wärme bei dem Gedanken, daß auch er die Macht habe, zu beschützen!

So unterhielt er einen Verkehr mit den übrigen Israeliten und hatte denselben bei ihren Gefahren oft eine Zuflucht in den zahllosen Gewölben und Gängen gewährt, deren Trümmer man noch jetzt unter den verwitterten Grundlagen jenes geheimnißvollen Gebäudes entdecken kann. Und da das Haus allgemein für das Besitzthum eines abwesenden Emirs galt und von Boabdil der Sorgfalt des Kadi's besonders anempfohlen worden war, welch Letzterer allein unter den Mauren wußte, daß es einer der Aufenthaltsorte des Santon sei, dessen vorgebliche Wohnung die ihm in dem Palaste angewiesenen Gemächer bildeten, so war es allerdings vielleicht der einzige Ort in Granada, der den umhergejagten Israeliten eine sichere, unverdächtigte Zufluchtsstätte gewährte.

Als Ximen das gewohnte Zeichen seines Glaubensgenossen erkannte, kroch er zu der Thüre, und nachdem er zu weiterer Vorsicht noch ein hebräisches Losungswort gesprochen, worauf ihm in derselben Sprache geantwortet wurde, öffnete er und herein trat die lange, vorgebeugte Gestalt des reichen Elias.

„Würdiger, vortrefflicher Herr!“ sagte Ximen, nachdem er den Eingang wieder verschlossen, „was kann den geehrten und reichen Elias in das Zimmer des armen Knechtes führen?“

„Mein Freund,“ antwortete der Jude, „nenne mich

nicht reich, oder geehrt. Jahre lang habe ich in der Stadt gewohnt, sicher und in Ansehen, selbst bei den Moslemin, weil ich habe erkauft mit Edelsteinen und Schätzen den Schutz des Königes und der Großen. Aber jetzt, ach! in dem plötzlichen Zorne der Heiden, die sich immer eitle Dinge einbilden, bin ich vor ihren ältesten Rabbi berufen worden und entging der Folter nur durch eine Summe, welche zehn Jahre der Arbeit und des Schweißes auf meinem Angesichte nicht wieder ersetzen können. Ximen! der bitterste Gedanke ist, daß die Verrücktheit einer unserer Leute diesen Jammer über Israel gebracht hat."

„Mein Herr spricht in Räthseln," sagte Ximen mit wohlerkünsteltem Erstaunen in seinen gläsernen Augen.

„Warum wendest und drehst Du Dich, guter Ximen?" fragte der Jude kopfschüttelnd; „Du weißt wohl, was meine Worte sagen wollen. Dein Herr ist der sogenannte Almamen, und dieser abtrünnige Israelite (wenn Der wirklich noch ein Israelite ist, der Gebräuche und Sitten seiner Väter verlassen) ist es, der die Juden von Cordova und Quadix aufgewiegelt, und dessen Thorheit diese schrecklichen Dinge über uns gebracht hat. Heiliger Abraham! dieser Jude hat mich mehr gekostet als fünfzig Nazarener und hundert Mauren."

Ximen blieb stille, und Elias, dessen Zunge durch die Erinnerung an seinen verdrießlichen Verlust gelöst war, fuhr fort: „Sogleich, als der Sohn Isaschars wieder kam und ein Rathgeber wurde an dem Hofe des

Königes, erkannte ich, der ich ihn noch als Kind in die Synagoge geführt, denn der alte Isaschar war uns so werth wie ein Bruder, erkannte ich ihn an seinen Augen und an seiner Stimme wieder, aber ich frohlockte über seine List und seine Verheimlichung, ich glaubte, er würde Großes thun für seine armen Brüder und dem Freunde seines Vaters verschaffen die Lieferung der Kleider und kostbaren Zeuge für des Königes Weiber und Kebsweiber. Allein Jahre sind verflossen; er hat unsere Lasten nicht erleichtert und durch die Tollheit, die zuletzt über ihn kam, als er sich an die Spitze des heidnischen Heeres stellte und unsere Brüder in Gefahr und Verderben stürzte, hat er verdient den Fluch der Synagogen und den Zorn unseres ganzen Volkes. Ich höre von unseren Leuten, die durch Ausfolgung ihrer Habe der Folter entronnen sind, daß seine thörichten und verrückten Plane den Hauptvorwand abgaben für die Leiden der Gerechten unter den Nazarenern, und eben jene Entwürfe bringen über uns dieselbe Verfolgung durch die Mauren. Verflucht sei er und untergehen möge sein Name!“

Ximen seufzte, schwieg aber fortwährend, begierig, zu welchem Ende wohl die Schmähworte des Juden führen würden. Er sollte nicht lange warten. Nach einer Pause begann Elias wieder in verändertem, ruhigem Tone: „Er ist reich, dieser Sohn Isaschars, wunderbar reich.“

„Seine Schätze sind über die Hälfte der Städte Afrika's und des Orientes ausgebreitet,“ sagte Ximen.

„Du siehest denn, mein Freund, daß Dein Herr ein

schweres Loos über mich gebracht hat. Ich bin Herr seines Geheimnisses, und könnte ihn preisgeben dem Zorne des Königs; ich könnte ihm zuführen den Tod. Aber ich bin gerecht und mild: er zahle meine Einbuße und ich will meinen Aerger vergessen."

„Du kennst ihn nicht," erwiederte Ximen, erschreckt durch den Gedanken an einen Ersatz, der seine eigene Erbschaft von Almamens in Granada befindlichen Gütern gar bedeutend vermindern mochte.

„Wenn ich ihm aber mit Veröffentlichung seines Geheimnisses drohe?"

„So würdest Du ein Futter für die Fische in dem Darro," unterbrach ihn Ximen. „Ja, erfährt Almamen nur, daß Du seine Geburt und seinen Namen kennst, so zittere! Deine Tage in dem Lande sind dann gezählt."

„Wahrlich," rief der Jude in großer Bestürzung, „dann bin ich in die Schlinge gefallen; denn diese Lippen haben ihm verrathen, daß ich Beides kenne."

„Dann ist der gerechte Elias binnen der ersten zehn Tage von Almamens Rückkehr nach Granada ein verlorener Mann. Ich kenne meinen Herrn: er ist ein furchtbarer Mensch, und Blut ist ihm wie Wasser."

„Verderben über den Verdammten!" rief Elias wüthend und stampfte mit dem Fuße und Feuer sprühte aus seinen dunkeln Augen, denn der Trieb der Selbsterhaltung machte ihn kühn. „Doch nicht von mir," setzte er ruhiger hinzu, „wird seine Gefahr kommen. Wisse, daß mehr denn hundert Juden in dieser Stadt sind, welche ihm den Tod geschworen haben; Juden, die von Cordova hierher geflohen sind, die dort ihre Verwandten

morden, ihre Habe rauben sahen und in dem Sohn Isaschars die Ursache des Raubes und Mordes erkannten. Sie haben den Betrüger entdeckt, und hundert Dolche werden in diesem Augenblicke für ihn geschliffen: er möge zusehen. Ximen, ich habe zu Dir gesprochen, wie Thoren sprechen; Du kannst mich Deinem Herrn verrathen, aber nach Dem, was mir unsere Leute von Dir sagten, habe ich mein Herz ohne Furcht gegen Dich ausgeschüttet. Willst Du Israel verrathen oder uns den Verräther erschlagen helfen?"

Ximen dachte einen Augenblick nach, und sein Nachdenken ging auf die Schätze seines Herrn. Er reichte Elias seine Rechte dar, und als die Israeliten schieden, waren sie Freunde.

Sechstes Kapitel.

Boabdils Rückkehr. — Ferdinand erscheint abermals vor Granada.

Am dritten Morgen nach diesem Gespräche kam das Gerücht nach Granada, Boabdil sei von seinem Angriffe auf die Citadelle Salobrena mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen worden; Fernando del Pulgar sei es gelungen, zu deren Entsetzung ein beträchtliches Hülfscorps herbeizuführen und Ferdinands Heer befinde sich auf dem Marsche gegen den maurischen König. Mitten in der durch diese Nachrichten herbeigeführten Aufregung langte ein Eilbote an, der die Richtigkeit derselben bestätigte und die Rückkehr Boabdils verkündete.

Mit Einbruch der Nacht kam der König, dem Heere voran, in die Stadt und eilte, sich in die Alhambra einzuschließen. Als er sich niedergeschlagen in die Gemächer der Frauen begab, trat ihm seine strenge Mutter entgegen.

„Mein Sohn," sagte sie bitter, „kehrst Du zurück und nicht als Sieger!"

Ehe noch Boabdil antworten konnte, eilte ein leichter, schneller Schritt durch die schimmernden Arkaden und mit Freudenthränen warf sich Amine, alles orientalische Ceremoniell bei Seite setzend, an seine Brust. „Mein Geliebter! mein König! Lust meiner Augen! Du bist zurückgekehrt. Willkommen — denn Du bist unverletzt."

Die Verschiedenartigkeit dieser beiden Begrüßungen machte einen mächtigen Eindruck auf Boabdil. „Du siehst, Mutter," sprach er, „wie groß der Gegensatz zwischen Denen ist, die uns aus Zärtlichkeit, und Denen, die uns aus Stolz lieben. Im Unglücke behüte mich Gott vor Deiner Zunge, Mutter!"

„Aber auch ich liebe Dich aus Stolz," flüsterte Amine; „und aus diesem Grunde ist mir Dein Unglück theuer, denn es entzieht Dich der Welt, um Dich mehr mein eigen zu machen, und ich bin stolz auf die Leiden, die mein Held mit seiner Sklavin theilt."

„Lichter her und das Bankett!" rief der König, sich von der stolzen Mutter abwendend; „wir wollen ein Fest halten und fröhlich sein, so lange wir es können. Meine angebetete Amine, küsse mich."

So stolz, so trübsinnig, so zartfühlend Boabd-

auch war, fühlte er doch in dieser Stunde des Unglücks keinen Kummer. Solchen Balsam hat die Liebe für unsere Schmerzen, wenn ihre Schwingen von der Taube geborgt sind! Und obwohl die Gesetze orientalischen Lebens die Sphäre von Aminens freundlichem Einflusse auf die engen Wände eines Harems beschränkten, obwohl uns, selbst in einem Roman, der natürliche Gang der Ereignisse nöthigt, nur in einem leichten, schnellen Umrisse das lebendige, reiche Farbenbild dieser Seele festzuhalten, so bleiben für diesen Umriß doch die zwei lieblichsten und edelsten Züge der Weiblichkeit — die Macht, uns zur That anzufeuern, und die Milde, uns zu trösten, wenn kein Erfolg unsere Unternehmungen krönt!

Während Boabdil und die Hauptmasse des Heeres in der Stadt blieben, durchschwärmte Muza mit einer auserlesenen Abtheilung Reiterei die Gegend, um die neuerworbenen Städte zu besuchen und ihren Muth aufrecht zu erhalten.

Von diesem Geschäfte wurde er durch die Armee Ferdinands, welche noch einmal die Vega überströmte, die Erndte völlig zu Grunde richtete und sich dann zurückzog, um die Wiedereroberung der empörten Städte zu bewerkstelligen, abgerufen. Auf diese Unterbrechung folgte eine Zwischenzeit der Ruhe, die Stille vor dem Sturme. Aus allen Theilen Spaniens strömten die Ritterlichsten und Entschlossensten unter den Mauren, den Waffenstillstand benutzend, nach Granada, und diese Stadt wurde der Brennpunkt aller tapferen, gefahrtrotzenden Herzen, welche der Muhamedanismus in Europa besaß.

Nachdem Ferdinand mit seinen Eroberungen zu Ende war und seinen Schatz wieder gefüllt hatte, musterte er endlich die ganze ihm zu Gebot stehende Macht: vierzigtausend Fußgänger und zehntausend Reiter, und wieder und zum letzten Male erschien er vor den Mauern Granada's. Eine begeisterte, prophetische Entschlossenheit erfüllte Belagerer und Belagerte: Beide fühlten, daß die entscheidende Krisis nahe war.

Siebentes Kapitel.

Der Brand. — Die Majestät eines Kampfes für die eigene Sache mitten unter tausend Kämpfern für eine andere.

Es war an dem Vorabende eines großen, allgemeinen Sturmes auf Granada, der von den Anführern des christlichen Heeres mit Umsicht entworfen worden war. Das spanische Lager (das prächtigste, welches die Christenheit je gesehen) wurde nach und nach ruhig und stille; die Dämmerung nahm zu, das Licht der Sterne wurde heiterer und klarer. Schimmernd in der azurblauen Luft flatterten die seidenen Zelte des Hofes, gestickt mit symbolischen Sinnbildern und gekrönt durch bunte Fahnen, die, von einem lustig wehenden Bergwinde angefüllt, munter auf die vergoldeten Schaften flatterten. In der Mitte des Lagers erhob sich das Zelt der Königin, ein förmlicher Palast: Lanzen bildeten seine Säulen, Goldstoffe und bunte Teppiche seine Wände, und in dem Raume, den seine zahllosen Abtheilungen einnahmen, hätten die Hallen der Außenwerke

eines gewöhnlichen Schlosses Platz gefunden. Die Pracht dieses Lagers verwirklichte die abenteuerlichste Vorstellung von einem orientalisch-gothischen Geschmacke, Etwas, das der dichterischen Erfindung eines Tasso, der äußeren Vorstellung eines Beckford würdig gewesen wäre. Dabei verlor der Effekt der zum Hoflager gehörigen Zelte keineswegs durch den Anblick der umliegenden Soldatenbaracken, deren viele aus Zweigen, an welchen das Laub noch hing, erbaut waren: kunstlose malerische Hütten, als hätten, wie wir in alten Legenden lesen, wilde Waldmänner das Kreuz genommen und wären den christlichen Kriegern gegen die sonnegebräunten Anhänger Termagaunts und Mahoms gefolgt. Hier breitete sich denn das ungeheure Lager in tiefer Ruhe aus, als die Mitternacht düstere und längere Schatten von den Zeltgassen auf den Rasen warf. Um diese Stunde lag Isabella in dem geheimsten Gemache ihres Zeltes im Gebete für die Wohlfahrt des Königs und den Ausgang des heiligen Krieges. Vor dem Altar ihrer Feldkapelle knieend, erhob sie ihren Geist in inbrünstiger Andacht von der Erde, und in dem ganzen Lager waren, die Schildwachen ausgenommen, die Augen der frommen Königin vielleicht die einzigen ungeschlossenen. Ueberall war tiefe Stille; Wächter und Dienerschaft hatten sich zur Ruhe begeben, und den Schritt der Schildwachen außerhalb des ungeheuern Zeltes vernahm man nicht durch die seidenen Wände.

Da fühlte Isabella plötzlich einen kräftigen Griff an ihrer Schulter, als sie noch immer vor dem Altar knieete. Ein schwacher Schrei entfuhr ihren Lippen;

sie wandte sich um, und der breite, gekrümmte Dolch eines morgenländischen Kriegers blitzte hart vor ihren Augen.

„Stille! stoße einen Schrei aus, ja athme nur hörbarer als gewöhnlich, und wenn Du auch eine Königin bist, Du stirbst inmitten der Dich umgebenden Tausende!"

Dieß waren die Worte, die aus dem Munde eines Mannes von strengem und gebietendem, obwohl verstörtem Aussehen zu dem Ohr der königlichen Castilianerin drangen.

„Was willst Du? Willst Du mich ermorden?" fragte die Königin, vielleicht zum ersten Male vor der Gegenwart eines Sterblichen zitternd.

„Fürchte Nichts; Dein Leben ist sicher, sobald Du meiner Frage nicht ausweichen oder mich nicht täuschen willst. Unsere Zeit ist kurz, antworte mir. Ich bin Almamen, der Hebräer. Wo ist die Geißel, die ich Deinen Händen übergab? Ich fordere mein Kind. Sie ist bei Dir, ich weiß es. In welchem Winkel Deines Lagers?"

„Rauher Fremdling!" sagte Isabella, sich einigermaßen von ihrer Bestürzung erholend, „Deine Tochter ist, wie ich hoffe, auf immer Deinen gottlosen Händen entrissen. Sie befindet sich nicht in dem Lager."

„Lüge nicht, Königin von Castilien," sagte Almamen mit aufgehobenem Dolche; „seit Tagen und Wochen habe ich Deine Spur verfolgt, bin Deinem Marsche nachgegangen, habe selbst Deinen Schlaf belauscht, obwohl Männer in Eisen als Wächter ihn umstanden, und ich weiß, daß meine Tochter bei Dir gewesen ist.

Glaube nicht, ich trotze dieser Gefahr, ohne zum Furchtbarsten entschlossen zu sein. Antworte mir: wo ist mein Kind?"

„Seit mehreren Tagen," antwortete Isabella, trotz allem Widerstreben durch ihre seltsame Lage mit Schauder erfüllt, „hat Deine Tochter das Lager mit dem Hause Gottes vertauscht. Es war ihr eigener Wunsch. Der Erlöser hat sie aufgenommen in seine Heerde."

Hätten tausend Lanzen sein Herz durchbohrt, die Lebenskraft hätte Almamen nicht schneller verlassen können. Die straffen Muskeln seines Gesichtes erschlafften auf einmal; von dem Ausdrucke der Entschlossenheit und Drohung gingen sie in unsäglichen Schrecken, Angst und Verzweiflung über. Er taumelte mehrere Schritte zurück; seine Kniee zitterten heftig; er schien durch einen todtdrohenden Stoß betäubt. Isabella, die Kühnste und Stolzeste ihres Geschlechtes, benutzte diesen Augenblick: sie sprang auf, stürzte durch die Vorhänge in die von ihren Begleiterinnen bewohnten Gemächer, und im nächsten Augenblicke ertönte das ganze Zelt von ihrem Hülferuf. Die Schildwachen wurden aufgeschreckt, die Diener fuhren von ihren Kissen auf: sie vernahmen die Ursache des Lärmens und stürzten dem Orte zu, aber ehe sie die seidene Scheidewand erreichten, strömte ihnen eine helle, prasselnde Flamme entgegen; das Zelt stand in Feuer. Der Stoff nährte den Brand wie durch einen Zauber. Einige der Wachen hatten dennoch den Muth, vorzudringen; aber der Rauch und die Helle trieben sie schwindelig und verblendet zurück. Isabella selbst hatte kaum Zeit zum Entkommen, so schnell ver=

breitete sich der Brand. Besorgt für ihren Gemahl, stürzte sie nach dessen Zelt, fand ihn aber von dem Lärm schon aufgeweckt, wie er mit dem blanken Schwerte in der Hand ihr am Eingang entgegen kam. Der Wind, der wenige Minuten vorher nur mit den triumphirenden Bannern gespielt hatte, trieb jetzt die zerstörende Flamme weit umher. Sie verbreitete sich von Zelt zu Zelt, fast wie ein Blitzstrahl, der durch an einander hängende Wolken schießt. Das ganze Lager loderte hell auf, ehe man auch nur daran denken konnte, dem Brande Einhalt zu thun.

Ohne den verwirrten Bericht seiner königlichen Gemahlin ganz anzuhören, rief Ferdinand: „Das haben die Mauren gethan, sie sind an uns!" Er ließ Trommeln und Trompeten ertönen und eilte in eigener Person, nur in seinen langen Mantel gehüllt, fort, die Anführer zu wecken. Während die wohldisciplinirte, versuchte Armee, befürchtend, jeden Augenblick vom Feinde angefallen zu werden, sich in Abtheilungen zu formiren bemüht war, griff die Flamme immer weiter um sich, bis der ganze Himmel ein Lichtspiel darbot, dessen grellen blendenden Glanz selbst ein Dante zu beschreiben nicht im Stande wäre. Bei dessen Helle glühten Panzer und Helme wie in einem Schmelzofen, und die bewaffneten Spanier erschienen eher wie lebenähnliche gespenstische Meteore, denn wie menschliche Gestalten. Die Stadt Granada wurde ihnen durch die mächtige Beleuchtung nahe gerückt, und als eine Abtheilung Reiterei aus dem Lager sprengte, einem vermeintlichen Ueberfalle der Heiden zu begegnen, erblickten

sie auf den Mauern und Dächern Granada's die Moslems dicht gedrängt mit glänzenden Speeren. Aber ebenso erstaunt wie die Christen und ebenso eine Kriegslist vermuthend, verließen die Mauren ihre Stadt nicht. Unterdessen wurde die Feuersbrunst, eben so schnell im Verlöschen wie im Beginnen, schwach und vereinzelt, und die Nacht schien mit trauriger Dunkelheit wieder auf die Trümmer der seidenen Stadt zu sinken.

Ferdinand berief seinen Kriegsrath. Er hatte selbst erkannt, daß es sich hier um keinen Ueberfall von Seiten der Mauren handelte. Die Erzählung Isabellens, die er endlich begriff, die seltsame, beinahe wunderbare Art, mit welcher Almamen seine Wachen umgangen hatte und in das königliche Zelt gedrungen war, hätten, während sie seine mehr irdischen Besorgnisse entfernten, leicht seinen Aberglauben aufregen können, wäre ihm nicht beigefallen, mit welch' außerordentlicher, aber keineswegs übernatürlicher Gewandtheit orientalische Krieger und Räuber die Vorkehrungen der äußersten Vorsicht zu Schanden machen und den aufmerksamsten Wachen entgehen; und so ergab sich denn, daß das Feuer, welches das Lager eines Heeres verzehrte, nur angezündet worden war, um die Rache eines Einzelnen zu befriedigen oder dessen Flucht zu begünstigen. Ferdinand schüttelte daher von seiner königlichen Seele das abergläubische Grauen ab, welches die Größe des Unglücks, mit dem Namen eines Zauberers zusammengebracht, anfangs hervorgerufen, und beschloß, das Mißgeschick selbst zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Aufregung, die Wuth der Truppen brachten eine zu

einer entscheidenden That sehr günstige Stimmung hervor.

„Gott," sprach der König von Spanien zu den versammelten Rittern und Häuptlingen, „hat durch diesen Brand den Kämpfern des Kreuzes zu erkennen gegeben, daß fortan die Paläste Granada's ihr Lager sein sollen! Wehe den Moslem mit der Morgensonne!"

Waffen klirrten und Schwerter fuhren aus den Scheiden, als die christlichen Ritter den Fluch nachriefen: „Wehe den Moslem!"

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Die große Schlacht.

Langsam dämmerte der Tag nach dieser Schreckensnacht, und die Mauren, noch immer auf den Zinnen Granada's, sahen das ganze, im Anmarsche gegen ihre Mauern begriffene Heer Ferdinands. In der Entfernung lagen die Trümmer des rauchenden dampfenden Lagers, während im Vordergrund unter dem Wehen bunter glänzender Fahnen und unter dem Schmettern der Trompeten die triumphirenden Legionen des Feindes herannahten. Kaum trauten die Mauren ihren Augen. Sie hatten mit Bestimmtheit angenommen, nach einem so schweren Unglücksfalle werden sich die Christen zurückziehen, und das freudige, prunkende Schauspiel ihres Marsches zur Schlacht erfüllte sie nun mit Bestürzung und Schrecken.

Während sie noch staunend und unthätig dastanden, hörten sie Boabdils Trompete hinter sich und man sah den maurischen König, wie er an der Spitze seiner Leibwache die Straße herabzog, welche nach dem Thore

führte. Dieser Anblick brachte wieder Muth und Heiterkeit und als Boabdil auf dem Platze vor dem Thore anhielt, drang der Ruf von zwanzigtausend Kriegern deutungsvoll zu den Ohren der vorrückenden Christen.

„Männer Granada's!" sprach Boabdil, sobald ein tiefes athemloses Schweigen auf diesen kriegerischen Ruf gefolgt war, „das Herannahen der Feinde ist ihr Untergang! In dem Feuer der vorigen Nacht schrieb die Hand Allahs ihr Schicksal. Lasset uns hinaus bis auf den letzten Mann! Wir wollen unsere Häuser unbewacht lassen: unsere Herzen seien ihre Mauer! Zwar ist unsere Zahl gelichtet durch Hunger und Schwert, aber noch sind wir unserer genug zur Befreiung Granada's. Und die Todten sind noch nicht von uns gewichen: sie kämpfen mit uns, ihre Seelen beleben die unsrigen! Wer einen Bruder verloren, wird ein doppelter Mann. An diese Schlacht wollen wir Alles setzen: Freiheit oder Ketten! Herrschaft oder Verbannung! Sieg oder Tod! Vorwärts!"

Er sprach's und ließ seinem Berberrosse den Zügel. Dieses machte einen Sprung, setzte durch die dunkeln Bogen des Thores und Boabdil el Chico war der erste Maure, der zum letzten entscheidenden Kampfe aus Granada zog. Hervor flutheten dann, einem Strome gleich, der aus einer Höhle zu Tage kommt, die glänzenden geschlossenen Reihen der maurischen Reiterei. Muza kam zuletzt, die Nachwache schließend. Aus seinem finsteren strengen Antlitze sprach nicht die feurige Begeisterung des sanguinischen Königs. Es war verschlossen und starr; die Qualen der letzten schauderhaften Wochen

hatten seine Wangen dünn gemacht und tiefe Linien um die festen Lippen und den ehernen Kiefer gezogen, welche von der hartnäckigen, unbesiegbaren Entschlossenheit seines Charakters zeugten.

Als Muza jetzt vorsprengte und an den schwenkenden Zügen hinabritt, um deren Fronte zu ordnen, hörte man den Ruf von Frauenstimmen und die Krieger sahen, als sie sich umwendeten, wie ihre Weiber und Töchter, ihre Mütter und Bräute (befreit aus ihrer häuslichen Einschließung in Folge eines Planes, der den verzweifelten Zustand der Sache deutlich genug aussprach) mit ausgestreckten Armen von den Zinnen und Thürmen auf sie niederblickten. Die Mauren fühlten, daß sie für Herd und Altar im Angesichte Derer zu kämpfen hätten, die, blieben sie nicht Sieger, Sklavinnen und Buhlerinnen würden, und jeder Moslem fühlte sein Herz sich härten wie der Stahl seines Säbels.

Während sich die Reiterei in regelmäßige Schwadronen bildete und das Stampfen der feindlichen Rosse immer näher kam, strömte das maurische Fußvolk in wildem Durcheinander und ungeordneten Haufen heraus, bis Boabdils Schlachtroß in einem weiten Halbkreise unter den Mauern hinsprengte und sein Reiter in kurzen, aber bestimmten Weisungen, oder in feuriger Beschwörung die Bewegung zu ordnen, den kühnen, aber eigensinnigen Muth zu lenken suchte.

Unterdessen hatten die Christen plötzlich Halt gemacht, denn der kluge Ferdinand beschloß, dem vollen Angriffe einer ganzen Völkerschaft in dem ersten Ausbruche ihrer Begeisterung und Verzweiflung nicht ent=

gegenzutreten. Er rief Fernando del Pulgar zu sich und befahl ihm, mit einem Trupp der kühnsten geübtesten Reiter der maurischen Reiterei entgegenzugehen und es zu versuchen, den feurigen Muth Muza's von dem Hauptcorps wegzulocken. Sofort theilte er sein unternehmendes Corps in mehrere Geschwader und sandte sie nach verschiedenen Punkten ab: die einen, um die anstoßenden Thürme zu stürmen, die anderen, um die Gärten und Bäume in der nächsten Umgebung der Stadt in Brand zu stecken, damit das Treffen nicht sowohl zu einer Hauptschlacht, als zu vielen kleinen Scharmützeln würde und die Mauren Verbindung und Einheit verlieren sollten, worin jetzt noch ihre Hauptstärke bestand.

So sahen denn die Muselmänner, während sie geordnet den Angriff abwarteten, wie die Hauptmasse der Christen sich plötzlich zerstreute und, während sie selbst noch in Staunen und Verwirrung waren, Feuer aus den herrlichen Gärten rechts und links neben den Mauern brach; zugleich rollte der Donner des christlichen Geschützes gegen die zerstreuten, zum Schutze der Zugänge der Stadt angebrachten Bollwerke.

In diesem Augenblicke wälzte sich eine Staubwolke rasch gegen den von Muza mit der Vorhut besetzten Ort und der Schock der christlichen Ritter in ihren schweren Rüstungen ging gerade auf die Mitte des von dem Prinzen befehligten Geschwaders.

Um mehrere Zolle höher als die Federbüsche seiner Gefährten wehte der Helmschmuck des riesenhaften del Pulgar und während Maure um Maure vor seiner

eingelegten Lanze niederstürzte, rief er mit einer Stimme, die tief und grabähnlich aus seinem Visier klang: „Tod den Ungläubigen!"

Die schnellen gewandten Reiter Granada's waren indessen durch diesen wilden Angriff nicht geschlagen. Ihre Reihen mit außerordentlicher Schnelligkeit öffnend, ließen sie den Sturm ohne eigentliche Gegenwehr hindurch, schloßen sich dann wieder in langer stolzer Linie und schnitten den Rittern den Rückzug ab. Die Christen schwenkten herum und warfen sich von Neuem auf den Feind.

„Wo bist Du, Hund von einem Moslem, der Du den Löwen spielen willst! Wo bist Du, Muza Ben Abil Gazan?"

„Vor Dir, Christ!" rief eine strenge helle Stimme, und aus den Helmen seines Volkes hervor schimmerte der blendende Turban des Mauren.

Fernando hielt sein Pferd an, sah einen Augenblick auf den Gegner, wendete sich rückwärts, um seinem Anlaufe mehr Gewalt zu geben und in dem nächsten Augenblicke waren die zwei tapfersten Ritter der beiden Heere Lanze gegen Lanze im Kampf.

Der runde Schild Muza's fing die Waffe des Christen auf; sein eigener Speer zersplitterte unschädlich an der Brust des Riesen. Er zog den Säbel, schwang ihn mit Blitzesschnelle über dem Kopfe und mehre Minuten waren die Augen der Umstehenden kaum im Stande, der wunderbaren Raschheit zu folgen, womit von diesen berühmten Kämpfern Hiebe ausgetheilt und parirt wurden.

Endlich sprengte Fernando, um aus seiner überlegenen Körperstärke Vortheil zu ziehen, ganz an Muza heran, faßte, indem er das an einem Gurt um die Lenden gebundene Schwert hängen ließ, Muza's Schild mit fürchterlichem Griffe und riß denselben mit einer Gewalt an sich, welcher der Maure vergebens zu widerstehen versuchte. Muza ließ daher plötzlich den Schild los und ehe der Spanier das durch die äußerste Kraftanstrengung verlorene Gleichgewicht wieder erlangen konnte, warf er seinen Rappen ihm entgegen und führte mit einer kurzen, schweren, am Sattelknopfe hängenden Keule einen so gewaltigen Streich nach dem Helme Fernando's, daß der Riese betäubt und besinnungslos zu Boden stürzte.

Vom Pferde springen, sich seines Schildes wieder bemächtigen, nach dem Säbel greifen und dem gefallenen Feinde ein Knie auf die Brust setzen, war das Werk eines Augenblicks und Don Fernando del Pulgar wäre damals ohne Priester oder Wundarzt von dannen gefahren, hätten nicht, erschreckt durch die Gefahr ihres tapfersten Gefährten, zwanzig Ritter zugleich die Sporen eingesetzt und zwanzig Lanzenspitzen den Helden Granada's von seiner Beute, von seinem Raube abgehalten. Mit gleicher Schnelligkeit sprengten auch die maurischen Kämpfer daher und ein tödtliches Handgemenge entstand um den Körper des noch immer bewußtlosen Christen. Muza hatte keinen Augenblick gewinnen können, Fernando's Helm zu lösen, wodurch allein die maurische Klinge eine tödtliche Stelle hätte finden können, ja durch die Speere und stampfenden Hufe um ihn her wurde

die Lage des Heiden gefährlicher als die des Christen selbst. Inzwischen kam Fernando wieder zur Besinnung, paßte, seinen Zustand gewahrend, den richtigen Augenblick ab und schüttelte plötzlich das Knie des Mauren von sich. Noch eine Kraftanstrengung und er war auf den Beinen, und die beiden Kämpfer standen sich Stirne gegen Stirne gegenüber, keiner sehr geneigt, den Kampf zu erneuern. Besonders zu Fuße mußte Muza bei aller Kühnheit und Behendigkeit seinen Nachtheil gegen die ungeheure Kraft und die undurchdringliche Rüstung des Christen erkennen; er trat zurück, pfiff seinem Berber, der, die Reihen der Reiter durchbrechend, augenblicklich neben ihm stand, bestieg denselben wieder und war mitten unter dem Feinde, beinahe ehe der langsamere Spanier nur seine Entfernung wahrgenommen.

Aber Fernando war noch nicht von seinem Feinde befreit. Muza verschaffte sich dadurch, daß drei tödtlich verwundete Ritter unter seinem Säbel fielen, freien Raum und zog jetzt den kurzen arabischen Bogen hinter seiner Schulter vor; Pfeil um Pfeil rasselte auf den Panzer des pferdlosen Christen mit so wunderbarer Schnelligkeit, daß dieser, unter seiner schweren Rüstung eben so unfähig zu entkommen, als sich gegen den Hagel von Pfeilen zu decken, fühlte, nur ein Zufall oder unsere liebe Frau könne den Tod von ihm ablenken, den einer der Bolzen, wenn er die Oeffnung des Visiers oder die Fugen des Harnisches träfe, nothwendig bringen müsse.

„Gnadenmutter," stöhnte der Ritter wüthend, laß Deinen Knecht nicht in diesem feigen Streite wie ein Hirsch

niedergeschossen werden, sondern, wenn ich fallen soll, so sei es im Handgemenge mit einem Feinde."

Noch murmelte er dieß kurze Stoßgebet, als man ganz in der Nähe den Schlachtruf der Spanier hörte, und Villena's stattliche Truppe über die Ebene dahersprengte, den Ihrigen zu Hülfe. Muza's Aufmerksamkeit wurde von dem persönlichen Gegner trotz dessen hoher Bedeutung abgelenkt; er drehte um, sammelte seine Mauren und traf in geschlossenen Reihen mit den neuen Feinden zusammen.

Während der Kampf auf diesem Theile des Schlachtfeldes also fortschritt, war der Plan Ferdinands so weit gelungen, daß die Schlacht in verschiedene Treffen zerfiel. Ferne und nahe boten Ebene, Gärten, Wald, Thürme den Anblick eines hartnäckigen, entschlossenen Kampfes. Boabdil, an der Spitze seiner auserlesenen Leibwache, der Blüthe der vornehmsten Häuptlinge, die eifersüchtig waren auf den Ruhm von Muza's minder edel geborener Schaar, und gefolgt von seinen riesenhaften Aethiopern, setzte mit der verzweifelten Tapferkeit eines Menschen, der fühlt, daß sein Alles auf dem Spiele stehe, seine Person jeder Gefahr aus. Da er an das Fußvolk den wenigsten Glauben hatte, so hielt er sich am meisten unter diesem auf, und überall, wo er erschien, reichte seine Gegenwart für den Augenblick hin, das Glück des Kampfes zu seinen Gunsten zu wenden. Endlich führte um Mittag Ponce de Leon gegen die stärkste Abtheilung der maurischen Fußgänger einen starken, zahlreichen Haufen der bestdisciplinirten, versuchten spanischen Soldaten. Es war ihm gelungen,

ein Vorwerk zu nehmen, von welchem aus sein Geschütz mit Vortheil operiren konnte, und die Truppen, welche er führte, bestanden theils aus, durch den eben erst errungenen Triumph aufgeblasenen Leuten, theils aus einer frischen Reserve, welche eben erst in's Gefecht kam. Es war ein stilles, prächtiges Schauspiel, diese christliche Schaar aus einem freundlichen Gehölze hervorkommen zu sehen, das sie während ihres Durchzuges in Brand gesteckt hatten; die rothe Flamme spiegelte sich in den Rüstungen, als Jene in fester, feierlicher Ordnung gegen die schwankenden, lärmenden Reihen der Mauren anrückten. Boabdil erfuhr die nahende Gefahr durch seine Kundschafter, verließ schnell einen Thurm, von welchem er einen feindlichen Angriff eine Zeitlang zurückgeschlagen, und warf sich mitten unter die von dem geübten Ponce de Leon bedrohten Schaaren. Beinahe in demselben Augenblicke erschien die abenteuerliche, bedeutungsvolle Gestalt Almamens, welche den Augen der Mauren lange nicht sichtbar gewesen, so plötzlich und unerwartet, daß Niemand begriff, woher er gekommen: das heilige Banner in seiner Linken, den gezogenen, bluttriefenden Säbel in der Rechten, das Gesicht unbedeckt und die gewaltigen Züge in einer Aufregung arbeitend, die beinahe Begeisterung schien, brachte sein plötzliches Auftreten einen neuen Geist unter die Mauren.

„Sie kommen! sie kommen!“ rief er laut. „Der Gott des Morgenlandes hat die Gothen in Euere Hände geliefert!“

Von Reihe zu Reihe, von Linie zu Linie sprengte

der Santon, und als das geheimnißvolle Banner vor den Kriegern funkelte, schloß Jeder die Augen und murmelte ein Amen zu den Beschwörungen des Zauberers.

Und jetzt brach mit dem Rufe Spanien und St. Jago der gewaltige Angriff der Christen herein. Zu gleicher Zeit eröffnete das Geschütz von dem durch Ponce de Leon genommenen Vorwerke aus sein Feuer auf die Mauren und richtete eine furchtbare Verheerung an. Die Moslems wankten einen Augenblick, als Almamens weißes Banner vor ihnen strahlte; allein und zu Fuße sah man ihn sich mitten unter die Feinde stürzen. Nachdem man den Heiden eingeredet, daß der Ausgang des Krieges von der Erhaltung der bezauberten Fahne abhänge, konnten sie dieselbe nicht ohne Besorgniß und Scham so vorschnell der Gefahr ausgesetzt sehen: sie sammelten sich, rückten entschlossen vor, und Boabdil selbst stürmte an der Spitze seiner Leibwachen und Aethiopier mit geschwungenem Säbel und unter wilden Ausrufungen ungestüm den Angreifenden entgegen. Die Schlacht wurde hartnäckig und blutig. Dreimal verschwand das weiße Banner unter den hart an einander gerathenen Reihen, und dreimal kam es, wie ein Mond aus den Wolken, wieder zum Vorschein — ein Licht und Leitstern der Macht der Heiden.

Der Tag neigte sich, und schon warfen die Berge längere Schatten auf die schimmernden Baumgruppen und den stillen Darro, dessen Wasser in jeder Bucht, wo die Strömung langsamer floß, von dem Blute ge=

röthet war, als Ferdinand, seine Reserve an sich ziehend, von der Anhöhe herabkam, wo er sich bis jetzt aufgestellt. Mit ihm kamen dreitausend Fußgänger und tausend Reiter, frisch an Kraft und nach einer Theilnahme an dem glorreichen Tage schmachtend. Der König selbst, der, obwohl von Natur ohne Furcht, aus Gründen der Staatsklugheit nur bei sehr wichtigen Veranlassungen sich persönlich der Gefahr aussetzte, war entschlossen, sich von Boabdil nicht verdunkeln zu lassen, und vom Wirbel bis zur Zehe in Stahl gehüllt, der so mit Gold eingelegt war, daß die Rüstung beinahe ganz aus diesem kostbaren Metall zu bestehen schien, mit seinem schneeweißen Federbusche über dem kleinen, den hohen Helm überragenden Diadem, schien er ein ganz passender Führer jener Schaar von Helden. Hinter ihm prangte das große Reichspanier von Spanien, und Trommeln und Cimbeln verkündeten sein Heranrücken. Der Graf Tendilla ritt neben ihm.

„Sennor," sprach Ferdinand, „die Ungläubigen wehren sich tüchtig, aber in der Schlinge sind sie — bald werden wir das Netz über ihnen zusammenziehen. Doch, was für ein Zug kommt hier?"

Die Gruppe, welche die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog, bestand aus sechs Knappen, die auf einer kriegerischen, aus Schilden bestehenden Sänfte, die riesenhafte Gestalt Fernando's del Pulgar trugen.

„Ah, die Hunde!" rief der König, als er das blasse Antlitz des Lieblinges der Armee erkannte,

„haben sie den tapfersten Ritter gemordet, der je für die Christenheit focht?“

„Nicht ganz, Euer Majestät,“ rief der Mann der Heldenthaten mit schwacher Stimme, „aber ich bin schwer verwundet!“

„Es muß mehr als ein Menschenarm gewesen sein, was Dich niederstreckte,“ sagte der König.

„Es war, mit Euer Majestät Erlaubniß, die Keule von Muza Ben Abil Gazan,“ erwiederte einer der Knappen; „aber sie traf den guten Ritter, ohne daß er sich deren versah, und lange nachdem sein Arm den Heiden dem Anscheine nach von sich getrieben hatte.“

„Du sollst genügend gerächt werden,“ sprach der König mit über einander gebissenen Zähnen; „unsere Leibärzte sollen Deine Wunden pflegen. Vorwärts, meine Ritter! St. Jago und Spanien!“

Die Schlacht hatte sich jetzt zu einem Knäuel zusammen geballt; Muza und seine Reiter waren zu Boabdil und dem maurischen Fußvolke gestoßen. Andererseits war Villena durch die Schaaren verstärkt worden, die fast an jedem anderen Orte des Schlachtfeldes den Feind geworfen. Die Mauren waren zurückgetrieben worden, obwohl nur Zoll für Zoll; sie befanden sich jetzt auf dem freien Raum unmittelbar vor den Mauern der Stadt, wo sich noch immer die bleichen, angstvollen Gestalten der Greise und Frauen drängten und, so oft das Geschütz schwieg, drangen die Stimmen der Heimath durch die stäubende Luft an das Ohr der Ungläubigen. Das Geschrei, das durch das

christliche Heer hinlief, als Ferdinand zu demselben stieß, traf wie ein Grabgeläute die letzte Hoffnung Boabdils. Aber das Blut seiner stolzen Ahnen brannte in seinen Adern, und die anfeuernde Stimme Almamens, den Nichts außer Fassung setzte, hauchte ihm eine Art wilden Wahnsinn ein.

„König gegen König — sei es so! Allah möge zwischen uns entscheiden,“ rief der Gebieter der Mauren. „Verbindet diese Wunde — schon gut! Ein Pferd für den Santon! Jetzt, mein Prophet und Freund, reite an der Seite Deines Königs — lasse uns wenigstens mit einander fallen!“

Durch die Reihen der tapferen Christen ging ein Schauder unwillkürlicher Bewunderung, als sie den König der Heiden, kenntlich an seinem schönen Barte und den Edelsteinen des Harnisches, den dürftigen Ueberrest seiner Leibwache noch einmal in das dichteste Getümmel führen sahen. Zugleich sprengten Muza und seine Zegris in wüthendem Angriffe herbei, und das maurische Fußvolk, angefeuert durch das Beispiel seiner Häuptlinge, folgte mit ungebrochenem, starrem Muthe. Die Christen wichen — sie wurden zurückgeschlagen; Ferdinand gab seinem Pferde die Sporen, und ehe man es auf beiden Seiten recht bemerkt, trafen sich die beiden Könige im Gedränge. Jede Ordnung und Mannszucht war für den Augenblick verloren, und Heerführer und Monarch fochten wie gemeine Soldaten: Mann gegen Mann. In diesem Augenblicke sah Ferdinand, nachdem er Naim Reduon, der in den Gesängen Granada's Muza zunächst steht, durch seine Lanze nieder=

geworfen, eine seltsame Gestalt vor sich, die dem christlichen Könige eher wie ein Satan denn wie ein Mensch vorkam. Die rabenschwarzen, von Blut starrenden Kopf- und Barthaare hingen wie Schlangen um ein Gesicht, dessen Züge, von Natur dazu gebildet, die dunkelsten Leidenschaften auszudrücken, der Wahnsinn verzweifelnder Wuth verzerrte. An vielen Stellen verwundet, rieselte das Blut an dem Harnische herab, während er über seinem Haupte das mit mystischen Charakteren durchwirkte Banner schwang, das bei Ferdinand bereits als das Werk der Dämonen galt.

„Nun, meineidiger König der Nazarener! „schrie der fürchterliche Kämpfer, „treffen wir uns endlich! Hier sind wir nicht mehr Wirth und Gast, Fürst und Derwisch, sondern wir stehen Mann gegen Mann! Ich bin Almamen! Stirb!"

Mit diesen Worten fuhr sein Schwert so grimmig auf das gesalbte Haupt herab, daß Ferdinand sich gegen den Sattelknopf beugte. Aber schnell fand der König seinen Sitz wieder und begegnete tapfer dem Angriffe. Leidenschaften, die in solcher Anzahl, solcher Art und solchem Uebermaße keinen andern Kämpfer in beiden Heeren beseelten, gaben dem Arme Almamens, des Israeliten, übernatürliche Kraft; hageldicht fielen seine Streiche auf die Rüstung des Königs, und die glühenden Augen, das glänzende Banner des geheimnißvollen Zauberers, welcher der Folter der Inquisition entgangen, welcher unbeschädigt mitten durch das Heer der Christen geschritten war, der allein ein feindliches Lager in Brand gesteckt hatte, füllten

das tapfere Herz des Königs mit dem Glauben, daß er keinem irdischen Feinde gegenüber stehe. Zum Glücke vielleicht für Ferdinand und Spanien währte der Kampf nicht lange. Zwanzig Reiter sprengten in das Gedränge, dem Federbusche auf dem Diadem zu Hülfe. Tendilla langte zuerst an: durch einen Streich seines starken Schwertes brach das weiße Banner von dem Schafte und fiel zu Boden. Bei diesem Anblicke brachen die Mauren umher in ein wildes Geschrei der Verzweiflung aus, das sich von Reihe zu Reihe, von der Reiterei zu dem Fußvolke fortpflanzte. Kaum erfuhr das von allen Seiten hart bedrängte maurische Fußvolk das böse Zeichen, als es sich zur Flucht wendete, die eben so unglückbringend als plötzlich war. Die eben erst in's Treffen geführte christliche Reserve stürzte sich in gemeinsamem Angriffe auf die Mauren. Boabdil, zu sehr beschäftigt, um den Fall der heiligen Fahne gleich wahrzunehmen, sah sich plötzlich mit seinen zusammengeschmolzenen Aethiopiern und einer Hand voll seiner Ritter beinahe allein.

„Ergib Dich, Boabdil el Chico!“ rief Tendilla hinter ihm, „oder Du bist verloren.“

„Nimmermehr, bei dem Propheten!“ rief der König und warf den Berber gegen die Mauer von Speeren hinter ihm, und mit etwa einem Dutzend Leuten von seiner Leibwache hieb er sich Weg durch die Reihen, die vielleicht nicht ungerne eines so tapfern Feindes schonten. Nachdem er sich von den spanischen Schlachthaufen etwas befreit sah, hielt der unglückliche Monarch sein Pferd für einen Augenblick an und überblickte die Ebene:

auf allen Punkten sah er sein Heer fliehen, den einzigen Fleck ausgenommen, wo der Turban von Muza Ben Abil Gazan noch schimmerte. Als er noch hinschaute, hörte er die schnaubenden Nüstern der Rosse hinter sich und gewahrte die eingelegten Speere eines auf Ferdinands Befehl abgesandten Geschwaders, um ihn todt oder lebend in seine Gewalt zu bringen: er legte dem Pferde die Zügel auf den Hals und sprengte in die Stadt — drei Lanzen schwirrten gegen das Thor, als er unter dessen Gewölbe verschwand. Aber so lange Muza noch am Leben, war noch nicht Alles verloren; er sah die Flucht des Königs und des Fußvolkes, sprengte mit seinen Leuten über die Ebene daher und kam noch zu rechter Zeit, um Boabdils Verfolger bis auf den letzten Mann niederzuhauen — dann warf er sich vor die fliehenden Mauren.

„Flieht Ihr im Angesichte Eurer Weiber und Töchter? Wollt Ihr nicht lieber, daß sie Euch sterben sehen?“

Tausend Stimmen antworteten ihm: „Das Banner ist in den Händen der Ungläubigen, Alles ist verloren!“ Sie stürzten an ihm vorüber und hielten nicht eher an, als bis sie das Thor erreicht hatten.

„Verflucht seien solche Zauberpfänder!“ rief Muza. „Wäre unser Vaterland unser einziger Zauber, so hätten wir diesen nie verloren!“

Aber immer war noch ein kleiner, ergebener Rest der maurischen Ritter übrig, um einen letzten Glanz selbst auf die Niederlage zu werfen. Mit Muza, ihrer Seele und ihrem Vereinigungspunkt, vertheidigten

sie jeden Zoll des Bodens; es war, wie sich die Chronisten ausdrückten, als ob sie die Erde mit ihren Waffen festhielten. Zweimal drangen sie mitten in den Feind; das Blutbad, das sie anrichteten, verdoppelte ihre eigene Zahl, aber in geschlossenen Colonnen rückte jetzt das ganze Christenheer an und wie von einem Meere wurden Jene umfluthet, ermattet und zurückgeworfen. Gleich wilden Thieren, die man endlich in ihr Lager zurückgetrieben, zogen sie sich, das Gesicht dem Feinde zugewendet, zurück, und als Muza, der Letzte, ankam — den Säbel am Griffe abgeschlagen, hatte er kaum noch Athem genug, um den Befehl zum Schließen der Thore und zum Aufziehen der Zugbrücken zu geben, ehe er in plötzlicher, tiefer Ohnmacht, weniger der Folge seiner Erschöpfung wie der innern Pein und Scham, vom Pferde sank. So endete die letzte für die Herrschaft Granada's geschlagene Schlacht.

Zweites Kapitel.

Die Novize.

In der Zelle eines wegen der Frömmigkeit seiner Bewohnerinnen und der heilsamen Strenge seiner Gesetze berühmten Klosters saß eine junge Novizin allein. Das enge Fenster befand sich so hoch in der kalten grauen Wand, daß der Bewohnerin dieser Zelle jeder Trost gegen traurige oder jede Unterbrechung in frommen Gedanken, wozu ein Blick auf die Welt draußen hätte Veranlassung geben können, abgeschnitten war.

Lieblich in der That war die sich unten ausbreitende Landschaft, aber kein Blick auf dieselbe war den jungen, traurigen Augen vergönnt, denn die Natur hätte tausend Gedanken erwecken können, deren Beschaffenheit nicht eben geeignet gewesen wären, dem Herzen für immer ein Opfer der süßen menschlichen Bande wünschenswerth zu machen. Bloß ein schwacher, getheilter Sonnenstrahl brach durch die Oeffnung und machte das düstere Bild der Zelle noch freudeloser. Die junge Novizin schien in ihrem Innern jenen Kampf der Gefühle zu kämpfen, ohne welchen kein Sieg in den Entschlüssen zur Tugend denkbar ist; bisweilen weinte sie bitterlich, aber in leisem, unterdrücktem Kummer, der eher von Verzweiflung als von Leidenschaft zeugt; bisweilen erhob sie das Haupt von der Brust und lächelte, wenn sie emporblickte oder wenn ihr Auge auf dem Crucifixe und dem Todtenkopfe auf dem rauhen Tische neben ihrem Strohlager ruhte. Die Sinnbilder des Todes hienieden und eines dereinstigen Lebens waren es somit wahrscheinlich, welche für sie eine Quelle doppelten Trostes wurden.

Noch saß sie in Nachdenken versunken da, als sich ein leises Klopfen an der Thüre hören ließ und die Aebtissin des Klosters eintrat.

„Tochter,“ sprach sie, „ich bringe Dir den Trost eines heiligen Besuches. Die Königin von Spanien, in ihrer frommen Zärtlichkeit mütterlich besorgt für Deine volle Zufriedenheit mit Deinem Loose, hat einen heiligen Mönch hierher gesendet, den sie für sanfter in seinen Berathungen hält als unsern Bruder Thomas,

der oft durch seinen Feuereifer Diejenigen erschreckt, die sein edles Gemüth nur läutern und leiten will. Ich will ihn bei Dir lassen. Mögen die Heiligen sein Amt segnen!" Mit diesen Worten verließ die Aebtissin das Zimmer und ließ eine Gestalt in einem Mönchsgewande ein, welche die Kapuze über das Gesicht gezogen hatte. Der Mönch neigte sanft den Kopf, trat in die Zelle, schloß die Thüre hinter sich und setzte sich auf einen Stuhl, der nebst dem Tische und dem Strohlager das einzige Geräthe des traurigen Zimmers zu sein schien.

„Tochter," begann er nach einer Pause, „es ist ein rauhes, trauriges Loos, diese Entsagung alles Irdischen und all der schönen Bestimmungen und zarten Bande auf dieser Welt für Jeden, der auf das Opfer nicht vollkommen vorbereitet und für dasselbe gewaffnet ist. Vertraue mir, mein Kind; ich bin kein furchtbarer Inquisitor, der Deine Worte zu Deinem Nachtheil zu verdrehen sucht; ich bin kein bitterer, mürrischer Selbstpeiniger. Noch schlägt unter diesem Gewande ein menschliches Herz, das Gefühl für menschlichen Kummer hat. Vertraue mir ohne Furcht. Fürchtest Du Dich nicht vor dem Schicksale, das man Dir aufzwingen will? Bebst Du nicht zurück? Möchtest Du nicht frei sein?"

„Nein!" antwortete die arme Novizin, aber schwach und unentschlossen kam die Verneinung von ihren Lippen.

„Halte inne," sagte der Bruder und sein Ton wurde ernster, „halte inne, noch ist es Zeit."

„Nein," erwiederte die Novizin, und als sie empor=

blickte, war einige Verwunderung in ihren Zügen zu lesen; „nein, und wäre ich auch so schwach, so ist doch jetzt kein Entkommen mehr möglich. Welche Hand könnte die Klosterpforten öffnen?“

„Die meinige!“ rief der Mönch mit Heftigkeit. „Ja, ich habe diese Macht. In ganz Spanien kann nur ein Mann Dich retten, und der bin ich.“

„Ihr!“ stammelte die Novizin und blickte mit einer Mischung von Erstaunen und Schrecken auf ihren seltsamen Besuch. „Und wer seid Ihr, der dem Beschlusse dieses Thomas von Torquemada zu widerstehen vermöchte, vor welchem sich, wie ich höre, selbst die gekrönten Häupter von Castilien und Aragonien beugen?“

Der Mönch fuhr bei dieser Frage mit einer heftigen, beinahe stolzen Bewegung halb in die Höhe, setzte sich jedoch wieder und fuhr mit halblauter Stimme fort: „Tochter, höre auf mich! Es ist wahr, daß Isabella von Spanien (welche die Gnadenmutter segnen wolle! denn mitleidig ist ihr Herz, wenn auch nicht ihr äußerliches Verfahren gegen Jedermann), es ist wahr, daß Isabella von Spanien, in der Besorgniß, der Pfad zum Himmel möchte für Deine Füße rauher gemacht werden, als nöthig ist (bei diesen Worten war ein leichter Ausdruck des Spottes in der Stimme des Mönches zu bemerken), einen Bruder von überredender Zunge und sanftem Benehmen auswählte, um Dich zu besuchen. Er hatte Briefe von der Königin an jene Aebtissin zu überbringen. So sanft indessen der Bruder, war er doch ein Heuchler. Nein, höre mich aus!

Er verehrte gerne die aufgehende Sonne und wollte nicht immer ein schlichter Mönch bleiben, während die Kirche höhere irdische Würden auszutheilen hat. In dem christlichen Lager, Tochter, befand sich Jemand, der nach einer Kunde von Dir brannte, den Dein Bild verfolgte, der, so streng Du gegen ihn warst, Dich mit einer Liebe liebte, von welcher er Nichts gewußt, bis Du für ihn verloren warst. Warum zitterst Du, Tochter? Höre doch! Zu diesem Liebenden, denn er war von hohem Range, kam der Mönch; an diesen Liebenden verkaufte der Mönch seinen Auftrag. Leicht wird er eine Geschichte finden, daß ihn in den Bergen Bewaffnete gepackt und ihn seiner Briefe an die Aebtissin beraubt haben. Der Liebende nahm das Kleid sammt den Briefen und eilte hierher. Leila, geliebte Leila! sieh' ihn zu Deinen Füßen!"

Der Mönch schlug seine Kapuze zurück, ließ sich auf ein Knie nieder und zeigte ihrem Blicke die Züge des Prinzen von Spanien.

„Ihr!" sagte Leila mit abgewandtem Gesichte und bemühte sich vergebens, die Hand loszumachen, die er gefaßt. „Das ist wirklich grausam! Ihr, der Urheber so vieler Leiden, so übler Nachreden, solcher Vorwürfe!"

„Ich will Alles wieder gut machen!" rief Don Juan glühend. „Ich allein, ich wiederhole es, habe die Macht, Dich in Freiheit zu setzen. Du bist keine Jüdin mehr: Du gehörst unserm Glauben an, keine Schranke steht unserer Liebe mehr entgegen. So gebieterisch mein Vater, so dunkel und drohend die neue Macht, die

er voreilig in seinen Landen eingeführt, so ist doch der Erbe zweier Königreiche nicht so arm an Einfluß und Freunden, daß er nicht im Stande wäre, der Erkorenen seines Herzens eine unverletzliche Freistätte gegen Priester und Despoten anzubieten. Fliehe mit mir! Verlasse dieses schaudernde Grab, ehe der letzte Stein sich auf immer über Deinem Haupte schließt. Ich habe Pferde und Gewaffnete zur Hand. Diese Nacht kann es geschehen; diese Nacht — o Wonne! — kannst Du der Erde und der Liebe zurückgegeben werden!"

„Prinz," antwortete Leila, die während seiner Worte sich von Juan losgerissen hatte und jetzt in einiger Entfernung aufrecht und stolz dastand: „Ihr versuchet mich vergebens oder vielmehr, Ihr führet mich nicht in Versuchung. Meine Wahl ist getroffen: ich bleibe dabei."

„O, bedenke Dich!" nahm der Prinz wieder in einem Tone wahrer, flehender Seelenangst das Wort; „bedenke die Folgen Deiner Weigerung wohl. Jetzt siehst Du sie noch nicht ein, Dein Eifer blendet Dich; aber wenn Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr in der erschrecklichen Einförmigkeit dieses heiligen Kerkers hinschleichen; wenn Du Deine Jugend ohne Liebe, Dein Alter ohne Ehre hinwelken sehen wirst; wenn Dein Herz zu Stein werden wird unter den Blicken dieser eisigen Gespenster; wenn in die schmerzliche Dumpfheit eines verwüsteten Lebens Nichts eine Abwechslung bringt, als ein längeres Fasten, eine strengere Büßung, dann, dann wird Dein Kummer zehnmal größer werden durch den verzweiflungs=

vollen, das Gewissen peinigenden Gedanken, daß Deine eigenen Lippen Deinem Urtheile das Siegel aufdrückten. Du denkst vielleicht," fuhr Juan in raschem Eifer fort, „meine Liebe zu Dir sei im Anfange leichtfertig und unehrenhaft gewesen. Sei es so. Ich gestehe, daß meine Jugend unter eiteln Bewerbungen und vergeblicher Leidenschaft hinfloß. Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich dagegen jetzt, daß ich liebe. Deine dunklen Augen, Deine edle Schönheit, selbst Deine weibliche Geringschätzung haben mich bezaubert. Ich, dessen Bewerbung noch nie zurückgewiesen wurde, anerkenne endlich, daß ein Triumph in der Besiegung eines Weiberherzens liegt. O, Leila! verstoße, verstoße mich nicht. Du weißt nicht, welch' seltene und tiefe Liebe Du verwirfst."

Die Novizin war gerührt: Don Juans nunmehrige Sprache war so verschieden von seiner früheren; die ernstliche Liebe, die aus seiner Stimme athmete, aus seinen Augen blickte, traf eine Saite in ihrer Brust; sie rief ihr die eigene unbesiegte, unbesiegbare Liebe zu dem verlorenen Muza in's Gedächtniß. Denn es liegt in der Natur eines Weibes, daß, wenn sie liebt, sie die ehrenhafte Bewerbung eines Dritten immerhin zurückweisen, aber doch nicht verachten kann; sie fühlt im eigenen Herzen die Qual, die Jener erdulden muß und hat in Folge einer Art von Egoismus Mitleiden mit dem Widerbilde ihrer selbst. So war denn Leila gerührt, bis zu Thränen gerührt, aber ihr Entschluß war nicht zu erschüttern.

„O Leila!" nahm der Prinz zärtlich wieder das

Wort, der die Ursache ihrer Bewegung mißverstand und den Vortheil, den er gewonnen zu haben glaubte, zu verfolgen suchte, „sieh' auf jenen Sonnenstrahl, der sich durch die Oeffnung Deiner Zelle drängt. Ist er nicht ein Bote aus der glücklichen Welt? Redet er mir nicht das Wort? Flüstert er Dir nicht von den grünen Feldern und lachenden Weingärten und von all der Verschwendung der schönen Erde, welcher Du für immer entsagen willst? Fürchtest Du meine Liebe? Sind die selbstpeinigenden, leblosen Gestalten um Dich her für Dein Auge schöner als die meinige? Zweifelst Du an meiner Macht, Dich zu beschützen? Ich sage Dir, die stolzesten Edeln Spaniens würden sich um meine Fahne sammeln, wenn es nöthig würde, Dich durch Waffengewalt zu schützen. Dennoch, sprich ein Wort: sei die Meinige und ich will mit Dir fort von hier unter einen Himmel fliehen, wo die Kirche ihre tödtlichen Wurzeln nicht getrieben hat, und der Krone und Sorgen vergessend nur für Dich leben. O sprich!"

„Prinz," sagte Leila ruhig und suchte nach der nöthigen Kraft, „tief und aufrichtig ist meine Dankbarkeit für die Theilnahme, die Ihr ausdrückt, für die Zuneigung, die Ihr mir gelobet. Aber Ihr täuschet Euch. Reiflich habe ich die Wahl, die ich getroffen, überlegt. Ich bedaure sie weder, noch bereue ich sie, geschweige denn, daß ich sie rückgängig machen möchte. Die Erde, von welcher Ihr sprecht, voll Liebe und Segen für die Andern, hat keine Bande, keine Reize für mich. Ich wünsche nur Ruhe, Frieden und einen baldigen Tod."

„Wäre es möglich," rief der Prinz erblassend, „daß

Du einen Andern liebtest? Dann freilich und nur dann wäre meine Bewerbung vergebens."

Die Wange der Novizin ward tief geröthet, aber die Farbe verlor sich bald wieder. Sie murmelte vor sich hin: „Warum sollte ich mich schämen, es jetzt zu gestehen?" und sagte dann laut: „Prinz, ich hoffe, mit der Welt abgeschlossen zu haben, und bitter ist die Qual, welche ich fühle, wenn Ihr mich in dieselbe zurückrufet. Aber Ihr verdient meine Aufrichtigkeit. Ich habe einen Andern geliebt, und in diesem Gedanken liegt, wie in einer Urne, die Asche jeder Zuneigung. Dieser Andere theilt meinen Glauben nicht. Hienieden können wir uns nie — nie wieder treffen, aber ein Trost liegt in dem Gebete, daß wir uns dort oben wieder finden mögen. Dieser Trost und diese Hallen sind mir theurer als alle Pracht, alle Herrlichkeiten der Welt."

Der Prinz sank nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte laut, gab aber keine Antwort.

„So gehet denn, Prinz von Spanien," fuhr die Novizin fort, „Sohn der edlen Isabella, Leila ist ihrer Fürsorge nicht unwürdig. Gehet der großen Bestimmung entgegen, die Eurer wartet. Und wenn Ihr dem armen jüdischen Mädchen verzeiht, wenn Ihr sie in der Erinnerung behaltet, so mildert, erleichtert, lindert das unselige, verzweifelte Loos des gefallenen Volkes, das sie um Eures Glaubens willen verlassen hat."

„Ach, ach!" versetzte der Prinz trauervoll, „Dich allein von Deinem ganzen Volke hätte ich von der Frömmelei retten können, welche dieses ritterliche Land

über und über zu bedecken anfängt, wie die Fluth eines unwiderstehlichen Meeres, und Du verwirfst mich! Nimm Dir wenigstens Zeit, nachzudenken, zu überlegen. Laß mich Dich morgen wieder besuchen."

„Nein, Prinz, nein, nicht wieder! Ich wahre Euer Geheimniß nur, wenn ich Euch nicht mehr sehe. Beharrt Ihr auf einer Bewerbung, in welcher, ich fühle es, Sünde und Schmach liegen, dann freilich verlangt meine Ehre —"

„Halt!" unterbrach sie Juan mit stolzer Ungeduld, „ich quäle, ich plage Dich nicht mehr. Ich befreie Dich von meiner Zudringlichkeit. Vielleicht habe ich mich schon zu tief herabgelassen." Er zog die Kapuze über das Gesicht und ging schnell auf die Thüre zu; als er jedoch einen letzten Blick auf die Gestalt warf, die sein für edle Empfindungen nicht unfähiges Herz so wunderbar gefesselt hatte, erweichten die sanfte, kummervolle Stellung der Novizin, ihre zarte Jugend, ihr düsteres Schicksal den augenblicklichen Stolz und Zorn wieder. „Gott segne und behüte Dich, armes Kind!" sagte er mit einer durch seine widerstrebenden Gefühle bewegten Stimme, und die Thüre schloß sich hinter seiner Gestalt.

„Ich danke dir, Himmel, daß es nicht Muza war!" flüsterte Leila, aus einer Träumerei auffahrend, in welcher sie mit ihrer eigenen Seele zu verkehren schien; „ich fühle, ihm hätte ich nicht widerstehen können." Mit diesem Gedanken knieete sie in demüthiger reuevoller Selbstanklage nieder und betete um Kraft.

Noch lag sie im Gebete, als ihre Einsamkeit wieder

durch den Dominikaner Torquemada unterbrochen wurde.

Dieser seltsame Mann hatte, obwohl der Urheber von Grausamkeiten, vor welchen die Natur zurückbebt, doch auch einige Adern warmen, zarten Gefühles, die gleichsam in dem Marmor seines harten Charakters hinliefen. Als er sich von dem reinen, angelegenen Eifer der jungen Bekehrten hinlänglich überzeugt hatte, ließ er in der rauhen Strenge, die er anfangs gegen sie gezeigt, nach, und benutzte die ihm eigene Beredtsamkeit gerne zu Erhebung ihres Geistes, zu Beschwichtigung ihrer Zweifel. Er betete für sie und betete neben ihr mit Thränen und Inbrunst.

Er blieb lange bei der Novizin, und als er sie verließ, war sie, wenn nicht glücklich, doch wenigstens beruhigt. Ihr sehnlichster Wunsch war jetzt, daß die Zeit ihres Noviziats abgekürzt werden möchte, das die Kirche auf ihre Bitten bereits nur noch dem Namen nach als eine Probe fortbestehen ließ. Sie wünschte aufrichtig, sich jeder nur möglichen Unentschlossenheit zu begeben und durch die enge Pforte den schmalen Pfad alsbald zu betreten.

Die sanfte bescheidene Frömmigkeit der jungen Novizin rührte die Schwesterschaft: sie wurde Allen theuer. Die Unterredung mit ihr war ein Ereigniß, das den Todesschlaf jenes stagnirenden Lebens unterbrach. Sie wurde ein Gegenstand ungemeiner Theilnahme, allgemeinen Mitleidens; die Freundlichkeit der Nonnen gegen sie, die von der Wiege an so wenig mit ihrem eigenen Geschlechte verkehrt

hatten, trug sehr viel zu Beruhigung und Besänftigung ihres Gemüthes bei. Nachts aber führten ihr ihre Träume das finstere, drohende Antlitz ihres Vaters vor. Bisweilen schien es ihr, als rieße er sie von den Thoren des Himmels und sänke mit ihr hinab in den gähnenden Abgrund. Bisweilen sah sie ihn neben sich vor dem Altar knien, wo er sie beschwor, dem Heiland zu entsagen, vor dessen Bild am Kreuze sie kniete. Bisweilen schlich sich auch Muza in ihre nächtlichen Gesichte, aber in weniger furchtbarer Gestalt. Sie sah seine ruhigen, auf sie gerichteten kummervollen Augen und seine Stimme fragte: „Kannst Du ein Gelübde ablegen, das die Erinnerung an mich zur Sünde macht?"

So war die Nacht, welche den Kummervollen gewöhnlich Linderung und Vergessenheit bringt, für Leila furchtbarer als der Tag. Ihre Gesundheit wurde schwächer und schwächer, aber ihr Gemüth blieb fest. In glücklicheren Zeiten und Verhältnissen wäre diese arme Novizin ein großer Charakter geworden, aber so war sie eines der unzähligen Opfer, von welchen die Welt Nichts weiß, deren Tugenden in stillen Beweggründen liegen, deren Kämpfe im einsamen Herzen vorgehen.

Von dem Prinzen hörte und sah sie Nichts mehr. Es gab Augenblicke, wo sie aus zweideutigen, dunkeln Winken schloß, der Dominikaner habe um Don Juans verkappten Besuch gewußt. War dieß aber auch der Fall, so schien dieses Wissen die Milde, ja beinahe die Verehrung, welche Torquemada ihr bewies, nur zu vermehren. Gewiß war, daß von jenem Tage an der Priester sie aus diesem oder jenem Grunde weit sanfter

anredete, und daß er, der selten zu andern Mitteln als Strafen und Drohungen griff, oft Gefühle halb des Mitleidens, halb des Lobes äußerte.

Also getröstet und gestärkt bei Tage, also geängstigt und geschreckt bei Nacht, aber nimmer ihren Entschluß bereuend, sah Leila die Zeit jener ereignißvollen Stunde zueilen, wo ihre Lippen das unwiderrufliche Gelübde aussprechen sollten, das die Grabschrift des Lebens ist. Während in jenem düsteren abgelegenen Kloster die Geschichte eines einzelnen Wesens also vorschreitet, müssen wir Zeugen werden der letzten Tage einer fallenden Dynastie.

Drittes Kapitel.

Pause zwischen der Niederlage und der Uebergabe.

Der unglückliche Boabdil vergrub sich wieder in die Verborgenheit der Alhambra. Wie groß auch seine Qual, seine Verzagtheit sein mochte, Niemand durfte seine Gefühle theilen, oder auch nur Zeuge derselben werden. Ausdrücklich untersagte er aber den Zutritt in seine Einsamkeit seiner Mutter, welche denselben verlangte, seiner getreuen Amine, welche darum flehte, und Muza, der, voll Sorgen, ernstlich darauf bestand. Diese geliebtesten oder verehrtesten Personen waren es vor Allen, vor welchen er am meisten zurückbebte.

Von Almamen hörte man Nichts mehr. Man glaubte, er sei in der Schlacht gefallen. Allein er gehörte zu denjenigen Menschen, welche, so groß auch

ihre Wirksamkeit, wenn sie zugegen ist, doch in ihrer Abwesenheit alsbald vergessen werden. Nachdem mittlerweile die Vega gänzlich verwüstet und jede Zufuhr abgeschnitten war, lenkte der mit jedem Tage seine furchtbare Strenge fühlbarer machende Hunger die Aufmerksamkeit aller geringeren Mauren von dem Untergange der Stadt auf ihre persönlichen Leiden.

Neue Verfolgungen trafen die unglücklichen Juden. Da sie durchaus keinen Theil an dem Kampfe genommen (wie von Leuten zu erwarten war, welche in dem Lande, in welchem sie wohnten, Nichts zu verlieren hatten und deren Brüder für die Thorheit einer Einmischung eine so herbe Lektion erhielten), so milderte kein Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr den Haß und Abscheu, die man gegen sie hatte, und da in ihrer Gewinnsucht Manche fortfuhren, mitten in der Seelenangst und Hungersnoth dem Bürger Lebensmittel zu ungeheuren Preisen zu verkaufen, so gab sich die Entrüstung der Menge gegen sie, bei dem Zustande der Stadt jedes Zügels und Gesetzes ledig, in rohen Ausbrüchen kund. Viele Häuser von Israeliten wurden von dem Pöbel angegriffen, geplündert, niedergerissen und die Eigenthümer bis auf den Tod gequält, um über die Schätze, in deren Besitz man sie wähnte, Aufschluß zu erpressen. Nicht zu verkaufen, was verlangt wurde, war ein Verbrechen; es zu verkaufen war wiederum ein solches. Diese unglücklichen Verstoßenen flohen nach jedem Schlupfwinkel, den ihnen die Gewölbe ihrer Häuser oder die Höhlen der innerhalb der Stadt gelegenen Hügel noch gewähren konnten,

ihr Schicksal verfluchend und beinahe sehnsüchtig verlangend nach dem Joche der christlichen Fanatiker.

So vergingen mehrere Tage. Die Vertheidigung der Stadt blieb deren nackten Mauern und mächtigen Thoren überlassen. Die helle Sonne sah auf geschlossene Läden und menschenleere Straßen herab, außer wenn ein Haufe gespensterhafter, abgezehrter Menschen aus der ärmeren Klasse sich in einem plötzlichen Anfalle von Wuth oder Verzweiflung um ein gestürmtes, in Brand gestecktes Haus eines verabscheuten Juden sammelte.

Endlich entriß sich Boabdil seiner Abgeschiedenheit und Muza wurde zu seinem eigenen Erstaunen vor den König berufen. Er fand Boabdil in einem der prächtigsten Gemächer seines prächtigen Palastes.

In dem Thurme von Comares ist ein großes Zimmer, das noch immer der Saal der Gesandten heißt. Hier hielt Boabdil jetzt Hof. An den schimmernden Wänden hingen Trophäen und Fahnen und hier und dort das arabische Bildniß eines bärtigen Königs. An den Fenstern, die auf die lieblichen Ufer des Darro hinabgingen, standen etwas entfernt von der übrigen Menge die versammelten Santons und Alfaquis. Im Hintergrunde war, halb von Draperieen verhüllt, der große Hof der Alberka zu sehen, dessen Säulengänge mit Blumen behängt waren, während in der Mitte das riesige Bassin, welches dem Hofe seinen Namen gibt, schief das Sonnenlicht auffing, so daß das Wasser aus den umrankenden Rosen heraus in's Auge blitzte.

In dem Audienzsaale selbst war ein Baldachin über den königlichen Kissen, auf welchen Boabdil ruhte, mit den Wappeninsignien der Beherrscher Granada's geschmückt. Leibwächter, Stumme, Eunuchen, Höflinge, Räthe, Offiziere reihten sich in langen Linien zu beiden Seiten des Thrones. Es schien das letzte Flackern der maurischen Herrscherlampe, dieses hohle, wehrlose Gepränge! Als Muza sich dem Monarchen näherte, erschrack er über die Veränderung in dessen Zügen: der junge, schöne Boabdil schien plötzlich alt geworden zu sein; seine Augen waren eingesunken, sein Gesicht mit Furchen durchzogen, seine Stimme tönte gebrochen und hohl in das Ohr seines Verwandten.

„Komme her, Muza," sprach er, „setze Dich neben mich und höre auf die Nachrichten, welche wir vernehmen werden."

Nachdem sich Muza auf ein Kissen etwas unter dem Könige gesetzt hatte, winkte Boabdil Einem der Umstehenden.

„Hamet," sprach er, „Du hast den Zustand des christlichen Lagers untersucht: was bringst Du Neues?"

„Licht der Gläubigen," erwiederte der Maure, „es ist nicht mehr ein Lager, es ist bereits eine Stadt geworden. Neun spanische Flecken wurden mit der Arbeit beauftragt. Stein ist an die Stelle der Leinwand getreten; Thürme und Straßen erheben sich wie das Werk eines Zauberers, und der ungläubige König hat geschworen, diese neue Stadt nicht zu verlassen, ehe seine Fahne auf Granada's Mauern wehe."

„Weiter," sagte Boabdil ruhig.

„Krämer und Kaufleute strömen täglich dahin: der ganze Ort ist ein Bazar; Alles, was unserer ausgehungerten Stadt zu Gute kommen sollte, strömt seine Fülle auf jenen Markt aus."

Boabdil winkte dem Mauren, sich zurückzuziehen, und ein Alfaqui trat an dessen Stelle.

„Nachfolger des Propheten und Liebling der Welt!" begann der würdige Mann, „die Alfaqui's und Seher Granada's flehen zu Dir auf ihren Knieen, Du möchtest ihre Stimme hören. Sie haben das Buch des Schicksals befragt, sie haben ein Zeichen des Propheten erfleht und gefunden, daß der Ruhm gewichen ist von Deinem Volke und von Deiner Krone. Granada's Fall ist von dem Schicksale vorausbestimmt — Gott ist groß!"

„Ihr sollt meine Antwort sogleich haben," sagte Boabdil. „Abdelmelic, tritt näher."

Aus der Menge kam hervor ein bejahrter Mann mit weißem Barte, der Befehlshaber der Stadt.

„Sprich, alter Mann," sagte der König.

„O, Boabdil!" sprach der Veteran mit gebrochener Stimme, während die Thränen über seine Wangen rollten, „Sohn eines Geschlechtes von Königen und Helden! wäre doch Dein Diener heute todt auf Deine Schwelle gefallen, und der Mund eines maurischen Edlen nie durch die Worte befleckt worden, die ich jetzt ausspreche. Unser Zustand ist hoffnungslos: unsere Vorrathshäuser sind wie der Sand in der Wüste; weder für Mensch, noch Thier ist Leben in ihnen. Das Schlachtroß, das den Helden trug, wird jetzt als dessen Nahrung verzehrt, und die Bevölkerung Deiner Stadt

schreit einstimmig nach Ketten und — Brod! Ich bin zu Ende."

„Laßt die Gesandten Egyptens vor," sagte Boabdil, nachdem Abdelmelic sich zurückgezogen. Es entstand eine Pause: einer der Vorhänge am Ende des Saales wurde hinweggezogen, und mit der langsamen, gesetzten Majestät seines Volkes und Landes schritt ein dunkelbrauner Zug herein: die Gesandten des egyptischen Sultans. Sechs derselben trugen kostbare Geschenke in Edelsteinen und Waffen, und zuletzt kamen vier verschleierte Sklavinnen, deren Schönheit der Reiz des alten Nilthales gewesen war.

„Sonne Granada's und Morgenstern der Gläubigen!" nahm der Vornehmste der Egyptier das Wort, „mein Herr, der Sultan von Egypten, die Wonne der Welt und der Rosenbaum des Orients, antwortet folgendermaßen auf die Briefe Boabdils: Er bedaure, die von Dir verlangte Hülfe nicht senden zu können, und findet überdieß bei unserer Erkundigung über den Zustand Deines Gebietes, daß Granada keinen Seehafen mehr hat, von welchem aus unsere Truppen (könnte er solche senden) Eingang in Spanien fänden. Er beschwört Dich, auf Allah zu vertrauen, der seine Erwählten nicht verlassen wird, und legt diese Geschenke als ein Pfand seiner Freundschaft und Liebe zu den Füßen meines Herrn, des Königs."

„Ein freundliches und zeitgemäßes Geschenk," sagte Boabdil mit zuckender Lippe; „wir danken ihm." Jetzt folgte ein langes, todtenähnliches Schweigen, als die Gesandten den Audienzsaal verließen; plötzlich erhob

Boabdil das Haupt von der Brust, sah sich mit königlichem, majestätischem Blicke in dem Saale um und sagte: „Die Herolde Ferdinands von Spanien mögen kommen.“

Unwillkürlich löste sich ein Seufzer von Muza's Brust und fand ein Echo in dem Gemurmel des Abscheues und der Verzweiflung von Seiten der umstehenden, tapferen Heerführer; doch diesem augenblicklichen Ausbruche folgte ein athemloses Schweigen, und hinter einem anderen Vorhange hervor, dem königlichen Sitze gegenüber, schimmerten die glänzenden Harnische der spanischen Ritter. An der Spitze dieser stolzen Gäste, deren eherne Fersen laut auf dem eingelegten Boden klangen, ging eine edle, stattliche Gestalt, mit Ausnahme des Helmes in voller Rüstung, und in einen Mantel von braunem Sammt, worein das silberne Kreuz, das Wahrzeichen des Christenkampfes, gewirkt war. Auf seinem männlichen Antlitze war kein Zeichen unziemlichen Stolzes oder Frohlockens zu bemerken, sondern Etwas von jenem edlen Mitleid, das tapfere Männer für besiegte Feinde fühlen, dämpfte den Glanz seines gebietenden Auges und sänftigte die gewohnte Strenge seines kriegerischen Benehmens. Er und sein Gefolge näherten sich dem Könige mit tiefer Verbeugung, worauf er dem ihn begleitenden Herolde, dessen Gewand auf Brust und Rücken mit dem Wappen Spaniens gestickt war, winkte, sich seines Auftrages zu entledigen.

„An Boabdil,“ begann der Herold mit lauter Stimme, die den ganzen Saal erfüllte und in der stummen Versammlung verschiedene Gefühle erweckte, „an

Boabdil el Chico, König von Granada, senden Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien ihren königlichen Gruß. Sie befehlen mir, ihre Hoffnung auszudrücken, daß der Krieg endlich zu Ende sei, und bieten dem Könige von Granada solche Bedingungen der Uebergabe, wie sie ein König nur annehmen kann, ohne sich zu entehren. Für diese Stadt, welche die allerchristlichsten Majestäten, wie billig, ihrem eigenen Gebiete wieder einverleiben wollen, bieten sie, o König, Eurem Scepter fürstliche Besitzungen in den Alpixarras-Gebirgen als Lehen der spanischen Krone. Dem Volke von Granada versprechen ihre allerchristlichsten Majestäten vollen Schutz des Eigenthums, Lebens und Glaubens und zwar unter einer durch sie selbst gewählten Obrigkeit, die es nach ihren eigenen Gesetzen regiert; Erlassung der Abgaben auf drei Jahre und sodann eine Regulirung der Steuern nach dem Fuß und Umfang seiner jetzigen Steuern. Solchen Mauren, die, unzufrieden mit diesen Anordnungen, Granada verlassen wollen, wird freier Abzug für sich und ihre Habe zugesichert. Zu Erwiederung für diese Zeichen ihrer königlichen Milde fordern ihre allerchristlichsten Majestäten Granada auf, sich (wenn nicht inzwischen Hülfe ankommt) binnen siebenzig Tagen zu übergeben. Diese Anerbietungen sind hiemit feierlich verkündigt in Gegenwart und durch Sendung des edlen und berühmten Ritters Gonzalvo de Cordova, Abgeordneter ihrer allerchristlichsten Majestäten aus Dero neuer Stadt Santa Fé."

Als der Herold geendet, warf Boabdil den Blick auf

seinen dicht gedrängten, glänzenden Hof. Kein Feuerblick begegnete dem seinigen; unter der schweigenden Menge war nur eine resignirte Zufriedenheit zu bemerken: die Vorschläge übertrafen die Hoffnung der Belagerten.

„Und,“ fragte Boabdil mit einem tiefgeholten Seufzer, „wenn wir diese Anerbietungen verwerfen?“

„Edler Fürst,“ sagte Gonzalvo ernstlich, „heiße mich nicht Dein Ohr mit dem Beschlusse für den entgegengesetzten Fall verwunden. Halte inne und bedenke unsere Anerbietungen; und zweifelst Du noch, o tapferer König! so besteige die Thürme Deiner Alhambra, überblicke unsere Legionen vor Deinen Mauern und wende dann Deine Augen auf ein tapferes Volk, das nicht menschlicher Kraft, sondern dem Hunger und dem unerforschlichen Willen Gottes unterlegen ist.“

„Eure Monarchen sollen unsere Antwort haben, edler Christ, vielleicht ehe die Nacht anbricht. Und Ihr, tapferer Ritter, der Ihr einem Könige eine herbe Botschaft gebracht, empfanget wenigstens unseren Dank für ein Benehmen, das den Inhalt möglichst mildern wollte. Unser Vezier wird in Euer Gemach solche Zeichen der Erinnerung bringen, wie sie Granada's Beherrscher noch zu geben im Stande ist.“

„Muza,“ nahm der König wieder das Wort, als die Spanier weg waren, „Du hast Alles gehört. Was ist der letzte Rath, den Du Deinem Fürsten ertheilen kannst?“

Der kühne Maure hatte mit Mühe bis zu dieser Aufforderung gewartet, um Gesinnungen auszudrücken,

die nur der Tod aus dieser unbesiegbaren Brust verbannen konnte. Er erhob sich, stieg von dem Sitze herab, stellte sich etwas unter den König und sprach, das Gesicht der gemischten Versammlung zuwendend, die Alles in sich faßte, was in Granada von Weisheit und Tapferkeit noch übrig war, also:

„Warum sollten wir uns ergeben? Zweimalhunderttausend Einwohner sind noch in unseren Mauern; unter diesen sind wenigstens zwanzigtausend Mauren, die Arme und Schwerter haben. Warum uns ergeben? Zwar bedrängt uns der Hunger; warum sollte aber dieser, der den Löwen furchtbarer macht, den Menschen feiger machen? Verzweifelt Ihr? Sei's drum. Verzweiflung in dem Tapferen muß eine unwiderstehliche Gewalt haben. Verzweiflung hat Memmen tapfer gemacht, soll sie Tapfere zu Memmen herabwürdigen? Laßt uns das Volk aufwiegeln; bisher haben wir uns nur zu sehr auf die Edeln verlassen. Lasset uns unsere Macht sammeln und gegen diese neue Stadt ziehen, während die spanischen Soldaten in ihrem neuen Berufe als Baumeister und Maurer beschäftigt sind. Höre mich, o Gott und Prophet der Moslems! höre einen Mann, der Dir nie untreu geworden! Wenn Ihr, Mauren von Granada, meinen Rath annehmt, so kann ich Euch nicht den Sieg versprechen, aber ich verspreche Euch, daß Ihr nie ohne denselben leben werdet! Ich verspreche Euch wenigstens Eure Unabhängigkeit, denn die Todten kennen keine Ketten! Lasset uns sterben, wenn wir nicht leben können, daß wir für die spätesten

Zeiten noch einen Ruhm zurücklassen, der dauerhafter sein wird als Königreiche. König von Granada, dieß ist der Rath von Muza Ben Abil Gazan."

Der Prinz schwieg. Aber er, dessen schwächstes Wort einst Feuer in das dumpfste Herz gehaucht, hatte jetzt seinen Geist auf kalten, leblosen Stoff ausgeströmt. Niemand antwortete, Niemand rührte sich.

Boabdil allein, an den Schatten einer Hoffnung sich anklammernd, wendete sich endlich gegen die Versammlung.

„Krieger und Weise!" sprach er, „da Muza's Rath der Wunsch Eures Königs ist, so sprecht nur das Wort aus, und ehe der letzte Sand dieser Stunde verrinnt, soll der Klang unserer Trompeten durch die Vivarrambla schmettern."

„O, König! fechte nicht gegen den Willen des Schicksals — Gott ist groß!" erwiederte das Oberhaupt der Alfaqui's.

„Ach!" sagte Abdelmelic, „wenn die Stimme Muza's und Deine eigene uns so kalt läßt, wie kannst Du die leb- und herzlose Menge aufregen?"

„Ist dieß Euer Aller Ansicht und Euer Aller Wille?" fragte Boabdil.

Ein gemeinsames Murmeln antwortete: „Ja!"

„So gehe denn, Abdelmelic," nahm der seinen Sternen verfallene König wieder das Wort, „gehe mit jenen Spaniern in das christliche Lager, und bringe uns die bestmöglichen Bedingungen, welche Du erhalten kannst. Die Krone ist von dem Haupte El Zogoybi's gewichen. Das Schicksal drückt sein Siegel auf meine Stirne.

Unglücklich war der Anfang meiner Regierung, unglücklich ihr Ende. Der Divan ist aufgehoben."

Boabdils Worte rührten die Zuhörer, die seine Freundlichkeit, seinen Verstand, seinen natürlichen Muth noch nie so kennen gelernt, auf's Innigste. Viele warfen sich ihm mit Seufzern und Thränen zu Füßen, und die Menge drängte sich um ihn her, den Saum seines Gewandes zu berühren.

Mit gekreuzten Armen und sich hebender Brust blickte Muza in tiefer Verachtung auf sie.

„Weiber, nicht Männer!" rief er, „Ihr weint, als hättet Ihr kein Blut mehr zu vergießen! Ihr versöhnt Euch mit dem Verluste der Freiheit, weil man Euch sagt, Ihr werdet nichts Anderes verlieren. Thoren und Betrogene! Von dem Orte aus, auf welchem meine Seele über Euch steht, sehe ich die dunkle, schreckliche Zukunft, der Ihr auf den Knieen entgegenkriecht: Knechtschaft und Beraubung — Gewaltthat roher Lust — Verfolgung des feindlichen Glaubens — Euer Gold Euch durch die Folter abgepreßt — Euer Name von der Erde ausgerottet. Tragt dieß und denkt an mich! Lebe wohl, Boabdil! Dich bemitleide ich nicht; denn in Deinen Gärten wächst noch ein Gift, in Deinen Rüstkammern ist noch ein Schwert. Lebet wohl, Edle und Santons Granada's! Ich verlasse mein Vaterland, so lange es noch frei ist."

Kaum hatte er geendet, als er aus dem Saale verschwand. Es war, als ob Granada's Schutzgeist den Ort verließe!

Viertes Kapitel.

Das Abenteuer des einzelnen Reiters.

Es war ein brennender, schwüler Mittag, als durch ein von rauhen steilen Hügeln eingeschlossenes, mehrere Meilen von Granada gelegenes Thal ein Reiter in vollständiger Rüstung seinen einsamen Weg zog. Sein Harnisch war schwarz und ohne Verzierung, auf seinem Helme flatterte keine Feder. Aber in Haltung und Miene, wie in der ausnehmenden Schönheit seines kohlschwarzen Pferdes war Etwas, was auf einen höheren Rang zu deuten schien, als bei der Abwesenheit von Pagen und Knappen und der Schlichtheit des Anzuges ein oberflächlicher Blick vielleicht bemerken mochte. Er ritt sehr langsam und sein Pferd hielt, mit der Freiheit eines verzogenen Günstlings, unterwegs oft träge auf seinem heißen Pfade an, wenn ihn ein Grasfleck, oder der Zweig eines überhängenden Baumes lockte. Als er einmal so dastand, ließ sich ein Geräusch in dem nahen die steile Bergwand bekleidenden Gebüsche hören; das Pferd fuhr plötzlich zurück und weckte den Reisenden aus seinen Träumereien. Er blickte mechanisch auf und sah die Gestalt eines Mannes mit raschen, unregelmäßigen Schritten durch die Bäume herabkommen. Die Gestalt paßte zu der Stille und Einsamkeit des Ortes und hätte für einen jener strengen Klausner gelten können, die, halb Einsiedler, halb Krieger, während der Kreuzzüge ihr wildes Haus in den Sandflächen und

Höhlen Palästina's aufschlugen. Der Fremde stützte sich auf einen langen Stab; Haar und Bart hingen lang und wirr über seine breiten Schultern. Ein verrosteter Panzer, nicht von reichen Arabesken schimmernd, schützte seine Brust; das weite Gewand aber, eine Art Waffenrock, der unter dem Harnisch vorsah, war zerrissen und zerfetzt, die Füße bloß; in seinem Gürtel stack ein kurzer gekrümmter Säbel, ein Messer oder Dolch, und eine in Eisen gebundene Pergamentrolle.

Als der Reiter diesen plötzlichen Störer seiner Einsamkeit erblickte, zitterte seine ganze Gestalt vor innerer Aufregung; er richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf und rief mit lauter Stimme: „Teufel oder Santon, was Du nun sein magst, was suchst Du an diesem einsamen Orte, fern von dem Könige, den Dein Rath betrog, und der Stadt, welche Deine falschen Prophezeihungen und unheiliger Zauber verrathen haben?"

„Ha!" rief Almamen, denn es war wirklich der Israelite, „an Deinem schwarzen Schlachtrosse und dem Tone Deiner stolzen Stimme erkenne ich den Helden Granada's. Warum bist Du, Muza Ben Abil Gazan, vielmehr abwesend von dem letzten festen Punkte des Maurenreiches?"

„Du behauptest, in der Zukunft zu lesen, und bist blind für die Gegenwart! Granada hat mit den Spaniern capitulirt. Allein habe ich ein Sklavenland verlassen und will in Afrika, der Heimath unserer Väter, einen Ort suchen, den der Fuß der Ungläubigen noch nicht erreicht hat."

„So ist denn das Schicksal des einen Götzendienstes

besiegelt," sagte Almamen düster; „aber Der, welcher an seine Stelle tritt, ist noch dunkler."

„Hund!" rief Muza und legte die Lanze ein, „wer bist Du, daß Du also das Heilige lästerst?"

„Ein Jude!" erwiederte Almamen mit einer Donnerstimme und zog den Säbel, „ein verachteter und verachtender Jude! Fragst Du mehr? Ich stamme aus einem Königsgeschlechte; ich war der schlimmste Feind der Mauren, bis ich die Nazarener für noch hassenswerther als die Moslems fand, und dann kämpfte Muza selbst nicht ruhmvoller für seine Brüder als ich. Komm jetzt, wenn Du willst, Mann gegen Mann, ich biete Dir Trotz!"

„Nein, nein," murmelte Muza und senkte die Lanze; „Dein Panzer ist roth von dem Blute der Spanier, mein Arm kann sich nicht gegen den Christenfeind erheben. Scheiden wir in Frieden."

„Halt, Prinz!" sagte Almamen in verändertem Tone, „ist Dein Vaterland das Einzige, was Dir theuer? Ist Frauenlächeln nie durch Deine Rüstung gedrungen? Hat Dein Herz nie für eine sanftere Begegnung als die des Feindes geschlagen?"

„Bin ich nicht Mensch und Maure?" versetzte Muza. „Du hast mich errathen, und könnte Dein Zauber diesen Augen nur noch einmal das Einzige verschaffen, was mir auf Erden noch geblieben ist, so würde ich Deine Magie eben so gläubig umfassen, als Boabdil."

„Du liebst sie also immer noch, diese Leila?"

„Dunkler Nekromant, hast Du mein Geheimniß gelesen? und kennst Du den Namen meiner Geliebten?

Ach! so lasse mich Dich wirklich für einen Seher halten und enthülle mir den Ort auf Erden, der den Schatz meiner Seele bewahrt! Ja," fuhr der Maure mit steigender Bewegung fort und schlug das Visier auf, wie um Luft zu schöpfen, „ja, Allah vergebe es mir! aber, als Alles in Granada verloren war, hatte ich nur noch einen Trost, als ich meine unglückliche Vaterstadt verließ: es stand mir frei, Leila aufzusuchen; ich hatte die Hoffnung, meiner Wanderung in ferne Lande ein Wesen beizugesellen, im Vergleich mit dessen Blick die Augen der Huri's Dämmerung sein würden. Doch, ich verschwende Worte. Sage mir, wo Leila ist und führe mich zu ihren Füßen."

„Moslem, ich will Dich zu ihr führen," antwortete Almamen und blickte den Prinzen mit einem Ausdrucke seltsamen, furchtbaren Frohlockens in seinen dunk:ln Augen an, „ich will Dich zu ihr führen, folge mir. Erst gestern Abend erfuhr ich, welche Wände sie einsch'ießen, und von jener Stunde bis zu diesem Augenblike bin ich ohne Rast und Nahrung über Berg und Wüste gewandert."

„Aver was ist Leila für Dich?" fragte Muza argwöhniso.

„Dı sollst es bald genug erfahren. Gehen wir weiter."

Danit sprang Almamen mit einer Kraft vorwärts, welche nr die Aufregung seiner Seele in seinen erschöpften Körper gießen konnte. Muza trieb verwundert sein Pfert an und suchte den geheimnißvollen Führer in ein Gepräch zu ziehen, aber Almamen achtete kaum

auf ihn. Sein langes Fasten, sein einsames Wandern, seine Qualen, seine Glückswechsel und mehr als Alles die verzehrende Wuth seiner Leidenschaften hatten die halbverrückten Gefühle, die schon seit Monaten die natürliche Schärfe seines Geistes getrübt, beinahe zu vollendetem Wahnsinn gesteigert, und wenn er sein düsteres Schweigen brach, so geschah dieß nur durch unzusammenhängende, kurze Ausrufungen, oft in einer dem Ohr seines Gefährten fremden Sprache. Der kühne Maure, wenn auch gegen den Aberglauben seines Volkes nicht sowohl durch die Philosophie des Gelehrten als die Verachtung des Tapferen gestählt, fühlte sich gleichwohl von Schauder beschlichen, wenn er, umgeben von riesigen Felsen und einsamen Schluchten, zuweilen auf die unheimliche Gestalt und die funkelnden Augen des berühmten Zauberers blickte, und mehr als einmal murmelte er diejenigen Verse aus dem Koran, die bei seinen Landsleuten als Gegenzauber wider den Einfluß böser Geister galten.

Sie mochten eine Stunde so zusammen fortgegangen sein, als Almamen plötzlich stehen blieb. „Ich bin ermattet," sprach er mit schwacher Stimme, „und so sehr auch die Zeit drängt, fürchte ich doch, meine Kraft möchte mich verlassen."

„So steige hinter mir auf," entgegnete der Maure nach einigem Zaudern; „bist Du auch ein Jude, will ich doch der Befleckung um Leila's willen trotzen."

„Maure!" rief der Hebräer wild, „die Befleckung wäre auf meiner Seite. Unter Dingen von gestern her, wie Dein Prophet und Dein Glaube sind, vermagst Du

die Tiefen des Abscheues nicht zu ermessen, den jedes dem Alten der Tage getreue Herz gegen Dich und Deines Gleichen empfindet."

„Bei der Kaaba!" sagte Muza, und seine Stirne umwölkte sich, „noch ein solches Wort, und die Hufen meines Pferdes sollen Dir den gotteslästernden Athem aus dem Leibe stampfen."

„Auf Tod und Leben würde ich Dich herausfordern," erwiederte Almamen verächtlich, „aber ich spare mir den Tapfersten der Mauren zum Zeugen für eine That auf, die eines Abkömmlings von Jephta würdig ist. Doch stille! ich höre Huftritte."

Muza horchte, und an sein scharfes Ohr drang aus einiger Entfernung deutlich der Schall auf dem harten felsigen Boden. Er wendete sich um und sah, wie Almamen in das dichte Unterholz schlich, so daß die Zweige seine Gestalt verbargen. Gleich darauf machte eine Krümmung des Pfades einen spanischen Reiter auf einem andalusischen Zelter sichtbar; fröhlich sang er eine der Volksballaden jener Zeit und da sich dieselbe auf die Thaten der Spanier gegen die Mauren bezog, so war Muza's stolzes Blut augenblicklich im Aufruhr und sein Bart zitterte über der Lippe. „Ich will die Weise ändern," sprach leise der Moslem und faßte seine Lanze, als er noch in demselben Augenblicke den Spanier in dem Sattel wanken und der Länge nach zu Boden fallen sah. Zugleich war Almamen aus seinem Verstecke hervorgesprungen, hatte sich auf das Pferd des Ritters geschwungen und befand sich, ehe Muza sich von seinem Erstaunen erholt, neben dem Mauren.

„Durch welchen Zauber," sagte Muza, seinen Berber bändigend, „hast Du den Spanier, dem Anscheine nach ohne einen Schlag, niedergestreckt?"

„Wie David den Goliath niederstreckte: durch Kiesel und Schleuder," antwortete Almamen gleichgültig. „Nun denn, vorwärts, wenn es Dich drängt, Deine Leila zu sehen."

Die Reiter setzten über den Leib des betäubten Spaniers hinweg. Baum und Berg glitten vorüber; allmälig verschwand das Thal und ein dichter Wald verfinsterte ihren Weg. Immer noch trieben sie tüchtig an, obwohl das dichte Gebüsch und die Unebenheit des Bodens ihnen manchmal den Weg versperrten, bis sie, als die Sonne sich langsam zu neigen anfing, an einen freien, ziemlich kreisförmigen Raum kamen, um welchen her Bäume vom höchsten Alter ihre bewegungslosen, schattenden Zweige breiteten. In der Mitte des Rasengrundes lag ein rauher, alter Stein, der dem Altar irgend eines barbarischen, dahingeschwundenen Glaubens ähnlich sah. Hier hielt Almamen plötzlich an und murmelte Etwas unverständlich vor sich hin.

„Was bewegt Dich, dunkler Fremdling?" fragte der Maure; „und warum starrst Du murmelnd in die leere Luft?"

Almamen gab keine Antwort, sondern stieg ab, band den Zügel an den Zweig einer hohlen, verwitterten Ulme und trat allein in die Mitte des Raumes. „Furchtbare, prophetische Macht in mir!" sprach der Hebräer laut, „dieß ist also der Ort, den Du mir in Träumen und Gesichtern vorausgezeigt, um darauf den Schwur aus-

zusprechen, der den Geist von der letzten Schwäche des Fleisches befreien soll? Nacht um Nacht hast Du in Dunkel und Schlaf die feierliche Oede mir gezeigt, welche ich jetzt vor mir sehe. Sei es so: ich bin bereit!"

Nach diesen Worten zog er sich einige Augenblicke in das Gehölz zurück, sammelte einen Arm voll von dem welken Laub und dem Reisig, das den wilden Boden bedeckte und legte es als Brandstoff auf den Altar. Dann wandte er sich gegen Osten und sprach mit erhobenen Händen: „Siehe! auf diesem einst vielleicht von wilden Heiden errichteten Altar verspricht Dir, o Namenloser, der letzte kühne Geist aus Deinem gefallenen, zerstreuten Volke jenes kostbare Opfer, das Du vor Alters von einem Vater gefordert. Nimm die Gabe wohlgefällig auf!"

Nachdem der Hebräer seine Beschwörung geendet, zog er ein Fläschchen aus der Brust und sprengte einige Tropfen auf das dürre Laub. Eine blaßblaue Flamme loderte sogleich empor, und wie sie die abgemagerten, ernsten Züge des Israeliten beleuchtete, fühlte Muza sein heißes maurisches Blut in seinen Adern erstarren und er schauderte, ohne eigentlich zu wissen warum. Almamen schnitt dann mit seinem Dolche eine seiner langen Locken ab und warf sie in die Flamme. Er sah zu, bis sie verbrannt war, dann fiel er mit einem unterdrückten Schrei in todtenähnlicher Ohnmacht zu Boden. Der Maure eilte zu ihm, hob ihn auf, rieb ihm Hände und Schläfe und löste ihm das Gewand auf der Brust; er vergaß, daß sein Gefährte ein Zauberer und Jude war, so sehr hatte dessen fürchterliche Seelenqual sein Mitgefühl erregt.

Erst nach Verfluß einiger Minuten kam Almamen mit einem tiefgeholten Seufzer wieder zu sich. „Ach, Geliebte! Braut meines Herzens!“ flüsterte er, „hast Du mir hiezu das einzige Pfand unserer jugendlichen Liebe empfohlen? Vergib mir! Ich gebe es der Erde zurück, unbefleckt von den Heiden.“ Abermals schloß er die Augen, und heftige Zuckungen erschütterten seinen Leib. Der Anfall ging vorüber, und er erhob sich wie ein Mann aus einem schrecklichen Traume, beruhigt und gleichsam beinahe erfrischt durch die Qualen, die er ausgestanden. Das letzte Glimmen der blauen Flamme erlosch auf dem alten Altar und ein leiser Wind schlich seufzend durch die Bäume.

„Zu Pferd, Prinz,“ sagte Almamen ruhig, aber die Augen von dem Steine abwendend; „jetzt hält uns Nichts mehr auf.“

„Willst Du mir Deine Beschwörung erklären?“ fragte Muza; „oder ist sie, wie mir meine Vernunft sagt, ein bloßes Gauckelspiel?“

„Ach! ach!“ erwiederte der Hebräer in trauervollem, verändertem Tone, „bald wirst Du Alles erfahren.“

Fünftes Kapitel.

Das Opfer.

Langsam sank die Sonne durch jene dem iberischen Himmel eigenthümlichen Massen von Purpurgewölke hinab, als die aus dem Walde hervorkommenden Reiter eine kleine, liebliche Ebene vor sich sahen, die wie ein

Garten bebaut war. Reihen von Orangen- und Citronenbäumen hatten zum Hintergrund das dunkelgrüne Laub der Weinreben und diese fanden wiederum einen Saum in einem Gürtel von in größerer Anzahl beisammen stehenden Kastanienbäumen, Eichen und dem tieferen Dunkel der Pinien, während der ferne, dämmernde Umriß der Gebirgskette, kaum zu unterscheiden von der weichen Färbung des Himmels, den Gesichtskreis schloß.

Durch diese reizende Landschaft zog sich ein schmaler glänzender Bach und sammelte seine Wasser in einem runden Becken, über welches Rose und Orange ihre verschiedenartigen Blüthen hereinneigten. Auf einer kleinen Anhöhe in dieser einem Garten gleichenden Ebene erhoben sich die Thürme eines Klosters, dessen lange Bogenfenster, obwohl es noch heller Tag war, von innen beleuchtet waren; und als die Reiter ihre Blicke nach dem Gebäude richteteten, wogte der Klang heiliger Gesänge — noch lieblicher und feierlicher durch die Entfernung, durch die Stille der Stunde, durch die plötzlich hervorgetretene und abgeschiedene Lieblichkeit der Gegend, die so gut zu der idealen Ruhe des Klosterlebens paßte — melodisch durch die duftende, klare Luft.

Doch dieser Anblick und dieser Klang, so geeignet, die Gedanken zu sänftigen und in Einklang zu bringen, schienen in Almamen nur Schmerz und Leidenschaft zu wecken. Mit geballter Faust schlug er sich auf die Brust, schrie mehr, als er rief: „Gott meiner Väter! bin ich zu spät gekommen?“ und grub seine Sporen bis über die Räder in die Seiten seines keuchenden Rosses. Den

Rasen entlang, durch das duftende Gesträuch, über den kieseligen, kleinen Bach, den Hügel zum Kloster hinauf sprengte der Israelite. Muza, verwundert und halb widerstrebend, folgte in einiger Entfernung. Deutlicher und näher erschollen die Stimmen des Chores; heller und röther schimmerten die Lichter aus den gothischen Fenstern; die Pforte der Klosterkapelle war erreicht; der Hebräer sprang vom Pferde. Eine kleine Gruppe der dem Kloster unterworfenen Landleute hatte sich ehrfurchtsvoll um die Thüre gesammelt; wie ein Rasender durch sie hinstürzend, trat Almamen in die Kapelle und verschwand.

Eine Minute verstrich. Muza war an der Thüre, aber der Maure hielt unentschlossen an, ehe er abstieg. „Was bedeutet die Ceremonie?" fragte er die Landleute.

„Eine Nonne wird das Gelübde ablegen," antwortete Einer derselben.

Ein Schrei der Bestürzung, des Entsetzens, des Schreckens ließ sich drinnen vernehmen. Muza zögerte nicht länger: er gab sein Pferd einem der Umstehenden, schob den schweren Vorhang über der Schwelle zurück, und stand in der Kapelle.

Um den Altar war eine wirre, aller Ordnung entbehrende Gruppe versammelt — die Schwestern mit ihrer Aebtissin. An dem heiligen Gitter drängten sich athemlos die erstaunten Zuschauer. Ueber Alle hervorragend, auf der höchsten Stufe des heiligen Ortes, stand Almamen, den gezogenen Dolch in der Rechten, seinen linken Arm um eine Novizin geschlungen, deren Kleid, noch nicht durch das härene Gewand er-

setzt, sie als die Schwester bezeichnete, welche den Schleier nehmen sollte. Dieser gegenüber, die eine Hand auf ihrer Schulter, mit der andern das heilige Crucifix in die Höhe haltend, stand eine strenge, ruhige, gebietende Gestalt in der weißen Tracht des Dominikanerordens: es war Thomas von Torquemada.

„Hinweg, Abaddonna!" waren die ersten Worte, welche Muza's Ohr erreichten, als er unbeachtet in der Mitte der Kirche stand; „hier helfen Dir Deine Zauberkünste Nichts. Lasse die Gottgeweihte los!"

„Sie gehört mir, sie ist meine Tochter! Ich fordere sie von Dir als ihr Vater im Namen des großen Vaters der Menschen!"

„Greift den Zauberer! greift ihn!" rief der Inquisitor, als sich Almamen mit einer plötzlichen Bewegung Bahn durch die zerstreute, erschreckte Menge brach und, seine Tochter in den Armen, auf der ersten Stufe zu der geheiligten Plattform stand.

Aber kein Fuß rührte, keine Hand erhob sich. Der dem Störenden gegebene Name hatte einen panischen Schrecken unter den Zuhörern verbreitet, und lieber hätten sie sich auf einen Tiger in seinem Lager gestürzt, als auf den erhobenen Dolch und das wilde Antlitz des grimmigen Fremden.

„O, mein Vater!" sprach dann eine leise, bebende Stimme, welche Muza wie ein Laut aus dem Grabe durchschauderte, „kämpfe nicht gegen die Beschlüsse des Himmels. Deine Tochter wurde zu ihrer heiligen Wahl nicht gezwungen. In Demuth, aber in Glauben, zu der Lehre Christi bekehrt, wünscht sie auf Erden

nichts Anderes, als das heilige, ewige Gelübde abzulegen."

„Ha!" stöhnte der Hebräer und ließ seine Tochter los, die plötzlich vor ihm auf die Kniee fiel, „so habe ich denn wirklich, wie ich vorausgesehen, das Aergste vernommen. Der Schleier ist zerrissen — der Geist hat den Tempel verlassen. Deine Schönheit ist entheiligt; Deine Gestalt ist nur noch verächtlicher Staub. Hund!" rief er noch wüthender und blickte auf das unbewegte Angesicht des Inquisitors, „das ist Dein Werk, aber Du sollst nicht triumphiren. Hier vor Deinem eigenen Altar biete ich Dir Trotz, wie einst unter den Folterbänken Deines unmenschlichen Gerichtshofes. So — so — so — befreit Almamen, der Jude, die Letzte seines Hauses von dem Fluche der Galiläer!"

„Halt, Mörder!" rief eine Donnerstimme und ein bewaffneter Mann brach durch die Menge und stand vor dem Wüthenden. Es war zu spät: dreimal hatte der Stahl des Hebräers die unschuldige Brust durchdrungen; dreimal ward er von dem jungfräulichen Blute geröthet. Leila fiel in die Arme ihres Geliebten, ihr mattes Auge ruhte auf seinem Antlitz, das ihr unter dem aufgeschlagenen Visier entgegensah — ein schwaches, zärtliches Lächeln spielte um ihre Lippen — Leila war nicht mehr.

Almamen warf einen hastigen Blick auf sein Opfer und stürzte dann mit einem wilden Gelächter, das jedes Echo in den düsteren Chorgängen weckte, von dem Orte weg. Die blutige Waffe über dem Kopfe schwingend, drang er durch die entmuthigte Menge, und ehe selbst der bestürzte Dominikaner seine Stimme gefunden,

klang der Hufschlag eines in vollem Laufe dahinjagenden Rosses durch die Luft; noch einen Augenblick — und Alles war stille.

Aber über die ermordete Jungfrau beugte sich der Maure, als könnte er noch nicht an ihren Tod glauben, ihr der glänzenden Locken noch nicht beraubtes Haupt auf seinen Schooß gelehnt, ihre eisige Hand fest in der seinigen haltend, seine Rüstung von ihrem Blute überströmt. Niemand störte ihn, denn unter dem Gewande eines christlichen Ritters argwöhnte Niemand seinen Glauben, und Alle, selbst der Dominikaner, empfanden einen Schauder des Mitgefühles über seinen Schmerz. Mit der jener Klimaten eigenen Schnelligkeit der Auffassung verstand man sogleich, ein Liebender sei Derjenige, welcher die schöne Leiche hielt. Wie er hieher gekommen, zu welchem Zwecke, in welcher Hoffnung, darüber Vermuthungen anzustellen, waren ihre Gedanken jetzt zu sehr in Anspruch genommen. Stumm und bewegungslos kniete der Maure, bis einer der Mönche hinzutrat und den Puls fühlen wollte, um sich zu vergewissern, ob das Leben wirklich entschwunden sei.

Der Maure winkte ihm zuerst gebieterisch hinweg, als er aber des Mönches Absicht erkannte, ließ er ihn schweigend die geliebte Hand fassen. Er heftete die dunkeln, flehenden Augen auf ihn, und als der Pater die Hand wieder sinken ließ und sich mit sanftem Kopfschütteln hinwegwandte, war ein tiefer, peinlicher Seufzer Alles, was die Zuhörer von dem Herzen vernahmen,

worein der letzte Pfeil des Schicksales gedrungen. Leidenschaftlich küßte er die Stirne, die Wangen, den Mund des verstummten Engelantlitzes — und erhob sich.

„Was machst Du hier? und was weißt Du von jenem mörderischen Feinde Gottes und der Menschen?" fragte der sich nähernde Dominikaner.

Muza gab keine Antwort, sondern schritt langsam durch die Kapelle. Die Zuschauer waren zu Thränen gerührt. „Laß ihn!" riefen sie fast in einem Athem dem rauhen Inquisitor zu; „er hat keine Stimme, um Dir zu antworten."

So, unter dem drückenden Kummer und Mitleid des christlichen Haufens, erreichte der unbekannte Heide den Eingang, bestieg sein Pferd, und als er sich noch einmal umwandte und einen flüchtigen Blick auf das verhängnißvolle Gebäude warf, sahen die Umstehenden große Thränen von seinen gebräunten Wangen niederrollen.

Langsam ging das kohlschwarze Roß den Hügel herunter, durchschritt den stillen, lieblichen Garten und verschwand in dem Walde. Und weder Maure noch Christ erfuhr je Etwas von dem ferneren Schicksale des Helden Granada's. Habe er wohlbehalten die Küste des afrikanischen Ahnenlandes erreicht und dort ein neues Schicksal und einen neuen Namen sich geschaffen, oder habe der Tod, durch Krankheit oder Kampf, seine ruhmvolle, kurze Laufbahn dunkel geendigt: ein Geheimniß — tief und undurchdrungen selbst in der Phantasie der tausend Barden, die seine Thaten besungen — hüllt in ewige Nacht die Geschichte von Muza Ben Abil Gazan von

der Stunde an, wo die untergehende Sonne ihren letzten Strahl auf seine stattliche Gestalt und seinen schwarzen Berber warf, als sie unter dem lautlosen Schatten des Waldes verschwanden.

Sechstes Kapitel.

Die Wiederkehr. — Der Aufruhr. — Der Verrath. — Der Tod.

Es war am Vorabende des verhängnißvollen Tages, an welchem Granada den Spaniern übergeben werden sollte, als in dem oben beschriebenen Gewölbe unter Almamens Hause drei ältere Männer des jüdischen Glaubens zusammenkamen.

„Treuer und vielgeliebter Ximen," sprach der Eine — ein reicher, wucherischer Kaufmann mit einem blinzelnden, feuchten Auge und einem glatten, schmierigen Gesichte, das jedoch etwas Wildes, Hinterlistiges in der niederen Stirne und den eingekniffenen Lippen nicht ganz zu verbergen vermochte — „treuer und vielgeliebter Ximen," sprach dieser Jude, „wahrlich, Du hast uns guten Dienst gethan, daß Du Deinen verfolgten Brüdern anwiesest diese verborgene Freistätte. Hier suchen uns die Heiden umsonst. Wahrlich, meine Adern werden wieder warm und Dein Diener bekommt Hunger und Durst."

„Iß, Isak, iß; dort ist Speise für Dich bereitet; iß und mache keine Umstände. Und Du, Elias — willst

Du nicht an den Tisch rücken? Der Wein ist alt und köstlich und wird Dir neues Leben geben."

„Asche und Isopen — Isopen und Asche sind Speise und Trank für mich!" erwiederte Elias mit leidenschaftlicher Bitterkeit; „sie haben geschleift mein Haus, sie haben verbrannt meine Kornspeicher, sie haben geschmolzen mein Gold. Ich bin ein ruinirter Mann!"

„Na," sagte Ximen, und warf einen boshaften Blick auf ihn (denn so sehr hatten Alter und Schmerzen selbst das einzige bessere Gefühl in ihm mit Galle getränkt, daß er einem innerlichen Kichern über eben die Leiden, die er linderte, und die Unmacht, die er beschützte, nicht zu widerstehen vermochte), „na, Elias, Du hast ja noch in den Seestädten Schätze, mit welchen man halb Granada aufbauen könnte."

„Die Nazarener werden Alles packen!" rief Elias; „ich sehe es schon in ihren Klauen!"

„Na, glaubst Du das? und warum?" fragte Ximen plötzlich zutraulich, weil sich seine Selbstsucht regte.

„Hört mich! Unter dem Schutze des Waffenstillstandes begab ich mich in der vergangenen Nacht in das christliche Lager. Ich hatte eine Unterredung mit dem Christenkönig, als er aber vernahm meinen Namen und Glauben, sträubte sich sein Bart vor Zorn. „Hund Belials!" brüllte er, „hat nicht Dein Satansbruder, der Zauberer Almamen, die Majestät Spaniens hinlänglich betrogen und verhöhnt? Seinetwegen sollt Ihr keine Schonung erhalten. Verweile noch einen Augenblick länger und Du baumelst! Gehe und über-

zähle Deinen sündhaften Reichthum: er soll genau geschätzt werden, und wenn Du unsere heilige Steuer nur um einen Pfenning verkürzest, so issest Du mit dem Teufel zu Nacht!" Dieß war die Antwort auf meine Sendung. Ich kehrte nach Hause und sah mein Haus in Asche gelegt! Wehe mir!"

„Und dieß verdanken wir Almamen, dem vorgeblichen Juden!" rief Isaak von seinem einsamen, aber nicht müßigen Platze an dem Tische.

„Ich wollte, ich hätte dieses Messer an seiner Kehle!" stöhnte Elias und faßte seinen Dolch mit den langen, knöchernen Fingern.

„Dazu ist wenig Hoffnung vorhanden," murmelte Ximen; „er kehrt nicht mehr nach Granada zurück. Geier und Wurm haben sich längst in seinen Leichnam getheilt, und (sprach er mit einem grinsenden Lächeln zu sich selbst) sein Haus und sein Gold sind gefallen in die Hände des alten, kinderlosen Ximen."

„Dieß ist ein sonderbares, ängstliches Gewölbe," sagte Isak und stürzte einen großen Becher feurigen Vegaweines hinunter, „hier hätte die Hexe von Endor die Todten heraufrufen können. Jene Thüre, wohin führt sie?"

„In Gänge, die meines Wissens außer meinem Herrn noch Niemand betreten hat," antwortete Ximen. „Ich habe gehört, sie gehen bis zu der Alhambra. Komm, würdiger Elias! Du zitterst vor Kälte, trinke diesen Wein."

„Stille!" sprach Elias und bebte an allen Gliedern. „Unsere Verfolger sind uns auf den Fersen — ich höre Fußtritte!"

Als er so sprach, öffnete sich langsam die Thüre, auf welche Isak gedeutet hatte, und Almamen trat in das Gewölbe.

Hätte wirklich eine neue Hexe von Endor die Todten heraufbeschworen, die Erscheinung hätte das würdige Trio nicht mehr entsetzen und erschrecken können. Elias, nach dem Messer greifend, zog sich in den fernsten Winkel des Gewölbes zurück. Isak ließ den Becher, den er eben leeren wollte, fallen und sank auf die Kniee. Ximen allein, dessen Gestalt wo möglich noch gespensterhafter wurde, behielt einige Fassung und murmelte vor sich hin: „Er lebt! und sein Gold gehört nicht mein! Fluch über ihn!“

Die seltsamen Gäste, die sein Heiligthum beherbergte, dem Anscheine nach nicht bemerkend, schritt Almamen vorwärts, wie ein Mensch, der im Schlafe wandelt.

Ximen ermannte sich, riegelte sachte die nach den oberen Gemächern führende Thüre auf und winkte den Gefährten zu, sich diesen Ausgang zu Nutzen zu machen. Als jedoch Isak, der Erste, welcher dem Winke Folge leistete, daherschlich, heftete Almamen seinen furchtbaren Blick auf ihn und rief, indem er plötzlich zum Bewußtsein zu erwachen schien: „Du Schurke, Ximen, wen hast Du in die Geheimnisse Deines Herrn zugelassen? Schließe die Thüre — diese Leute müssen sterben!“

„Mächtiger Gebieter!“ sagte Ximen ruhig, „ist Dein Diener zu tadeln, daß er dem Gerüchte von Deinem Tode geglaubt hat? Diese Männer gehören unse-

rem heiligen Glauben an; ich habe sie der Wuth des gotteslästernden, wahnsinnigen Pöbels entrissen. Dieser Ort allein schien sicher vor dem tollen Volke."

„Seid Ihr Juden?" fragte Almamen. „Ach, ja! jetzt kenne ich Euch. — Dinge von dem Marktplatze und Bazar! Ja freilich seid Ihr Juden! Geht, geht, verlasset mich!"

Ohne auf weitere Erlaubniß zu warten, verschwanden die Drei; aber ehe Elias das Gewölbe verließ, wandte er das grollende Gesicht mit einem Racheblicke noch einmal gegen Almamen, der wieder in tiefes Nachdenken versank. — Almamen war allein.

Noch war keine Viertelstunde um, als Ximen zurückkehrte, um nach seinem Herrn zu sehen; der Ort aber war wieder verlassen.

Es war Mitternacht in den Straßen Granada's — Mitternacht, aber nicht Ruhe. Die Menge, zu einem ihrer Anfälle von Wuth und Kummer durch den Gedanken gereizt, daß der morgende Tag wirklich derjenige ihrer Unterwerfung unter den christlichen Feind sei, strömte, nahezu zwanzigtausend an der Zahl, durch die Straßen. Es war eine wilde, stürmische Nacht: jene furchtbaren Windstöße, die oft mit plötzlichem Winterfrost von den Schneekuppen der Sierra Nevada herabsausen, heulten durch die wogenden Baumgruppen und die gekrümmten Straßen. Aber der Sturm außen schien, wie in Folge einer Sympathie der Elemente, den Sturm und Wirbel des Volkes zu erhöhen. Waffen und Fackeln schwingend, glichen die von Hunger abgezehrten dunkeln Gestalten der wüthenden Mauren eher

Geistern und Gespenstern als sterblichen Menschen, da sie dem Anscheine nach ohne weiteren Zweck, als ihrer eigenen Unruhe Luft zu machen oder Grauen zu erregen, durch die verödeten Straßen schwärmten.

Auf dem geräumigen Platze der Vivarrambla machte die Menge Halt, nur mit dem einen bestimmten Entschlusse, daß noch etwas für Granada geschehen sollte. Die meisten waren nach maurischer Art bewaffnet, jedoch ohne irgend einen Führer. Edle, obrigkeitliche Personen, Offiziere, hätten sich das hoffnungslose Unternehmen, den Waffenstillstand mit Ferdinand zu brechen, nicht im Traume einfallen lassen. Es war mehr ein Volksaufstand, eine Tollheit des Pöbels, aber deßhalb nicht weniger gefährlich, denn es war ein orientalisches Volk, ein Volk mit Schwertern und Lanzen, mit Schild und Harnisch, das Volk, durch welches Reiche im Orient gegründet und zerstört worden sind. Auf dem prachtvollen Platze, der einst Zeuge gewesen der Spiele und Turniere arabischen und afrikanischen Ritterthums, wo so viele Jahre hindurch Könige getreue, siegreiche Heere gemustert, standen diese verzweifelten Menschen, und die pfeifenden Winde wogten durch die flackernden Fackeln, welche gegen die dunkle Nacht ankämpften.

„Lasset uns die Alhambra stürmen!" rief Einer aus dem Haufen; „lasset uns Boabdil greifen und ihn in unsere Mitte nehmen; wir wollen auf die Christen stürzen, die in ihrer stolzen Ruhe begraben sind!"

„Allah il Allah! — Die Schlüssel und den Halbmond!" schrie der Haufe.

Das Geschrei erstarb, und am Ende des Palastes ließ sich plötzlich eine einst wohlbekannte, stets Schauder erregende Stimme vernehmen.

Die Mauren, welche dieselbe hörten, wandten sich mit Staunen und Entsetzen um und erblickten auf dem Steine, von welchem herab sonst die Ausrufer oder Herolde die königlichen Proklamationen verlesen hatten, die Gestalt Almamens, des Santons, den sie schon bei den Todten geglaubt.

„Mauren und Volk von Granada!" begann er in hohlem, aber feierlichem Tone, „noch bin ich bei Euch. Euer Fürst und Eure Helden haben Euch verlassen, ich aber bleibe bei Euch bis zu dem letzten Augenblicke! Gehet nicht nach der Alhambra: die Feste ist unbezwinglich, die Wachen sind getreu. Die Nacht verginge darüber und der Tag bringt Euch das Christenheer auf den Hals. Gehet auf die Thore los, ziehet die Vega hinab und werfet Euch mit einem Male auf den Feind!"

Er sprach's und zog seinen Säbel; dieser schimmerte in dem Fackellichte, die Mauren beugten das Haupt in fanatischer Ehrfurcht, der Santon sprang von dem Steine herab und drängte sich mitten unter die Menge.

Da erschollen noch einmal Freudenrufe. Die Menge hatte einen ihrer Begeisterung würdigen Führer gefunden; schnell ordnete sie sich in regelmäßige Reihen und strömte die engen Straßen entlang.

Vermehrt durch mehrere Gruppen herumstreifender Plünderer (die Schurken, den Auswurf der Stadt) waren die Ungläubigen nur noch eine kurze Strecke von dem großen Thore, durch welches sie so oft gegen

den Feind gezogen. Hätten die Mauren die Thore durchschritten und das in sicherem Schlafe liegende christliche Lager erreicht, so hätte dieses wilde Heer von zwanzigtausend verzweifelten Menschen vielleicht Granada gerettet, und Spanien besäße heute noch das einzige civilisirte Reich, welches der muhamedanische Glaube gegründet.

Aber Boabdils böser Stern überwog. Die Nachricht von dem Aufruhr in der Stadt gelangte zu ihm. Zwei bejahrte Männer aus der unteren Stadt kamen in die Alhambra, verlangten und erhielten Audienz, und was sie sagten, wirkte blitzesschnell auf den König. Er sah in dem Wuthausbruche des Volkes nur eine Rechtfertigung für den Christenkönig, um die Bedingungen des Vertrages zu brechen, die Stadt zu schleifen und die Einwohner zu vertilgen. Von einem edlen Mitleid mit seinen Unterthanen ergriffen, und eben so sehr von dem stolzen Gefühle königlicher Ehre durchdrungen, vermöge dessen er einen feierlich beschworenen Vertrag gehalten wissen wollte, bestieg er nochmals sein falbes Roß und verließ, die beiden Aeltesten, welche ihn aufgesucht, neben sich, an der Spitze seiner Leibwache die Alhambra. Der Klang seiner Trompeten, das Stampfen der Pferde, die Stimme seiner Herolde drangen zugleich in die Menge, und ehe diese Zeit hatte, sich zu entscheiden, befand sich der König mitten unter ihr.

„Was ist dieß für ein Wahnsinn, mein Volk?“ rief Boabdil, während er unter den Haufen sprengte. „Wohin wollt Ihr?“

„Gegen die Christen! gegen die Gothen!“ brüllten tausend Stimmen.

„Führe uns! Der Santon ist von den Todten auferstanden und wird zu Deiner Rechten reiten!“

„Ach,“ erwiederte Boabdil, „gegen den Christenkönig wollt ihr ziehen? Erinnert Euch, daß unsere Geißeln in seiner Gewalt sind; bedenket, daß ihm kein Vorwand willkommener sein wird, Granada der Erde gleich zu machen und Euch und Eure Kinder niederzuhauen. Wir haben einen Vertrag geschlossen, wie nie einer zwischen Feinden zu Stande gekommen. Euer Leben, eure Gesetze, eure Habe, Alles ist gerettet, Nichts ist verloren, als die Krone Boabdils. Ich allein leide darunter. Sei es so. Mein böser Stern hat dieses Unglück über Euch gebracht; bin ich fort, so lebet Ihr vielleicht wieder auf und werdet noch einmal ein Volk. Füget Euch heute dem Schicksale und Ihr könnt morgen seinen stolzesten Lohn erringen. Unterwerfung ist keine Unterjochung. Zieht Ihr aber gegen die Christen und gewinnt eine Schlacht, so ist es nur, um Euch in einen noch schrecklicheren Krieg zu verwickeln; verliert Ihr sie, so geht Ihr keiner ehrenvollen Capitulation, sondern gewisser Vertilgung entgegen. Laßt Euch überzeugen und hört noch einmal auf Euern König.“

Die Menge war gerührt, besänftigt, halb überzeugt. Schweigend wandte sie sich gegen ihren Santon; aber Almamen bebte vor der Berufung an ihn nicht zurück. Da er sich wenig um die Mauren kümmerte, trieb ihn nur sein Haß gegen die Christen zu einer Maßregel, welche die Erde mit ihrem verhaßten Blut röthen sollte. Er trat vor, dem Könige gegenüber.

„König von Granada!“ rief er laut, „siehe Deinen

Freund, Deinen Propheten! Komme, ich sichere Dir den Sieg zu!"

„Halt!" unterbrach Boabdil, „Du hast mich lange genug getäuscht und betrogen. Mauren! kennt Ihr diesen vorgeblichen Santon? Er ist nicht von dem Glauben Mohameds: er ist ein Hund Israels, der Euch dem Meistbietenden verkaufen wollte. Nieder mit ihm!"

„Ha!" rief Almamen, „und wer ist mein Ankläger?"

„Dein Diener, siehe ihn hier."

Bei diesen Worten erhoben die königlichen Wachen ihre Fackeln und deren Schimmer fiel roth auf die todtenähnlichen Züge Ximens.

„Licht der Welt! es gibt noch andere Juden, die ihn kennen," sagte der Verräther.

„Willst Du Dich von einem Juden führen lassen, Volk des Propheten?" rief der König.

Verwirrt und betäubt stand die Menge da; Almamen fühlte, daß seine Stunde gekommen war. Er blieb stille, die Arme gekreuzt, die Stirne hoch erhoben.

„Sind noch Andere von dem Stamme Moses unter der Menge?" fragte Boabdil, seinen Vortheil verfolgend; „wenn dem so ist, so lasset sie hervortreten und bezeugen, was sie wissen."

Hervortrat, nicht aus der Volksmenge, sondern aus Boabdils Gefolge, ein wohlbekannter Israelite.

„Wir erkennen diesen Mann des Blutes und Betruges nicht als einen der Unsrigen an," sagte Elias und bückte sich zur Erde, „aber er war unseres Glaubens!"

„Sprich, falscher Santon, bist Du stumm?“ rief der König.

„Fluch treffe Dich, blöder Thor!“ entgegnete Almamen grimmig. „Was liegt daran, wer das Werkzeug gewesen wäre, das Dir Deinen Thron zurückgegeben hätte? Ja, ich, der Deinen Divan beherrscht, der Deine Heere geführt, in bin von dem Geschlechte Josua's und Samuels und der Herr der Heerschaaren ist der Gott Almamens.“

Ein Schauder lief durch die große Menge; aber die Blicke, die Haltung, die Stimme des Mannes erfüllte Alle mit Scheu und keine Waffe erhob sich gegen ihn. Noch jetzt hätte er unbeschädigt durch das Gedränge schreiten, seine brennenden Leidenschaften und seine folternden Qualen unter einen andern Himmel tragen können; aber das Leben war ihm eine Last geworden; er wollte nur noch die Opfer seines Betruges verfluchen und dann sterben. Er hielt inne, sah sich um und brach dann in ein Gelächter so bitteren und verachtenden Hohnes aus, wie es die Verführten drunten aus dem Munde des Erzfeindes hören mögen.

„Ja,“ rief er aus, „der bin ich! ich bin Euer Abgott und Euer Götze gewesen; ich mag Euer Opfer werden, aber im Tode noch bin ich Euer Sieger. Christ und Moslem, Beide sind meine Feinde und Beiden hätte ich den Fuß auf den Nacken setzen mögen. Aber der Christ, klüger als Ihr, gab mir glatte Worte; und ich hatte Euch seiner Macht verkauft; verrätherischer als Ihr, betrog er mich, und nun wollte ich ihn zertreten, um fortwährend die Puppen, die Ihr Eure

Oberhäupter nennt, betrügen und beherrschen zu können. Diejenigen aber, um deretwillen ich rang und arbeitete und sündigte, um deretwillen ich Friede und Ruhe hingab, ja das Blut meiner Tochter opferte, Diese haben mich verrathen, und der alte Fluch bleibt ewig auf ihnen, Amen! Die Hülle ist zerrissen: Almamen, der Santon, ist der Sohn Isaschars des Juden!"

Noch hätte er weiter gesprochen, aber der Zauber war dahin. Mit einem grimmigen Gebrüll brausten die lebendigen Wogen der Menge über den wilden Schwärmer herein! Sechs Säbel durchdrangen ihn und er fiel nicht; bei dem siebenten war er eine Leiche. In den Staub getreten, dann wieder in die Höhe geschleudert, Glied von Glied gerissen, blieb, ehe man nur einmal Athem holen konnte, an dem zerquetschten, blutigen Körper kaum mehr eine Spur menschlicher Gestalt.

Das einzige Opfer reichte hin, die Wuth der Menge zu besänftigen. Wie wilde Thiere, deren Hunger gestillt worden, sammelten sie sich um ihren Monarchen, der vergebens versucht hatte, ihrer vorschnellen Rache Einhalt zu thun, und der jetzt blaß und athemlos vor den Leidenschaften zurückbebte, die er aufgeregt. Er stammelte einige vorstellende, ermahnende Worte, wandte sein Pferd und ritt nach seinem Palaste.

Die Menge zerstreute sich, aber noch nicht in ihre Häuser. Das Verbrechen Almamens wirkte gegen sein ganzes Volk. Einige stürzten nach dem Judenquartier, das sie in Brand steckten, andere nach dem einsam stehenden Hause Almamens.

Nachdem Ximen den König verlassen, eilte er dem

Pöbel voran. Einen solchen Ausbruch der Wuth des Volkes nicht ahnend, war er nach dem Hause gestürzt, das er endlich für sein Eigenthum hielt. Eben hatte er die Schatzkammer seines todten Gebieters erreicht, eben seine Augen an den massiven Barren und funkelnden Edelsteinen geweidet, in der Freude seines Herzens eben laut ausgerufen: „Und Dies ist mein!" als er das Gebrüll des Pöbels vor den Mauern vernahm, als er den Schein ihrer Fackeln an den Fenstern sah. Umsonst schrie er laut: „Ich bin es, der den Juden angegeben hat!" die wilden Winde machten seine Worte über dem tauben Haufen verfliegen. Durch Rauch und Flamme aus dem Gemache vertrieben, wagte er gleichwohl nicht, den Wüthenden entgegenzutreten, sondern der Knauser belud sich mit dem Kostbarsten aus der Schatzkammer, stieg die Treppe hinab, wandte sich nach dem geheimen Gewölbe, als plötzlich das Estrich, von den Flammen durchdrungen, unter ihm zusammenbrach, die Flamme in wilden, raschen Wirbeln emporschlug und sein Todesschrei durch dieses feuerfarbige Sterbegewand hallte.

Dieß waren die hauptsächlichsten Ereignisse der letzten Nacht der Maurenherrschaft in Granada!

Siebentes Kapitel.

Schluß.

Der Tag dämmerte über Granada; das Volk hatte sich in die Häuser zurückgezogen und tiefe Stille lag auf den Straßen, außer wo man in Folge des während des Tumultes eingelegten Feuers das Krachen der Dächer, oder das Knistern des leichten luftigen Gebälkes der Sommerhäuser hörte. Die Bauart Granada's, welche jedes Haus durch geräumige Gärten von dem anderen trennte, verhinderte glücklicher Weise ein weiteres Verbreiten der Flamme. Allein die Einwohner kümmerten sich so wenig um ein möglicher Weise noch zu entstehendes Unglück, daß kein einziger Wächter zurückblieb, um zu beobachten, welches Ende der Brand nehmen würde. Hie und da sah man einige klägliche Gestalten in jüdischer Tracht über den Ruinen ihrer Häuser kauern, jenen Seelen gleich, die nach Plato in den Gebeinhäusern ihre eigenen vermodernden Leiber bewachen. Der Tag brach an und die Strahlen der Wintersonne, die Wolken der jüngsten Nacht hinweglächelnd, spielten heiter über den murmelnden Wellen des Xenil und Darro.

Allein auf einem Balkone, von wo man die herrliche Landschaft übersehen konnte, stand der Letzte der maurischen Könige. Er hatte alle Lehren der von ihm verehrten Philosophie zu seiner Hülfe aufgesucht.

„Was sind wir," dachte der sinnende Fürst, „daß wir die Welt mit uns erfüllen möchten, wir Könige?

Die Erde hallt von dem Getöse meines fallenden Thrones wieder: in den Ohren noch nicht geborener Geschlechter wird das Echo forttönen. Allein, was habe ich verloren? Nichts, was für mein Glück, meine Ruhe nothwendig war; nichts als die Quelle alles meines Unglückes, den bitteren Tropfen in dem Kelche meines Lebens! Werde ich Himmel und Erde, Gedanken oder Handlung, oder des Menschen mehr materielle Genüsse: Nahrung und Schlaf, das gemeinsame, gewöhnlichste Verlangen Aller, weniger genießen? Im schlimmsten Falle sinke ich bloß auf eine Stufe mit Denjenigen herab, welche die Menge bewundert und beneidet. Ermanne Dich denn, o Herz in meinem Inneren! viele und tiefe Gefühle des Kummers und der Freude bleiben Dir noch, um die Einförmigkeit des Daseins zu unterbrechen."

Er schwieg und sein Blick fiel auf die einsamen Minarets des fernen, verlassenen Palastes von Muza Ben Abil Gazan.

„Du hattest Recht," sprach der König weiter, „Du hattest Recht, tapferer Geist, Boabdil nicht zu bemitleiden: aber nicht, weil es ihm freistand, sich das Leben zu nehmen; des Menschen Seele ist größer als sein Schicksal und Hoheit ist in einem Leben, das über den auf seinen Pfad niederfallenden Trümmern hervorragt." Er wendete sich um und seine Wange wurde plötzlich blaß, denn unten in den Höfen vernahm er das Stampfen von Hufen und geschäftige Vorbereitungen; es war die Stunde des Abzuges. Seine Philosophie schwand dahin; er seufzte laut und trat in das Zimmer, als

eben der Vezier und der Befehlshaber der Leibwache seine Einsamkeit unterbrachen.

Der alte Vezier wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

„So ist es denn Zeit zum Aufbruche," sprach Boabdil ruhig; „sei es so; übergib Palast und Burg und folge Deinem Freunde, nicht mehr Deinem Monarchen, in seine neue Heimath."

Er wartete keine Antwort ab; er eilte hinaus, stürmte die Treppe hinab, schwang sich auf seinen Berber und sprengte mit einem kleinen düsteren Gefolge durch das Thor, das sich noch heute unter einem schwarz gewordenen verwitterten Thurme, umrankt von Reben und Epheu, dem Blicke darbietet; von da nahm er durch Gärten, die jetzt dem Kloster des zum Sieger gewordenen Glaubens angehören, seinen traurigen einsamen Weg. Als er die Mitte des diese Gärten überragenden Hügels erreicht hatte, schimmerte ihm der Stahl spanischer Rüstungen entgegen, als das zur Besetzung des Palastes abgesandte Corps in geordneter Reihe und tiefem Schweigen über den Gipfel herkam.

An der Spitze dieser Vorhut ritt auf einem schneeweißen Zelter der Bischof von Avila, gefolgt von einem langen Zuge barfüßiger Mönche. Sie hielten, als Boabdil näher kam, an, und der stolze Bischof grüßte ihn mit der Miene eines Mannes, der sich an einen Ungläubigen und Niedrigeren wendet. Mit dem schnellen Gefühle von Würde, das alle Großen, die Gefallenen in noch stärkerem Grade, besitzen, empfand Boabdil den Stolz des Priesters, ohne sich dagegen zu rächen. „Gehe,

Christ," sprach er milde, „die Thore der Alhambra sind offen; Allah hat den Palast und die Stadt Eurem Könige übergeben: mögen seine Tugenden die Fehler Boabdils wieder gut machen!" Nach diesen Worten ritt er, ohne auf Antwort zu warten, ohne rechts oder links zu blicken, weiter. Die Spanier setzten gleichfalls ihren Weg fort. Die Sonne war prachtvoll über die Berge heraufgestiegen, als Boabdil und sein Gefolge von dem Gipfel aus das ganze Heer der Spanier erblickte; in demselben Augenblicke drang lauter als das Stampfen der Pferde oder das Klirren der Waffen deutlich der feierliche Gesang des Te Deums herauf, welcher dem Glanze der entfalteten, hocherhobenen Fahnen voranwehte. Boabdil, seinerseits immer noch schweigend, hörte die Seufzer und Ausrufungen seiner Begleiter; er wendete sich, sie zu trösten oder zu schelten, da sah er, wie von seinem eigenen Wartthurme herab, die Sonne rein und voll widerstrahlend, Spaniens Silberkreuz funkelte. Seine Alhambra war bereits in den Händen der Feinde und neben jenem Wahrzeichen des heiligen Krieges wehte die lustige, prunkende Fahne St. Jago's, des geheiligten Kriegsgottes der Spanier.

Bei diesem Anblicke erstarb die Stimme des Königs; er ließ seinem Berber den Zügel schießen, ungeduldig, die qualvolle Ceremonie, die seiner wartete, zu beendigen, und hielt erst auf Bogenschußweite vor den vordersten Gliedern an. Nie hatte ein Christenheer einen glänzenderen, stolzeren Anblick dargeboten. So weit das Auge reichte, dehnten sich die schimmernden, prächtigen Reihen dieser trefflichen Schaaren mit blitzenden

Speeren und in der Sonne strahlenden Fahnen aus, während zu ihrer Seite der silberhelle, lachende Xenil murmelnd und flimmernd hintanzte, gleichgültig, welcher Herr für seine kurze Lebenszeit die Ufer besitze, die sein fortdauernder Lauf bespülte und blühen machte. Bei einer kleinen Moschee stand die Blüthe des Heeres. Umgeben von den Hochwürdenträgern der mächtigen Gerechtigkeit, von den Pairs und Prinzen eines Hofes, der den Rolands eines Karls des Großen den Vorrang streitig machte, erblickte man die königliche Gestalt Ferdinands, Isabella und die edelsten Damen Spaniens zu seiner Rechten, die mit ihren heiteren Farben und funkelnden Steinen den ernsteren Glanz der befiederten Helme und glatten Harnische prachtvoll hervorhoben.

Unweit der königlichen Gruppe hielt Boabdil, suchte durch Annahme einer ruhigen Miene seine Seele so viel als möglich zu verbergen, und seinem spärlichen Gefolge etwas voraus, aber in Haltung und Hoheit kein König mehr, kam der Sohn Abdallah's bei seinem stolzen Ueberwinder an.

Bei dem Anblicke seines fürstlichen Antlitzes und goldenen Haares, seiner freundlichen, gewinnenden Schönheit, die durch seine Jugend noch rührender wurde, lief ein Schauder mitleidsvoller Bewunderung durch die Versammlung der Tapfern und Schönen. Ferdinand und Isabella ritten langsam Boabdil entgegen, der noch vor Kurzem ihr Nebenbuhler, jetzt ihr Unterthan war; und als Boabdil absteigen wollte, legte ihm der König von Spanien die Hand auf die Schulter. „Bruder und Fürst,“ sprach er, „vergiß Deinen Schmerz;

möge unsere Freundschaft fortan Dich über einen Verlust trösten, gegen welchen Du als Held und König gekämpft, den Menschen widerstehend, aber endlich Gott Dich unterwerfend!"

Boabdil suchte den bitteren, aber nicht beabsichtigten Spott dieser Artigkeit nicht zu erwiedern. Er beugte das Haupt und blieb einen Augenblick still, sodann näherten sich auf seinen Wink vier seiner Offiziere, knieten vor Ferdinand nieder und überreichten ihm auf einer silbernen Platte die Schlüssel der Stadt.

„O König!" nahm dann Boabdil das Wort, „empfange die Schlüssel der letzten Veste, welche den Waffen Spaniens widerstanden! Das Reich der Moslems ist nicht mehr. Dein sind Stadt und Volk Granada's. Deiner Tapferkeit erliegend, vertrauen sie auf Deine Gnade."

„Und dieß mit Recht," sagte der König; „unser Versprechen soll nicht gebrochen werden. Doch da wir die Galanterie der maurischen Ritter kennen, sollen die Schlüssel nicht uns, sondern sanfteren Händen übergeben werden."

Damit überreichte Ferdinand die Schlüssel Isabellen, welche einige mildernde Schmeicheleien an Boabdil richten wollte; aber die Rührung und Aufregung war für ihr mitleidvolles Herz, so sehr sie auch Heldin und Königin war, zu gewaltig, und als sie die Augen gegen die ruhigen, blassen Züge des gefallenen Herrschers aufschlug, stürzten ihr die Thränen unaufhaltbar und ihre Stimme erstarb in einem Lispeln. Eine schwache Röthe überflog Boabdils Züge, und es entstand eine augen=

blickliche Pause der Verlegenheit, welche der Maure zuerst brach.

„Schöne Königin," sagte er mit trauriger, ernster Würde, „Du kannst in dem Herzen lesen, was Dein edles Mitleid rührt und überwältigt: dieß ist Dein letzter, nicht Dein geringster Sieg. Aber ich halte Euch auf; möge mein Anblick Euren Triumph nicht trüben. Erlaubet mir, Euch Lebewohl zu sagen."

„Könnten wir nicht auf die segensreiche Möglichkeit einer Bekehrung hindeuten?" flüsterte die fromme Königin durch ihre Thränen hindurch ihrem fürstlichen Gemahl zu.

„Nicht jetzt, nicht jetzt, bei St. Jago!" erwiederte Ferdinand schnell in demselben Tone, sich selbst nach einer Beendigung der qualvollen Unterredung sehnend. Laut setzte er dann hinzu: „Geht, mein Bruder, und Glück mit Euch! Vergeßt das Vergangene."

Boabdil lächelte bitter, grüßte das königliche Paar mit tiefer, schweigender Ehrfurcht und ritt langsam von dem Heere weg, den Pfad hinauf, der zu seiner neuen Herrschaft jenseits der Alpuxarras führte. Nachdem die Bäume den maurischen Reitertrupp dem Könige aus dem Gesichte gebracht, befahl Ferdinand der Armee, sich wieder in Marsch zu setzen, und Trompete und Cymbel klangen alsbald in das Ohr der Moslems.

Boabdil sprengte in vollem Laufe dahin, bis das keuchende Roß bei dem kleinen Dorfe anhielt, wo seine Mutter, seine Sklavinnen und seine getreue Amine, die er vorausgesandt, seiner warteten. In ihrer Gesellschaft setzte er ohne Verzug seinen trüben Pfad fort.

Sie gelangten auf die Anhöhe, welche den Paß zu den Alpuxarras bildet. Auf diesem Gipfel strahlten das Thal, die Flüsse, die Minarets, die Thürme Granada's noch einmal in voller Glorie in das Gesicht des kleinen Zuges. Mechanisch hielten sie plötzlich an; Aller Augen waren nach der beliebten Stätte gerichtet. Die stolze Scham besiegter Krieger, das zarte Andenken an die Heimath, die Kindheit, das Vaterland, schwellten jede Brust und strömten aus jedem Auge. Plötzlich drang der ferne Donner des Geschützes von der Citadelle und rollte das sonnige Thal, den krystallenen Fluß entlang. Ein allgemeiner Wehlaut entfuhr den Verbannten; er überwältigte das Herz des unglücklichen Königs, der sich vergebens in orientalischen Stolz oder stoische Philosophie zu hüllen suchte. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Da sagte seine stolze Mutter, ihn mit hartem, verächtlichem Blicke messend, in jenem ungerechten, bekannten Vorwurfe, den die Geschichte aufbewahrt, zu ihm: „Ja, weine wie ein Weib über das, was Du nicht wie ein Mann vertheidigen konntest!"

Boabdil erhob das Antlitz mit entrüsteter Majestät, als er seine Hand zärtlich umfaßt fühlte, und, sich umwendend, Amine neben sich erblickte.

„Achte nicht auf sie! achte nicht auf sie, Boabdil!" sagte die Sklavin; „nie erschienst Du mir edler, als in diesem Schmerze. Du warst ein Held für Deinen Thron, aber fühle stets, o Licht meiner Augen, wie ein Weib für Dein Volk!"

„Gott ist groß!“ versetzte Boabdil, „und Gott tröstet mich immer noch! Deine Lippen, die mir während meiner Macht nie geschmeichelt, haben keinen Vorwurf für mich in meinem Unglücke!“

Er sprach's und lächelte auf Amine — es war ihre Stunde des Triumphes.

Langsam wand sich der Zug den einsamen Hohlweg entlang, und noch heute heißt der Ort, wo der König geweint und die Geliebte ihn getröstet, „El ultimo suspiro del Moro“ — der letzte Seufzer des Mauren.

Calderon, der Höfling

und

Arasmanes

von

Eduard Lytton Bulwer.

Uebersetzt

von

Theodor Roth.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

[illegible]

Kronmayer

[illegible]

Eduard Anton [illegible]

Uebersetzt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Erstes Kapitel.

Das Vorzimmer.

Die Tragikomödie der Hofintrigue, welche seit der Gelangung des Hauses Oestreich auf den Thron in Spanien stets ihren Hauptschauplatz gefunden hatte, wurde mit besonderer Verwickelung der Ereignisse und ausgezeichnetem Glanze der Darstellung aufgeführt unter der Regierung Philipp III. Dieser Monarch, schwach, indolent und abergläubisch, überließ die Zügel der Regierung den Händen des Herzogs von Lerma. Der Herzog von Lerma, seinerseits mild, bequem, prachtsüchtig und schmählicher Corruption ergeben, trat die ihm solcher Maßen anvertraute Machtfülle an Roderigo Calderon ab, einen geschickten und entschlossenen Emporkömmling, welchen Natur und Glück gleich sehr zu begünstigen und mit ihren Geschenken zu überhäufen schienen. Aber nicht so sehr seinen allerdings großen Talenten, als der Politik religiöser Verfolgungen, die er unterstützt und durchgeführt hatte, verdankte Roderigo Calderon sein Emporkommen. Der König und die Inquisition hatten einige Jahre vor dem Zeitpunkte, mit welchem unsere Geschichte beginnt, die gänzliche Vertreibung der Morisken — des

reichsten, thätigsten und gewerbsamsten Theiles der Bevölkerung, beschlossen.

„Lieber wollte ich," sagte der bigotte König — und seine Worte wurden von dem Enthusiasmus der Kirche geheiligt — „mein Königreich entvölkern, als einem einzigen Ungläubigen den Aufenthalt darin gestatten."

Der Herzog von Lerma ging in den Plan ein, der Spanien vieler seiner schätzbarsten Unterthanen beraubte, und zwar mit dem Eifer eines frommen Katholiken, der auf den Kardinalshut spannt, den er in der Folge auch erhielt. Aber in diesen Plan brachte Calderon eine Energie, eine Entschiedenheit, eine Gewaltsamkeit und eine Spürkraft des Hasses, welche mehr nach persönlicher Rachsucht als nach frommem Verfolgungsgeist schmeckte. Seine Beharrlichkeit in diesem guten Werke befestigte ihn sehr in der Gunst des Königs, und unterstützt wurde er hierbei nicht nur durch die Freundschaft Lerma's, sondern auch durch diejenige des Fray Louis de Aliaga, eines berühmten Jesuiten und Beichtvater des Königs. Das durch diesen barbarischen Kreuzzug veranlaßte Unheil und Unglück, welcher die königlichen Einkünfte sehr schmälerte und die Güter der vornehmsten Barone bedeutend beschädigte, aus deren Besitzungen die fleißigen und einsichtigen Morisken vertrieben wurden, zog endlich Calderon einen tiefen, allgemeinen Haß zu. Aber seine außerordentliche Gewandtheit und rüstige Thatkraft, seine vollendete Meisterschaft in der Wissenschaft der Intrigue, erhielten ihm nicht nur seine Macht, son=

dern steigerten sie fortwährend. Obwohl der König noch in der Blüthe seiner mittleren Jahre stand, war doch seine Gesundheit schwach und sein Leben sehr unzuverläßig. Calderon hatte, während er sich die Gunst des regierenden Monarchen bewahrte, sich zum Freund und Gesellschafter des muthmaßlichen Erben zu machen gewußt. Hierin gab er sich den Anschein, als folge er der Politik des Königs selbst; denn Philipp III. hatte gewaltig Angst vor dem möglichen Ehrgeize seines Sohnes. Dieser legte frühe Talente an den Tag, welche ihn hätten furchtbar machen können, hätten ihn nicht seine Leidenschaften zu den lasterhaftesten Vergnügungen und unmäßigsten Ausschweifungen verleitet. Die Schlauheit des Königs gefiel sich in dem Plan, in die Nähe der Person des Infanten einen ihm selbst ergebenen Mann zu bringen; und troß seiner Frömmigkeit empörte sich doch sein Gewissen keineswegs über das wüste Leben seines Sohnes, welches, wie man sagte, sein Günstling theilte und vielleicht beförderte; denn je weniger beliebt bei dem Volke der Prinz, desto mächtiger war der König.

Mittlerweile aber wurde eine mächtige Kabale angesponnen gegen den Herzog von Lerma sowohl als gegen Don Rodrigo Calderon, und zwar von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet hätte. Der Herzog-Kardinal, natürlich ängstlich besorgt, sein Ansehen auch für die Zukunft zu befestigen, hatte seinen Sohn, den Herzog von Uzeda, auf einen Posten gesetzt, der ihm stets Zutritt zu dem Könige gab. Die Aussicht auf Macht erzeugte in Uzeda die Lust, sich auf

einmal alle ihre Vortheile anzueignen, und es wurde die Aufgabe seines Lebens, seinen Vater zu verdrängen. Dieß wäre ohne den Geist und die Wachsamkeit Calderons leicht gewesen, den er als Nebenbuhler haßte, als Emporkömmling verachtete und als Feind fürchtete. Philipp entdeckte bald den Kampf zwischen den beiden Faktionen, aber in dem ächten Geiste spanischer Königstücke richtete er sein Augenmerk darauf, sich immer der einen gegen die andere zu bedienen. Calderon durfte, so mächtig er war, doch nicht offen nach dem Sturze Uzeda's trachten, während Uzeda, ungestümer und vielleicht offener, tausend Plane zu dem Sturze des ersten Günstlinges schmiedete.

Die häufigen Sendungen, hauptsächlich nach Portugal, zu welchen Calderon in neuerer Zeit verwendet worden war, hatten es Uzeda möglich gemacht, mehr und mehr das königliche Vertrauen zu gewinnen; während eben die Mittel, welche Don Roderigo zu Befestigung seines Einflusses gewählt hatte, indem er sich dem Prinzen angenehm und nothwendig machte, nothwendig seine Aufmerksamkeit auf die Intriguen seines Nebenbuhlers ablenkten. Vielleicht ließ auch gerade die Größe von Calderons Talenten ihn die Machinationen des Herzogs allzu hochmüthig verachten, der, obgleich nicht ohne einige Fähigkeiten für einen Höfling, doch für die Geschäfte eines Ministers, wornach sein ehrgeiziges Trachten ging, gänzlich untüchtig war.

Dieß war der Stand der Partheien an dem Hofe Philipps III. zu der Zeit, wo unsere Erzählung mit dem Vorzimmer von Don Roderigo Calderon beginnt.

„Es ist nicht auszuhalten," sagte Don Felix de Castro, ein alter Edelmann, dessen scharfe Züge und kleiner Wuchs die Reinheit seines Blutes und das Alter seiner Abkunft bezeugten.

„Gerade drei Viertelstunden und fünf Minuten habe ich bei einem Burschen auf Audienz gewartet, der es einst für eine Ehre gehalten, wenn ich ihm befohlen hätte, nach meinem Wagen zu rufen," sagte Don Diego Sarmiento de Mendoza.

„Nun, wenn Euch dieß so entrüstet, meine Herren, warum kommt Ihr denn überhaupt hierher? Ich möchte beinahe behaupten, Don Roderigo kann Euerer Aufwartungen entbehren."

Diese Worte sprach in barschem Tone ein junger Edelmann von gutem Aussehen, dessen heftiges und reizbares Temperament sich durch eine Ungeduld in Bewegungen und Geberden verrieth, wie sie unter seinen Landsleuten nicht gewöhnlich ist. Manchmal ging er mit ungleichen Schritten in den Zimmern auf und ab, ohne auf die stattlichen Gruppen, in welche er stieß, oder die vorwurfsvollen Blicke, welche er auf sich zog, zu achten; manchmal blieb er plötzlich stehen, richtete die Augen in die Höhe, murmelte Etwas, zupfte an seinem Mantel oder spielte mit seinem Degenknopf, oder wandte er sich auch rasch gegen seine gravitätischen Nachbarn, wenn eine Bemerkung über sein seltsames Benehmen sein Ohr traf, und trieb durch seinen finstern Blick des Trotzes und der Verachtung das Blut in manche hochmüthige Wange. Es war leicht zu bemerken, daß dieser Mann zu der Klasse heftiger, eitler, junger

Leute gehörte, welche gerne Beleidigungen ahnden und Händel suchen. Dennoch hatte der Cavalier edle und große Eigenschaften. Den Höfen fremd, war er in dem Lager berühmt wegen seines ritterlichen Edelmuthes und seiner ausnehmenden Tapferkeit, welche mit der der alten Helden spanischer Romanzen und Gesänge wetteiferte. Sein Morgen war von der Art, daß er einen heißen Mittag und einen glorreichen Abend versprach. Der Name dieses tapfern Kriegers war Martin Fonseca. Er war von einem alten, aber verarmten Hause und weitläufig mit dem Herzoge von Lerma verwandt. In seiner frühesten Jugend hatte er Grund gehabt, sich als den Erben eines reichen Oheims von mütterlicher Seite zu betrachten, und unter diesen Aussichten war er, noch als Knabe, von dem Herzog Kardinal an den Hof geladen worden. Hier hatte indessen die rohe und derbe Geradheit seines Benehmens so sehr gegen die heuchlerischen Formen des Hofes angestoßen und mehr als einmal den Minister so ernstlich beleidigt, daß sein mächtiger Verwandter alle Hoffnung aufgab, Fonseca's Glück in Madrid zu fördern und auf einen scheinbaren Vorwand sann, ihn von dem Hofe zu verbannen. Zu dieser Zeit heirathete der reiche, kinderlose Oheim zum zweiten Male und wurde mit einem Erben gesegnet. Jetzt war es nicht mehr nöthig, viele Umstände mit Don Martin zu machen, und so erhielt Dieser plötzlich den Befehl, sich zu dem an der Grenze stehenden Heere zu begeben. Hier zeichnete er sich bald durch seinen Muth aus, aber sein ehrliches Naturwesen stand auch hier seiner Beförderung im Wege.

Einige Jahre verstrichen, und er war unendlich langsamer vorgerückt, als Leute, die ihm an Geburt wie an Verdiensten nachstanden. Vor wenigen Monaten war er wieder nach Madrid gekommen, um seine Ansprüche bei der Regierung geltend zu machen; aber anstatt seine Zwecke zu fördern, hatte er es zu einem ernstlichen Bruche mit dem Kardinal gebracht und plötzlich den Befehl erhalten, sich wieder in das Lager zu begeben. Noch einmal kam er jetzt nach Madrid, dießmal jedoch nicht, um seine Verdienste in Erinnerung zu bringen und Ehrenstellen zu begehren.

In jedem anderen Lande als in Spanien unter der Regierung Philipp III. wäre Martin Fonseca bald zu hohen Würden emporgestiegen. Aber, wie bereits gesagt, seine Talente waren nicht wie die des Schmeichlers oder Heuchlers, und es war eine Staunen erregende Sache für die berechnenden Leute um ihn her, als sie Don Martin Fonseca in dem Vorzimmer von Roderigo Calderon, Grafen Oliva, Marquis von Siete Iglesias, Sekretär des Königs, Parasiten und Günstling des Infanten von Spanien sahen.

„Warum kommt Ihr überhaupt hierher?“ wiederholte der junge Soldat.

„Sennor,“ antwortete Don Felix de Castro mit vieler Gravität, „wir haben Geschäfte mit Don Roderigo. Männer von unserem Stande müssen sich den Staatsangelegenheiten widmen, gleichviel mit wem man zu verhandeln hat.“

„Das heißt, Ihr müßt auf den Knieen kriechen und um Pensionen und Gouverneursstellen betteln und die

Angelegenheiten des Staates besorgen, indem Ihr Euere Hände in seine Geldkisten steckt."

„Sennor!" grollte Don Felix ärgerlich, indem seine Hand mit der Degenkuppel spielte.

„Bst," sagte der junge Mann verächtlich und drehte sich auf der Ferse um.

Die Flügelthüren wurden aufgerissen und jedes Gespräch verstummte, als Don Roderigo Calderon eintrat.

Dieser merkwürdige Mann hatte sich von dem Posten eines Geheimschreibers des Herzogs von Lerma zu dem nominellen Range eines Sekretärs des Königs — und zu der wirklichen Gewalt eines Beherrschers von Spanien aufgeschwungen. Die Geburt dieses Günstlinges des Glückes war außerordentlich dunkel. Lange hatte er sich bemüht, dieselbe zu verbergen; als er aber merkte, daß die Neugierde ernstliche Nachforschungen über seine Herkunft anstellte, schien er plötzlich aus der Noth eine Tugend zu machen: aus freien Stücken erklärte er laut, daß sein Vater ein gemeiner Soldat in Valladolid sei; ja er lud seinen niedrigen Erzeuger nach Madrid ein und beherbergte ihn in seinem eigenen Palaste. Diese kluge Freimüthigkeit entwaffnete die Bosheit, welche ihm seine niedrige Geburt vorzuwerfen beabsichtigte. Als aber der alte Krieger starb, gingen Gerüchte um, er habe auf seinem Todtenbette gebeichtet, daß er keineswegs mit Calderon verwandt sei: er habe sich zu einem Betruge bequemt, der seinen alten Tagen ein so stattliches und üppiges Asyl gewährte, und er wisse nicht, in welcher Absicht Calderon ihm

die Ehre unächter Vaterschaft aufgedrungen habe. Diese Erzählung, welche von den Meisten verlacht, doch aber von Manchen geglaubt wurde, veranlaßte noch schwärzere Gerüchte über einen Mann, auf welchen die Augen ganz Spaniens gerichtet waren. Man nahm an, er habe noch einen anderen Grund, seine wahre Herkunft und Namen zu verhehlen, außerdem daß er sich deren Niedrigkeit schämte. Was konnte dieß für ein anderer Grund sein, als die Entdeckung irgend einer schwarzen, verbrecherischen That aus seiner früheren Jugend, wegen deren er die Verfolgung des Gesetzes fürchtete? Diejenigen, welche sich den Anschein gaben, als beobachteten sie sein Aeußeres, versicherten, daß oft mitten unter seinen heitersten Lustbarkeiten und seinen stolzesten Triumphen seine Stirne sich umwölkte — der Ausdruck seines Gesichtes ein anderer werde, und daß er nur mit augenscheinlicher, peinlicher Anstrengung die Selbstbeherrschung seines Geistes wieder zu gewinnen im Stande sei. Seine Laufbahn, welche eine gänzliche Verachtung der gewöhnlichen Regeln und Bedenklichkeiten verrieth, welche sonst selbst den Abenteurer zu anscheinender Ehrbarkeit und Tugend vermögen, schien diese Gerüchte gewissermaßen zu rechtfertigen. Bisweilen brachen Blitze plötzlicher und glänzender Großmüthigkeit hervor, welche die Neugierigen staunen machten, die Kenner des menschlichen Herzens verwirrten und ganz im Gegensatze standen zu der gesammten Art und Weise, wie dieser ehrgeizige, gewissenlose Mann zur Macht gelangte. Sein Genie war von Jedermann anerkannt,

aber es war ein Genie, das die Interessen seines Vaterlandes keineswegs förderte. Dasselbe diente nur dazu, ihn selbst zu stützen, zu vertheidigen, vorwärts zu bringen — Schwierigkeiten zu trotzen — Feinde zu schlagen — jeden Zufall, jedes Ereigniß zu neuen Schrittsteinen seines Emporsteigens zu benützen. Wo er nun auch herstammen mochte, so viel war klar, daß er alle Vortheile der Erziehung genossen, und Gelehrte rühmten sein Wissen und waren stolz auf seine Gönnerschaft. Während in neuerer Zeit einerseits die wilden, frechen Ausschweifungen des verdorbenen Prinzen unter dem Volke der Anleitung Calderons Schuld gegeben wurden und den allgemeinen Haß gegen ihn steigerten, so schien auf der anderen Seite sein Einfluß auf den dereinstigen Monarchen seiner Autorität eine neue Frist zu verheißen und erfüllte die Versammlungen seiner Feinde mit Furcht. In der That schien die Macht des Emporkömmlinges von Marquis so fest gewurzelt, die vor ihm liegende Laufbahn so glänzend, daß es selbst nicht an Leuten fehlte, welche in leisen Andeutungen Roderigo Calderon zu seinen anderen Verbrechen auch die Benützung der schwarzen Kunst aufbürdeten. Aber die schwarze Kunst, in welcher es dieser feine Höfling weit gebracht hatte, war eine solche, die mit der Nekromantie Nichts zu schaffen hat. Es war die Kunst, den höchsten Verstand für die selbstsüchtigsten Zwecke zu benützen — eine Kunst, mit welcher man es in der großen Welt eine Zeit lang erträglich weit bringt!

Er war einige Wochen in einer geheimen Sendung

von Madrid abwesend gewesen, und zu diesem seinem ersten Lever nach seiner Rückkehr drängte sich der ganze Adel und die Ritterschaft Spaniens.

Die Menge wich zurück, als mit stolzer Haltung, in der Reife der Mannesjahre, der Marquis von Siete Inglesias vortrat. Er verschmähte jede Auszeichnung der Kleidung, wodurch der Eindruck seines ganz besonders überraschenden Aeußeren hätte gehoben werden können. Sein Mantel und Unterkleid, von schwarzem Tuche und dem einfachsten Schnitte, waren nicht mit Juwelen verziert, welche damals die gewöhnlichen Abzeichen hohen Ranges waren. Sein Haar, glänzend und schwarz wie das Gefieder der Raben, ringelte sich nach hinten von der hohen Herrscherstirne, die, eine tiefe Furche zwischen den Augen abgerechnet, nicht nur so weiß, sondern auch so glatt war wie Marmor. Seine Gesichtsbildung war adlerartig und regelmäßig, und die tiefe Olivenfarbe seiner Haut erschien weiß und klar im Kontrast mit seinem vollen Schnurr- und Spitzbart. Die Leichtigkeit seiner großen und schlanken, aber kräftigen Gestalt ließ ihn jünger erscheinen, als er wirklich war, und ohne den anmaßenden, verächtlichen Hochmuth der Miene, welcher edler Geburt so selten eigen ist, hätte Calderon sich unter die stolzesten Monarchen Europa's mischen können, und jeder Beobachter hätte ihn für den stattlichsten unter der Gruppe erklärt. Es war eine jener seltenen Gestalten, welche dazu gemacht sind, das eine Geschlecht zu beherrschen und das andere zu bezaubern. Bei tieferer Prüfung aber hätte wohl die Unruhe des glänzenden Auges — das Zucken der

Oberlippe — eine gewisse Hast in Benehmen und Sprache gezeigt, daß die Größe neben dem Stolze auch Verdacht ihm eingepflanzt hatte. Die Zuschauer sahen den Jäger auf der Höhe — der Jäger sah den Abgrund unten und athmete schwer in der Luft dieser Höhe.

Die Höflinge näherten sich Einer nach dem Andern dem Marquis, der sie mit sehr ungleicher Artigkeit empfing. Gegen den gemeinen Haufen war er scharf, trocken und bitter; gegen die Großen war er geschmeidig, doch mit einer gewissen Anmuth und Männlichkeit des Benehmens, welche selbst der Servilität einen höheren Charakter verlieh, und immer lauerte, während er sich vor einem Medina, einem Guzmann verbeugte, ein fast unmerklicher Spott in seinen Mundwinkeln, der anzudeuten schien, daß, während seine Politik kroch, sein Herz verachtete. Gegen Zwei oder Drei, die er entweder persönlich gerne hatte oder aufrichtig achtete, war er in seiner Anrede vertraulich, aber kurz; gegen Solche, welche er zu verabscheuen oder zu fürchten Grund hatte — gegen seine Feinde, gegen Diejenigen, welche ihn zu stürzen suchten — nahm er eine noch größere Offenheit an, verbunden mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit in Stimme und Benehmen.

Abgesondert von dem Haufen, mit gekreuzten Armen und einem Ausdrucke in dem Gesichte, worin große Bewunderung sich mit einiger Neugier und Verachtung mischte, betrachtete Don Martin Fonseca den Günstling.

„Ich habe diesem Manne eine Gunst erzeigt," dachte er, „ich habe zu seinem ersten Steigen beigetragen, jetzt stehe ich als Bittender hier. Wahrhaftig! ich, der ich nie Aufrichtigkeit oder Dankbarkeit im Lager fand, komme, um diese verborgenen Schätze an einem Hofe zu suchen! Nein, wir sind seltsame Puppen, wir Sterbliche!"

Don Diego Sarmiento de Mendoza hatte eben den lächelnden Gruß Calderons empfangen, als der Blick des Letzteren auf die schönen Züge Fonseca's fiel. Das Blut stieg ihm in das Gesicht; hastig versprach er Don Diego Alles, was er verlangte, und eilte sofort durch die Versammelten zurück in sein Privatzimmer. Das Lever war aufgehoben.

Als Fonseca, der den Blick des Sekretärs bemerkt hatte und dieß plötzliche Verschwinden als kein gutes Vorzeichen ansah, sich langsam umwandte, um mit den Uebrigen wegzugehen, berührte ein einfach gekleideter junger Mann seine Schulter.

„Ihr seid Sennor Don Martin Fonseca?"

„Derselbe."

„Folgt mir, wenn es Euch gefällig ist, Sennor, zu meinem Herrn, Don Roderigo Calderon."

Fonseca's Antlitz klärte sich auf; er folgte der Aufforderung und im nächsten Augenblicke befand er sich in dem Kabinet des Sejanus von Spanien.

Zweites Kapitel.

Der Liebhaber und der Vertraute.

Calderon empfing den jungen Krieger an der Thüre seines Zimmers mit ausgezeichneter, beinahe herzlicher Achtung.

„Don Martin," sagte er, und in dem Zittern seiner volltönenden, weichen Stimme schien wahres Gefühl sich zu verrathen, „ich bin Euch für die größte Schuld verpflichtet, für welche ein Mann dem andern verbunden sein kann. Eure Hand war es, die meinem Fuße zum ersten Schritte zur Macht verhalf. Ich rechne mein Glück von der Stunde an, wo ich als Euer Lehrer in Eures Vaters Hause kam. Als der Herzog-Kardinal Euch nach Madrid lud, war ich Euer Begleiter, und als Ihr später in das Heer tratet und der Dienste des friedlichen Gelehrten nicht mehr bedurftet, erbatet Ihr Euch von Eurem erlauchten Verwandten nur die einzige Gunst, es möchte für Calderon gesorgt werden. Ich war schon so glücklich gewesen, dem Herzog persönlich bekannt zu werden und von diesem Tage an ging es reißend schnell mit meinem Steigen. Seit damals haben wir uns nicht mehr gesehen. Darf ich hoffen, daß es jetzt in Calderons Macht steht, sich als nicht undankbar zu beweisen?"

„Ja," sagte Fonseca lebhaft, „es steht in Eurer Macht, mich von dem größten Elende zu retten, das mich befallen kann. Es steht in Eurer Macht, wenigstens glaube ich so, mich zum glücklichsten Menschen zu machen!"

„Setzt Euch, ich bitte, Sennor. Und wie? Ich stehe zu Euren Diensten."

„Du weißt," sagte Fonseca, „daß ich, obwohl der Verwandte, doch keineswegs der Liebling des Herzogs von Lerma bin."

„Nein, nein," unterbrach ihn Calderon sanft und mit freundlichem Lächeln, „Ihr mißkennt meinen erlauchten Gönner: er liebt Euch, nicht aber Eure Unbesonnenheiten."

„Ja, Ehrlichkeit ist etwas sehr Unbesonnenes! Ich kann mich nicht in das Vorzimmerleben fügen; ich kann nicht, wie der Herzog von Lerma, meinen nächsten Verwandten verabscheuen, wenn sein Schatten die Linie meiner Interessen kreuzt. Ich bin von dem Stamme Pelayo's, nicht Oppa's, und mein Beruf, eher der eines alten Persers als eines modernen Spaniers, ist Rosse zu tummeln, das Schwert zu schwingen und die Wahrheit zu sagen."

Es lag etwas Ernstes und Ritterliches in des jungen Mannes Mienen, Benehmen und Stimme bei diesen Worten, der den größten Gegensatz bildete zu der unerforschlichen Stirne und der künstlichen Sanftmuth Calderons, und für den Augenblick wirklich diesen schlauen und tiefen Abenteurer mit dem Gefühl unwillkürlicher Demüthigung erfüllte.

„Aber," fuhr Fonseca fort, „lassen wir das; ich komme auf meine Geschichte und meine Bitte. Wißt Ihr, oder wißt Ihr nicht, daß ich schon seit einiger Zeit eine Neigung für Beatrice Coello hege?"

„Beatrice?" wiederholte Calderon zerstreut mit ver-

änderter Miene, „ein lieblicher Name; es war der Name meiner Mutter.“

„Eurer Mutter? Ich glaubte gehört zu haben, ihr Name sei Marie Sandalen gewesen.“

„Wahr — Marie Beatrice Sandalen,“ versetzte Calderon gleichgültig. „Doch weiter. Ich hörte nach Eurer letzten Anwesenheit in Madrid, wo ich wegen meiner Reise nach Portugal nicht so glücklich war, Euch zu sehen, Ihr hättet den Herzog durch Euer Verlangen beleidigt, eine Eurer Geburt unangemessene Heirath zu schließen. Wer ist denn diese Beatrice Coello?“

„Eine Waise von niedriger Herkunft und Beruf. Als Kind hatte man sie der Fürsorge einer Frau überlassen, die, glaube ich, ihre Amme gewesen; sie ließen sich in Sevilla nieder und der alten Wärterin Arbeiten in Stickereien unterhielten sie Beide, bis Beatrice vierzehn Jahre alt war. Um diese Zeit wurde die arme Frau durch einen Gichtanfall untüchtig, ihre Arbeiten fortzusetzen, und Beatrice, das gute Kind, suchte nun begierig die empfangenen Wohlthaten zu vergelten, ihrerseits ihre Pflegerin zu ernähren. Sie besaß die Gabe einer wundervoll lieblichen Stimme. Dieß erfuhr der Oberintendant des Theaters zu Sevilla, und er machte ihr die vortheilhaftesten Anträge, wenn sie sich der Bühne widmen wollte. Beatrice, das unschuldige Kind, ahnte Nichts von den Gefahren dieses Gewerbes; gerne ergriff sie das Mittel, wodurch sie dem dahinschwindenden Leben ihrer einzigen Freundin Erleichterung verschaffen konnte — sie wurde Schauspie-

lerin. Zu jener Zeit waren wir in Sevilla einquartirt, um die verdächtigen Morisken zu bewachen."

„Ha, die verhaßten Ungläubigen!" murmelte Calderon grimmig zwischen den Zähnen.

„Ich sah Beatrice und liebte sie auf den ersten Blick. Ich sage nicht," fuhr Fonseca erröthend fort, „daß meine Bewerbung im Anfange eine solche gewesen sei, die ihrer allein würdig war, aber ihre Tugend gewann bald ebenso meine Achtung wie meine Liebe. Ich verließ Sevilla, um meinen Vater aufzusuchen und seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Beatrieen zu erlangen. Ihr kennt die Vorurtheile eines Hidalgo: sie sind unüberwindlich. Inzwischen drang der Ruf der Schönheit und der Stimme der jungen Schauspielerin nach Madrid, und auf königlichen Befehl wurde sie von Sevilla dahin berufen. So eilte denn auch ich nach Madrid, unter dem Vorwande, um Beförderung zu bitten. Ihr waret, wie Ihr sagtet, in Staatsangelegenheiten damals in Portugal. Ich suchte den Herzog von Lerma auf und bat ihn dringend, mir irgend einen Posten zu geben, wo auch immer, unter welchem Himmelsstriche des weiten spanischen Reiches es sei, wo ich, entfernt von Geburts- und Standesvorurtheilen und im Besitze anderer, weniger prekärer Mittel als diejenigen, welche von dem Schwerte abhangen, Beatrice zu meiner Gattin machen könnte. Der feine Herzog war noch unerbittlicher als der strenge Hidalgo. Ich flog zu Beatrice; ich sagte ihr, ich habe ihr Nichts zu bieten als meine Hand und mein Herz. Sie weinte und schlug mich aus."

„Weil Ihr nicht reich waret?“

„Pfui über Euch, nein! sondern weil sie nicht darein willigen wollte, mein Glück zu zerstören und mich aus meiner Heimath zu verbannen. Am andern Tage erhielt ich den gemessenen Befehl, mich wieder zu dem Heere zu begeben und diesen Befehl begleitete ein Beförderungspatent. Obgleich Liebhaber, bin ich doch Spanier. Ungehorsam gegen den Befehl wäre in meinen Augen unehrenhaft gewesen. Hoffnung dämmerte mir — ich konnte steigen, ich konnte reich werden. Wir tauschten gegenseitig Gelübde der Treue. Ich kehrte in das Lager zurück. Wir wechselten Briefe. Zuletzt beunruhigten mich ihre Schreiben. Trotz aller ihrer Zurückhaltung sah ich, daß ihr ihr Beruf zuwider war und daß sie Angst vor den Verfolgungen hatte, welchen sie derselbe aussetzte; die alte Frau, ihre einzige Führerin und Gefährtin, war dem Tode nahe; sie war niedergeschlagen und unglücklich; sie verzweifelte an unserer Vereinigung und drückte eine Sehnsucht nach der Zufluchtsstätte eines Klosters aus. Endlich kam dieser Brief, worin sie mir für immer Lebewohl sagt. Ihre Verwandte war todt, und mit dem wenigen Gelde, das sie sich erspart, hatte sie sich die Aufnahme in das Kloster der heiligen Maria vom weißen Schwert erkauft. Denkt Euch meine Verzweiflung! Ich erwirkte meinen Urlaub — ich flog nach Madrid. Beatrice ist schon innerhalb der Mauern ihres traurigen Zufluchtsortes; sie hat bereits ihr Noviziat angetreten.“

„Ist dieß der Brief, von dem Ihr sprecht?“ fragte Calderon, die Hand ausstreckend.

Fonseca gab ihm den Brief.

So hart und kalt Calderons Charakter geworden, war doch Etwas in dem Tone dieses Briefes, in seinen reinen und edlen Gefühlen, seiner Unschuld, seiner Zärtlichkeit, das eine geheime Saite in seinem Herzen rührte. Mit einem Seufzer legte er ihn weg.

„Ihr seid, wie wir Alle, Don Martin," sagte er mit einem bittern Lächeln, „der Narr, der auf die Treue eines Weibes baut. Aber Ihr müßt Euch selbst Erfahrung erkaufen, und wenn Ihr wirklich meine Dienste in Anspruch nehmt, um Euch für den Augenblick Seligkeit und für die Zukunft bittere Täuschung zu ersparen, so sind diese Dienste Euer. Es wird, denke ich, nicht schwer sein, die Königin zu Euren Gunsten zu stimmen; laßt mir diesen Brief: er ist von der Art, daß er das Herz eines Weibes rühren kann. Wenn es uns mit der Königin gelingt, welche die Patronin des Klosters ist, so dürfen wir gewiß sein, einen Befehl vom Hofe zu Freigebung der Novizin zu erhalten. Der nächste Schritt ist schwieriger: es ist nicht genug, Beatrice wieder in Freiheit zu setzen, wir müssen Eure Familie mit der Heirath aussöhnen. Dieß ist nicht möglich, so lange sie nicht adelig ist, aber Patente (hier lächelte Calderon) vermochten schon manchen Glückspilz zu adeln — Euer gehorsamer Diener ist ein lebendiges Beispiel. Solche Briefe können erkauft oder erbettelt werden; ich will es übernehmen, einen solchen anzuschaffen. Auch kann Euer Vater in der Gestalt eines hohen, ehrenvollen Postens für Euch leicht ein den Titel begleitendes Heirathsgut ausfindig machen. Ihr habt

große Verdienste, Ihr seid bei dem Heere beliebt, Ihr habt Euch einen bedeutenden Namen in der Welt gemacht. Ich fühle mich beschämt, daß man Euer Glück so übersehen konnte. ‚Aus den Augen, aus dem Sinn!‘ ach! es ist ein wahres Sprüchwort. Ich gestehe, daß ich, als ich Euch in dem Vorzimmer sah, über meine frühere Vergeßlichkeit erröthete. Gleichviel, ich will meinen Fehler wieder gut machen. Die Leute sagen: ich mißbrauche meinen Einfluß und meine Gunst — ich will durch Eure Beförderung das Gegentheil beweisen.“

„Großmüthiger Calderon!“ sagte Fonseca stammelnd, „ich habe stets die Urtheile des Pöbels gehaßt. Man verleumdet Euch — es ist der Neid.“

„Nein,“ erwiederte Calderon kalt, „ich bin schlimm genug, aber ich bin doch ein Mensch. Ueberdieß ist Dankbarkeit meine Politik; ich habe stets gefunden, daß es ein gutes Mittel ist, in der Welt vorwärts zu kommen, wenn man Denen dient, die uns dienen.“

„Aber der Herzog?“

„Fürchtet Nichts: ich habe ein Oel, das alle Wellen auf dieser Oberfläche besänftigen wird. Was den Brief betrifft, so bitte ich diesen hier zu lassen; ich will ihn der Königin zeigen. Laßt Euch morgen wieder sehen.“

Drittes Kapitel.

Ein Nebenbuhler.

Calderons Auge heftete sich nachdenklich auf die Thüre, welche sich hinter Fonseca's kriegerischer, edler Gestalt schloß.

„Große Contraste unter den Menschen!“ sagte er halblaut. „Alle Klassen, in welche die Naturforscher je die Thierwelt eintheilten, erschöpfen die Mannigfaltigkeit nicht, welche unter den verschiedenen Menschen besteht. Und doch treffen wir Alle in einem Zwecke unseres Daseins zusammen — wir Alle stellen einander nach. Ruhmsucht, die nichts Anderes ist als Durst nach Glück, macht jenen Krieger zum Tiger unter seines Gleichen; andere Leidenschaften haben mich zur Schlange gemacht: Beide trotzig, grausam, keine Schonung kennend — Beide, Held und Höfling, Tapferkeit und List! Hm, ich will diesem jungen Manne dienen, er hat mir gedient. Als alle Anderen mir ihr Herz verschlossen, lächelte er, damals noch ein Knabe, mich an und bat mich um meine Zuneigung. Warum ist er so lange vergessen worden? Er ist nicht von dem Stamme, den ich verabscheue; kein maurisches Blut fließt in seinen Adern, auch gehört er nicht zu den Großen und Mächtigen, die ich fürchte, auch nicht zu den Kriechenden und Servilen, die ich verachte: er ist ein Mann, dem ich ohne Erröthen meine Hülfe angedeihen lassen kann.“

Während Calderon dieses Selbstgespräch führte,

wurde die Tapete bei Seite geschoben und ein Cavalier, auf dessen Wangen der erste Flaum der Mannheit sproßte, trat in das Zimmer.

„So, Roderigo, allein! Willkommen bei Deiner Rückkehr nach Madrid. Nein, setze Dich, Mann, setze Dich.“

Calderon verbeugte sich mit der tiefsten Ehrerbietung, stellte dem Fremden einen großen Fauteil hin und setzte sich auf einen Stuhl in einiger Entfernung.

Der Neuangekommene war von ernstem, finsterem Aussehen, im Ganzen aber waren seine Züge ansprechend und sein prächtiges Gewand strahlte von einem Uebermaße von Juwelen. Obwohl er beinahe noch Knabe war, lag doch ein nachläßiger Stolz, eine vornehme Leichtigkeit in seinen Geberden, in dem Tragen seines Kopfes, in der Bewegung seiner Hand, was, verbunden mit der servilen Unterwürfigkeit seines anmaßenden Günstlinges, auch dem oberflächlichsten Beobachter die Gewißheit gegeben hätte, daß er dem allerhöchsten Range angehörte. Ein zweiter Blick hätte in der vollen östreichischen Lippe, in der hohen, aber schmalen Stirne, dem dunkeln, wollüstigen, aber schlauen und lauernden Auge die Züge eines Abkömmlings von Carl V. erkannt. Es war der Infant von Spanien, der in dem Zimmer seines ehrgeizigen Günstlinges stand.

„Das ist bequem, dieser geheime Eingang in Dein Privatheiligthum, Roderigo. Er schützt mich vor den spähenden Augen Ulzeda's, der immer dem Vater dadurch zu schmeicheln sucht, daß er den Sohn ausspionirt. Wir wollen ihn aber dieser Tage dafür bezahlen. Er liebt Euch weniger als seinen Prinzen.“

„Deßhalb bin ich ihm nicht böse, Euer Hoheit. Er trachtet nach dem Lächeln der aufgehenden Sonne und zürnt dem niedrigen Gegenstande, der ihm seiner Meinung nach ihren Strahl versperrt.“

„Er dürfte darüber ruhig sein; ich hasse den Mann und seine kalten Förmlichkeiten. Er bildet sich immer ein, wir Fürsten seien so erpicht auf die Staatsangelegenheiten, und vergißt, daß wir sterblich sind und daß die Jugend das Alter ist für das Lustzelt, nicht für den Rathssaal. Mein kostbarer Calderon, das Leben wäre mir schaal ohne Dich; wie freue ich mich über Deine Rückkehr, Du glücklicher Erfinder von Genüssen, welchen sich die Uebersättigung nur immer wünschen konnte! Nein, erröthe nicht; Manche verachten Dich wegen Deiner Talente, ich aber huldige Dir darum. Bei dem Barte meines Urgroßvaters, es soll eine lustige Zeit am Hofe werden, wenn ich Monarch bin und Du Minister!“

Calderon sah den Prinzen ernst an, aber sein forschender Blick diente nicht dazu, einen gewissen Verdacht gegen die königliche Aufrichtigkeit zu zerstreuen, der hie und da die sanguinischen Träume des Prinzen durchkreuzte. Bei aller Fröhlichkeit Philipps lag etwas Gezwungenes, Verborgenes in seinem zweideutigen Lächeln und seinem ruhigen, tiefen, glänzenden Auge. Calderon, in geistiger Beziehung seinem Gebieter unermeßlich überlegen, war diesem bartlosen Knaben doch wohl kaum gewachsen an Heuchelei und Tücke, an selbstsüchtiger Kälte, an gereifter Verdorbenheit.

„Nun,“ nahm der Prinz wieder das Wort, „ich

sage Euch diese Artigkeiten nicht ohne eine gewisse Absicht. Ich bin Eurer benöthigt, sehr benöthigt; nie bedurfte ich Eurer Dienste so sehr wie in diesem Augenblicke; nie hatte ich eine so große Bitte an Eure Erfindungsgabe, Euren Muth und Eure Gewandtheit. Wißt, Calderon, ich liebe!"

„Mein Prinz," sagte der Marquis lächelnd, „gewiß ist es keine erste Liebe. Wie oft hat Eure Hoheit —"

„Nein," unterbrach ihn der Prinz hastig, „nein, bis jetzt habe ich nie geliebt. Man kann nie lieben, was man so leicht gewinnen kann; aber dieses Herz, Calderon, dieses Herz wäre eine Eroberung. Höre mich an. Ich war gestern mit der Königin in der Kapelle des Klosters der heiligen Maria vom weißen Schwert. Du weißt, daß die Aebtissin früher Kammerfrau war und daß die Königin ihr wohl will. Wir Beide wurden gerührt und in Erstaunen gesetzt durch die Stimme einer Chorsängerin: es war die einer Novizin. Nach dem Gottesdienste erkundigte sich die Königin nach dieser neuen Sancta Cäcilia; und wer meinst Du, daß sie ist? Nein, Du wirst es nie errathen! die einst berühmte Sängerin, die schöne, unnachahmliche Beatrice Coello! Ach! wohl darfst Du erstaunen; wenn Schauspielerinnen Nonnen werden, dann ist es für Philipp und Calderon wohl bald Zeit, Mönche zu werden. Nun mußt Du wissen, Roderigo, daß ich bei all' meiner Unwürdigkeit doch schuld an dieser Bekehrung bin. Es lebt ein gewisser Martin Fonseca, ein Verwandter Lerma's, Du kennst ihn wohl. Vor einiger Zeit erfuhr ich von dem Herzoge, daß dieser junge Orlando ganz toll

in das niedriggeborene Mädchen verliebt sei, ja, daß er sie heirathen wolle. Die Erzählung des Herganges reizte meine Neugier. Ich fand, daß es die junge Beatrice Coello war, die ich schon auf der Bühne bewundert hatte. Ach, Calderon, glänzend ging sie auf und wieder unter während Deiner langweiligen Sendung nach Lissabon! Ich suchte eine Gelegenheit, sie zu besuchen. Ich war erstaunt über ihre Schönheit, die mir im Zimmer noch blendender vorkam wie auf der Bühne; ich war eifrig in meiner Anbetung: umsonst. Calderon, hast Du es gehört? Umsonst! Warum warst Du nicht da? Deine Kunstgriffe schlagen nie fehl, mein Freund! Sie lebte bei einer alten Verwandten oder Erzieherin. Die alte Verwandte starb plötzlich; ich benutzte ihre Einsamkeit und schlich bei Nacht in ihr Haus. Bei St. Jago! ihre Tugend verwirrte und besiegte mich. Am andern Morgen war sie fort, und meine Nachforschungen konnten sie nicht auffinden, bis ich in dem Kloster der heiligen Maria in der jungen Novizin die verlorene Schauspielerin wieder erkannte. Sie ist in das Kloster geflohen, um Fonseca treu zu bleiben: sie muß aus dem Kloster fliehen, um den Prinzen zu beglücken! Dieß ist meine Geschichte: ich bedarf Deiner Hülfe."

„Prinz," sagte Calderon ernst, „Du kennst die Gesetze Spaniens, die Strenge der Kirche. Ich wage nicht—"

„Bah! keine Bedenklichkeiten: mein Rang wird Dich vor jeder Anfechtung schützen. Nein, nimm keine so ernsthafte Miene an; ja, auch Du hast, wie ich sehe, Deine Armida: dieß Billet ist von weiblicher Hand,

Himmel und Erde! Calderon! was ist dieß für ein Name? Beatrice Coello! Hast Du es gewagt, meine Bahn zu durchkreuzen? Sprecht, Herr, sprecht!"

„Eure Hoheit," sagte Calderon mit einer Mischung von Ehrerbietung und Würde in seinem Wesen, „Eure Hoheit wolle mich hören. Mein erster Wohlthäter, mein geliebter Zögling, mein frühester Gönner war eben dieser Don Martin Fonseca, der mit tugendhafter Liebe um dieses Mädchen wirbt. Diesen Morgen hat er mich besucht, um sich meine Verwendung zu seinen Gunsten zu erbitten. O, Prinz! wende Dich nicht ab: Du kennst seine Verdienste nicht zur Hälfte, Du kennst nicht den Werth solcher Unterthanen, Männer von dem alten ehernen Schlage Spanier. Du hast ein edles, königliches Herz; sei nicht der Nebenbuhler des Vertheidigers Deiner Krone. Mache diesen tapferen Soldaten glücklich, schone diese arme Waise, und eine großmüthige Handlung der Selbstverläugnung wird Dir Vergebung erwirken für tausend Genüsse."

„Dieß von Roderigo Calderon!" sagte der Prinz mit bitterem Hohnlächeln. „Mensch, begreife Deine Stellung und Deinen Beruf. Wenn ich einer Predigt bedarf, so gehe ich zu meinem Beichtvater; wenn ich eine Sünde beschlossen, so komme ich zu Dir. Lasse mich in Ruhe mit solchen Redensarten. Was Fonseca betrifft, so soll er getröstet werden, und wenn er erfährt, wer sein Nebenbuhler ist, so müßte er ja ein Verräther sein, wenn er sich nicht zufrieden in sein Loos ergeben wollte. Du sollst mir beistehen, Calderon!"

„Euere Hoheit werden mir verzeihen — nein!"

„Höre ich recht? Nein! — Bist Du nicht mein Günstling — mein Werkzeug? Kann ich Dich nicht verderben, wie ich Dich habe emporheben helfen? Dein Glück hat Dir den Kopf verdreht. Schon hat der König Verdacht auf Dich, mag Dich nicht leiden. Dein Feind Uzeda hat sein Ohr. Das Volk verwünscht Dich. Wenn ich Dich verlasse, bist Du verloren. Sieh Dich vor!"

Calderon blieb stumm und aufrecht stehen, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Wange flammend von unterdrückten Leidenschaften. Philipp sah ihn ernsthaft an und näherte sich dann, vor sich hinmurmelnd, dem Günstlinge mit verändertem Wesen.

„Komm, Calderon, ich bin zu hastig gewesen — Du hast mich toll gemacht; ich wollte Dir nicht wehe thun. Du bist redlich, und ich glaube, Du liebst mich; auch will ich gestehen, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen Dein Rath gut, Deine Bedenklichkeiten zu loben wären. Aber ich sage Dir, daß ich dieses Mädchen anbete, daß ich alle meine Hoffnungen auf sie gesetzt habe, daß sie um jeden Preis, auf jede Gefahr hin mein werden muß. Willst Du mich verlassen? Willst Du, auf dessen Treue ich immer so zuversichtlich baute, Deinen Freund und Deinen Prinzen verlassen um dieses händelsüchtigen Soldaten willen! Nein, ich thue Dir Unrecht."

„O!" sagte Calderon mit gut erkünstelter Bewegung, „mein Leben wollte ich Euerem Dienste weihen, und ich habe oft mein Gewissen Eueren leisesten Wünschen gefügt. Das aber wäre eine allzugroße Schlech-

tigkeit von mir! Er hat das Leben seines Lebens meinen Händen anvertraut. Wie könntest selbst Du auf meine Treue bauen, wenn Du wüßtest, daß ich gegen einen Anderen falsch gehandelt?"

„Falsch! Bist Du nicht falsch gegen mich? Habe ich nicht Dir vertraut und verläßest Du nicht mich — ja verräthst mich vielleicht? Wie willst Du denn diesem Fonseca dienen? Wie die Novizin befreien?"

„Durch einen Befehl des Hofes. Euere königliche Mutter —"

„Genug!" sagte der Prinz heftig. „Mache es so; Du sollst Zeit genug für Reue haben."

Mit diesen Worten schritt Philipp gegen die Thüre. Calderon, beunruhigt und ängstlich, suchte ihn zurückzuhalten, aber der Prinz riß sich mit Verachtung los, und Calderon war wieder allein.

Viertes Kapitel.

Bürgerlicher und kirchlicher Ehrgeiz.

Kaum hatte sich der Prinz entfernt, als die Thüre von dem Vorzimmer her sich öffnete, und ein alter Mann in geistlicher Tracht in das Kabinet des Sekretärs trat.

„Störe ich, mein Sohn?" fragte der Mann der Kirche.

„Nein, Vater, nein; wie sehnte ich mich so sehr nach Euerer Gegenwart, nach Euerem Rathe. Nicht ... t schwanke und schwebe ich unentschlossen zwischen den

zwei Magneten des Interesse's und Gewissens, jetzt befinde ich mich in einem solch seltenen Dilemma."

Hier erzählte Calderon in der Kürze das Wesentliche seiner Unterredung mit Fonseca und seiner darauffolgenden Besprechung mit dem Prinzen.

„Ihr seht," sagte er am Schlusse, „wie kritisch meine Lage ist. Auf der einen Seite meine Verbindlichkeiten gegen Fonseca, mein Versprechen gegen einen Wohlthäter, einen Freund, dessen Erziehung ich in den Knabenjahren theilweise geleitet; und dieß ist noch nicht Alles: der Prinz verlangt von mir, ich solle ihm bei Entführung einer Novizin aus einem geheiligten Hause behüflich sein. Welche Gefahr — welches Wagniß! Auf der andern Seite, wenn ich mich weigere, das Mißfallen, die Rache des Prinzen, um dessen Gunst willen ich schon halb und halb die des Königs verlor, und der, blickte er mich nur einmal finster an, alle meine Feinde — mit anderen Worten den ganzen Hof zu einem vereinten Versuche ermuthigen würde, mich zu stürzen."

„Es ist eine starke Versuchung," sagte der Mönch ernst, „und eine solche, die wohl Furcht in Euch erwecken kann."

„Furcht, Aliaga! — ha! ha! Furcht!" sagte Calderon, verächtlich lachend. „Kannte wahrer Ehrgeiz je Furcht? Haben wir nicht das alte kastilische Sprüchwort, das uns sagt, wer die erste Stufe zur Macht erklommen, hat die Furcht tausend Meilen hinter sich gelassen? Nein, nicht die Furcht ist es, die mich unentschlossen macht: es ist Klugheit und ein Anflug, ein

Rest von Menschlichkeit — Philosophen würden es Tugend, ihr Priester würdet es Religion nennen."

„Sohn," sagte der Priester, „als ich, als Glied des erhabenen Standes, der uns befähigt, unsere unbeschuhten Füße auf den Nacken der Könige zu setzen, fühlte, daß es in meiner Macht stand, Euch zu dienen und zu erheben, als ich, Philipps Beichtvater, die Gönnerschaft Lerma's unterstützte, Euch der königlichen Beachtung empfahl und in den Sonnenschein der königlichen Gunst brachte, geschah es, weil ich in Eurem Herzen und Kopfe die Eigenschaften gelesen, welche die geistlichen Herren der Welt immer für ihre Sache zu benutzen suchen. Ich kannte Dich als muthig, schlau, hochstrebend, nicht gewissenhaft. Ich wußte, daß Du nicht zurückbeben würdest vor den Mitteln, welche Dir ein edles Ziel verbürgten. Ja, als ich Dich vor Jahren in dem Thale des Xenil Deine Hände in dem Blute Deines Feindes baden sah und Dein Lachen triumphirenden Hasses hörte — als ich, der einzige Mitwisser Deines Geheimnisses, Dich nachher aus Deiner Heimath fliehen sah, befleckt von einem zweiten Morde, aber immer noch ruhig, ernst und Herr Deiner Vernunft, da sagte mir meine Menschenkenntniß: aus solchen Männern lassen sich gewaltige Bekehrte und tüchtige Werkzeuge machen!"

Der Priester schwieg, denn Calderon hörte ihn nicht. Seine Wange war blaß, seine Augen geschlossen, seine Brust arbeitete schwer.

„Fürchterliche Erinnerung!" murmelte er, „unglück-

liche Liebe, fürchterliche Rache! Inez, Inez, was hast Du zu verantworten!"

„Tröste Dich, mein Sohn; ich wollte den Verband nicht von Deiner Wunde reißen."

„Wer spricht?" rief Calderon, plötzlich auffahrend. „Ha, der Priester! der Priester! Ich glaubte die Todten zu hören. Sprich weiter, sprich weiter; sprich von der Welt — der Inquisition — Deinen Planen — der Folter — dem Galgen! Sprich, von was Du willst, nur daß es mich von der Vergangenheit abzieht."

„Nein, laß mich für einen Augenblick Dich zu ihr zurückführen, um Dir die Zukunft zu schildern, die Deiner wartet. Als ich Dich bei Nacht — der mit Blut befleckte Flüchtling — unter dem Schatten des Waldes verborgen fand, erinnerst Du Dich, wie ich meine Hand auf Deinen Arm legte und zu Dir sagte: Dein Leben steht in meiner Hand? Von jener Stunde an ließ mich Deine Verachtung meiner Drohungen, meiner Person, Deines eigenen Lebens — dieß Alles ließ mich in Dir einen Mann erkennen, geboren, unsere unsterbliche Sache zu fördern. Ich brachte Dich zu Deiner Sicherheit weit hinweg, ich gewann Deine Freundschaft und Dein Vertrauen. Du wurdest Einer der Unserigen — ein Mitglied des großen Ordens Jesu. In der Folge verschaffte ich Dir die Hofmeisterstelle bei dem jungen Fonseca, damals dem Erben eines bedeutenden Vermögens. Die zweite Heirath seines Oheimes, und der Erbe, der, aus dieser Ehe entsprossen, zwischen ihn und das Erbe seines Hauses trat, machten die gehoffte Verbindung mit dem Jünglinge für uns nutzlos. Aber Du hattest

seine Freundschaft erworben. Er stellte Dich dem Herzoge von Lerma vor. Ich wurde gerade damals zum Beichtvater des Königs ernannt; ich fand, daß die Jahre Deinen Geist gereift, daß die Erinnerung in Dir alle Vergnügen des Fleisches erstickt hatte. Vor Allem aber machte Dich Dein Haß schon gegen den Namen der Mauren zu dem Auserwählten unserer großen Plane, das verfluchte Volk aus den spanischen Landen zu vertreiben. Genug — ich diente Dir, und Du vergaltst uns. Du hast Dein Verbrechen abgewaschen in dem Blute der Ungläubigen — Du bist sicher vor Entdeckung. Wer wird in Roderigo Calderon, Marquis von Siete Iglesias, Roderigo Nunez, den eines Mordes schuldigen Studenten von Salamanka, vermuthen? Unsere List mit dem falschen Vater brachte auch die Neugier zum Schweigen. Du kannst ganz der Zukunft leben und darfst vor keinem Schatten der Vergangenheit zittern. Die glänzendsten Hoffnungen liegen vor uns Beiden, aber um sie zu realisiren, müssen wir auf demselben Wege fortschreiten. Wir dürfen für kein Verbrechen ansehen, was immer unsere gemeinschaftlichen Zwecke fördert. Masche um Masche müssen wir den zukünftigen Monarchen in unser Gewebe verstricken: Du durch die Netze der Vergnügungen, ich durch die des Aberglaubens. Der Tag, der Philipp IV. auf dem Thron sieht, muß ein Tag des Jubels für die Brüderschaft und die Inquisition sein. Wenn Du Premierminister bist und ich Großinquisitor — diese Zeit muß kommen — dann werden wir die Macht haben, die Herrschaft der Sekte Loyola's bis an die Grenze der

christlichen Welt auszudehnen. Die Inquisition selbst unser Werkzeug! Die Nachwelt wird uns als die Apostel des geistigen Glaubens ansehen. Und meinst Du, wir dürfen, wo es sich um die Erreichung so großer Zwecke handelt, die zarten Bedenklichkeiten gewöhnlicher Menschen haben? Mögen tausend Fonseca's — zehntausend Novizen zu Grunde gehen, ehe Du nur um die Breite eines Haares Deine Macht über die Gesinnung und die Seele des zügellosen Philipp aufgibst! Was es auch kosten möge, bewahre Dir Deine Macht, denn, wie Matrosen an eine Planke, sind daran die Hoffnungen Derer gebunden, die den Geist zu ihrem Scepter machen."

„Dein Enthusiasmus verblendet Dich und führt Dich irre, Aliaga," erwiederte Calderon kalt. „Was mich betrifft, so erkläre ich Dir jetzt, wie ich schon früher gethan, daß ich mich keinen Strohhalm um Deine großen Plane bekümmere. Die Menschheit möge für sich selbst sorgen, ich denke nur an mich. Aber sei unbesorgt wegen meiner Treue: meine Interessen und selbst mein Leben sind unauflöslich verflochten mit Dir und Deinen Mitfanatikern. Wenn ich Dich verlasse, so bist Du zu tief in meine Geheimnisse eingeweiht, als daß Du mich nicht verderben solltest; und wollte ich Dich umbringen, um Dein Zeugniß schweigen zu machen, so kenne ich Deine Brüderschaft hinlänglich, um zu wissen, daß dann nur eine Menge von Rächern erstehen würde. Was diese Angelegenheit betrifft, so gebt Ihr mir einen klugen, wenn auch keinen frommen Rath. Ich will es mir wohl überlegen. Adieu! die

Stunde ruft mich, dem Könige meine Aufwartung zu machen."

Fünftes Kapitel.

Die wahre Fata Morgana.

In dem königlichen Gemache saßen vor einem mit Papieren überdeckten Tische der König und sein Sekretär. In dem gewöhnlichen Benehmen des ernsten, finsteren, schweigsamen Philipp III. war wenig, was selbst dem erfahrensten Hofmann die äußeren Zeichen von Gunst oder Laune zu erkennen gab. Seine Erziehung hatte ihn für das Kloster tauglich gemacht, aber die Nothwendigkeiten des Despotismus hatten dem sklavischen Aberglauben auch tückischen Scharfblick zugesellt. Das Geschäft, um dessen willen Calderon berufen worden, war abgemacht unter einem Schweigen, das nur einsylbige Worte des Königs und kurze Erläuterungen des Sekretärs unterbrochen, und Philipp gab aufstehend Calderon das Zeichen, sich zurückzuziehen. Dann richtete der König einen blöden, aber festen Blick auf den Marquis und sagte mit einer Art von Anstrengung, als ob das Reden ihm schwer fiele, zu ihm:

„Der Prinz hat mich nur eine Minute vor Eurem Eintreten verlassen; habt Ihr ihn seit seiner Rückkehr gesprochen?"

„Euer Majestät, ja. Er beehrte mich diesen Morgen mit seinem Besuche."

„In Staatsangelegenheiten?"

„Euer Majestät weiß, hoffe ich, daß Dero Diener über Staatsangelegenheiten nur mit Eurer erhabenen Person oder den bestellten Ministern verhandelt."

„Der Prinz hat Euch seine Gunst zugewendet, Don Roderigo."

„Euer Majestät befahl mir, diese Gunst zu suchen."

„Es ist wahr. Glücklich der Monarch, dessen treuer Diener der Vertraute des Erben seiner Krone ist!"

„Könnte der Prinz nur einem Euer Majestät mißfälligen Gedanken Raum geben, ich glaube, ich würde ihn entdecken und in der Geburt ersticken. Aber Euer Majestät ist mit einem dankbaren Sohne gesegnet."

„Ich glaube es. Seine Vergnügungssucht zieht ihn von dem Ehrgeize ab: so soll es sein. Ich bin kein strenger Vater. Erhalte Dir seine Gunst, Don Roderigo; es ist mir angenehm. Hast Du ihn in Etwas beleidigt?"

„Ich hoffe nicht, daß mir ein so großes Unglück widerfahren."

„Er sprach von Dir nicht mit seinen gewöhnlichen Lobeserhebungen; es fiel mir auf. Ich sage Dir dieß, damit Du wieder in Ordnung bringen kannst, was etwa verfehlt worden ist. Du kannst mir nicht besser dienen, als wenn Du ihn vor allen Freundschaften bewahrst, außer mit solchen, auf deren Anhänglichkeit an mich ich bauen kann. Ich habe genug gesagt."

„Dieß war stets mein Bemühen. Aber ich bin nicht mehr so jung wie der Prinz, und die Leute sagen mir Schlimmes nach: daß ich, um sein Vertrauen zu gewinnen, seine Bestrebungen theile."

„Es ist gleichgültig, was sie von Dir sagen. Treue Minister werden von dem Volke wie von dem Hofe selten gelobt. Du kennst meine Gesinnung: ich wiederhole Dir, verscherze die Gunst des Prinzen nicht."

Calderon verbeugte sich tief und entfernte sich. Als er die Gemächer des Palastes durchschritt, kam er durch eine Galerie, wo er den jungen Prinzen und seinen Erzfeind, den Herzog von Uzeda, an einem Fenster stehen sah. In demselben Augenblicke trat von einer entgegengesetzten Thüre der Herzog Kardinal von Lerma ein, und die nämliche unwillkommene Conjunctur feindlicher Planeten fiel dem ränkevollen Minister widrig auf. Gerade weil Uzeda des Herzogs Sohn, war er derjenige Mann, den der Herzog am meisten auf der Welt fürchtete und beargwohnte.

Wer mit der spanischen Komödie einigermaßen bekannt ist, hat gewiß die Verschwendung von Intriguen und Gegenintriguen bemerkt, auf welcher das Interesse derselben beruht. Hierin war die spanische Komödie der wahre Spiegel des spanischen Lebens, besonders in den Cirkeln des Hofes. Die Menschen lebten in einem vollkommenen Labyrinth von Complotten und Gegencomplotten. Der Geist der Feinheit, der Umtriebe, der Schlauheit und Doppelsinnigkeit durchdrang jede Familie. Kein Haus, das nicht in sich selbst getheilt gewesen wäre!

Als Lerma sein Auge von dem unwillkommenen Schauspiele einer so plötzlichen Vertraulichkeit zwischen Uzeda und dem muthmaßlichen Thronerben wegwandte — einer Vertraulichkeit, welche zu hintertreiben seine

hauptsächlichste Sorge gewesen — fiel sein Blick auf Calderon. Er winkte ihm stillschweigend zu und zog sich, unbemerkt von den zwei vertraulich zusammen Sprechenden, durch dieselbe Thüre, durch welche er eingetreten, wieder zurück. Calderon verstand den Wink und folgte ihm. Der Herzog trat in ein kleines Zimmer und schloß sorgfältig die Thüre.

„Was ist dieß, Calderon?“ fragte er, aber in scheuem Tone, denn der schwache alte Mann fürchtete sich halb vor seinem Günstlinge. „Woher dieß neue, durchaus nichts Gutes verkündende Bündniß?“

„Ich weiß nicht, Euer Eminenz; bedenkt, daß ich erst gestern nach Madrid zurückgekehrt bin; nicht minder als Euer Eminenz setzt es auch mich in Erstaunen.“

„Forsche nach der Ursache davon, mein guter Calderon. Der Prinz sagte immer, er hasse Uzeda. Bringe ihn wieder auf diese Gesinnungen zurück; Du bist Alles in Allem bei seiner Hoheit! Gewinnt Uzeda wieder sein Ohr, so bist Du verloren.“

„Nicht doch,“ entgegnete Calderon stolz. „Mein Dienst ist dem Könige geweiht; ich habe ein Recht auf seinen königlichen Schutz, denn ich habe Ansprüche auf seine königliche Dankbarkeit.“

„Täusche Dich nicht selbst,“ sagte der Herzog leise flüsternd. „Der König kann nicht lange mehr leben; das habe ich von der besten Autorität: von seinem Arzte — und dieß ist noch nicht Alles: eine furchtbare Verschwörung besteht gegen Dich am Hofe. Wären nicht ich und der Beichtvater des Königs, so würde Philipp seine Einwilligung zu Deinem Verderben geben.

Der starke Halt, den Du bei ihm hast, liegt in Deinem Einflusse auf den Infanten, ein Einfluß, der, wie er weiß, im Interesse seiner ängstlichen und eifersüchtigen Politik benützt wird. Geht dieser Einfluß verloren, so vermögen weder ich noch Aliaga Dich gehörig zu schützen. Genug! Verschließe Uzeda jeden Zugang zu Philipps Herz."

Calderon verbeugte sich schweigend und der Herzog eilte in das königliche Gemach.

„Welch' ein Thor war ich, daß ich glaubte, ich könnte noch auf mein Gewissen hören!" murmelte Calderon mit spöttischem Munde; „aber, Uzeda, noch will ich Deine Plane vereiteln."

Am folgenden Morgen fand sich der Marquis von Siete Iglesias bei dem Lever des Prinzen von Spanien ein.

Um den Günstling, dessen stolzer Wuchs über alle Anderen emporragte, schaarten sich die geschmeidigen Granden. Das hochmüthige Lächeln schwebte noch auf seiner Lippe, als der Prinz eintrat. Die Versammelten wichen plötzlich aus einander und ließen Calderon, gerade Philipp gegenüber, allein stehen, der, nachdem er ihn einen Augenblick ernst angesehen, sich mit auffallender Unhöflichkeit von dem tief sich verbeugenden Günstlinge wegwandte und ein leises, lächelndes Gespräch mit Gonsalez de Leon, einem von Calderons offenen Feinden, anknüpfte.

Die Versammelten wechselten Blicke der Ueberraschung und Freude, und alle die Edeln, die zuvor so mit Höflichkeit um den Minister gebuhlt hatten, wichen ihm vorsichtig aus.

Seine Kränkung hatte erst angefangen. Gleich darauf erschien Uzeda, bisher beinahe nie in diesen Gemächern sichtbar; der Prinz eilte auf ihn zu und nach wenigen Minuten sah man den Herzog diesem in sein Privatgemach folgen. Die Sonne von Calderons Gunst schien untergegangen. So dachten die Höflinge, nicht so der stolze Günstling. Ein triumphirendes Lächeln spielte sogar von seinen Lippen, eine sanguinische Röthe war auf seinen Wangen sichtbar, als er gleichgültig sich von dem Gewühle wegwandte, in seinen Wagen stieg und wieder nach Hause fuhr.

Kaum war er wieder in sein Kabinet getreten, als, pünktlich der Bestimmung folgend, Fonseca gemeldet wurde.

„Was für Nachrichten, mein bester Freund?" rief der Krieger aus.

Calderon schüttelte traurig den Kopf.

„Mein lieber Zögling," sagte er im Tone glücklich erheuchelter Theilnahme, „für Dich ist keine Hoffnung. Vergiß diesen eiteln Traum, begib Dich zum Heere zurück. Ich kann Dir Beförderung, Rang, Ehrenstellen versprechen; aber die Hand Beatricens liegt außer meiner Macht."

„Wie?" sagte Fonseca erblassend und auf einen Stuhl zurücksinkend. „Wie kommt dieß? woher diese plötzliche Veränderung? hat die Königin —"

„Ich habe Ihre Majestät nicht gesehen; aber der König ist hinsichtlich dieses Punktes fest entschlossen; so auch die Inquisition. Die Kirche beklagt sich wegen in in neuerer Zeit mehrfach vorgekommener Beispiele von

unheiliger und unpolitischer Schwächung ihrer gefürchteten Gewalt. Der Hof wagt nicht, sich darein zu mischen. Der Novizin selbst muß die Wahl überlassen bleiben."

„Und ist keine Hoffnung?"

„Keine! Kehre zu dem aufregenden Leben Deiner tapferen Laufbahn zurück."

„Nie!" rief Fonseca in größter Heftigkeit. „Wenn ich zum Lohn für alle meine Dienste, mein oft gewagtes Leben, mein vergossenes Blut, nicht einmal eine so leicht zu gewährende Gunst erlange, so entsage ich einem Dienste, in welchem selbst der Ruhm seinen Zauber für mich verloren hat. Und höre wohl, Calderon, ich sage Dir, daß ich dieser Bewerbung nicht entsagen werde. Ein so schönes, unschuldiges Opfer soll nicht zu dem lebendigen Grabe verdammt werden. Durch die Mauern des Klosters, durch die Spione der Inquisition wird die Liebe ihren Weg finden und in einem fernen Lande will ich noch Glück und Ehre vereinigen. Ich fürchte die Verbannung nicht, ich fürchte keine Widerwärtigkeit, selbst die Armuth fürchte ich nicht mehr. Alle Länder, wo man noch den Schall der Trompete kennt, bieten dem Soldaten eine Laufbahn, der von dem Himmel kein anderes Gut begehrt, als seine Geliebte und sein Schwert."

„So willst Du denn suchen, Beatrice zu entführen?" sagte Calderon kalt und nachdenklich. „Ja, unter Anwendung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln mag es wohl das Beste sein, was Du thun kannst. Aber kannst Du sie sehen, kannst Du Dich mit ihr besprechen?"

„Ich denke wohl. Ich hoffe schon den Weg zu einer Unterredung gebahnt zu haben. Gestern, nachdem ich Dich verlassen, ging ich nach dem Kloster; und da die Kapelle eine der öffentlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt ist, nahm ich meine Neugierde zum Vorwande. Glücklicher Weise erkannte ich in dem Pförtner des Klosters einen alten Diener meines Vaters; er hatte mich von Kindheit an gekannt, sein Beruf gefällt ihm nicht, er will einwilligen, uns auf unserer Flucht zu begleiten, unser Geschick zu theilen, und hat versprochen, einen Brief von mir an Beatrice zu bestellen und mir ihre Antwort zu überbringen."

„Die Sterne lächeln Dir, Don Martin. Wenn Du mehr erfahren hast, frage mich wieder um Rath. Jetzt sehe ich einen Weg, Dir beizustehen."

Sechstes Kapitel.

Gewebe über Gewebe.

Am folgenden Tage sah man zum großen Verdruß der Höflinge Calderon und den Infanten von Spanien wieder öffentlich auf der Parade beisammen, und der Sekretär war einer der wenigen Begünstigten, welche den Prinzen in das Theater begleiteten. Seine Gunst war größer, seine Macht glänzender, als man es je zuvor gesehen hatte. Da kein Grund des Bruches und der Wiederaussöhnung bekannt wurde, schrieben es die

Einen einer Laune zu, Andere sahen darin den tückischen Plan des verschmitzten Calderon zur Demüthigung Uzeda's, auf den man nur ein Lächeln der aufgehenden Sonne hatte fallen lassen, damit man ihn um so auffallender wieder in den Schatten drängen konnte.

Mittlerweile übertraf Fonseca's Glück beinahe seine Hoffnungen. Jung, glühend, sanguinisch, war die arme Novizin aus ihrer ruhigen Heimath und der Behaglichkeit ihrer freien Gedanken in die erkältende Einsamkeit des Klosters geflohen, ohne dabei viel an die ungeheuer große Veränderung zu denken. Mit einem Herzen, das von den warmen Empfindungen jugendlicher Liebe überfloß, erschrack und entsetzte sie sich über die geisterhaften Gestalten, welche sie umschwebten, über die eisigen Formen, das starre Ceremoniell dieses Lebens, das nur eine Nachahmung des Todes ist. Daß sie gegen einen königlichen und wegen seiner Gewissenlosigkeit höchst gefährlichen Anbeter dem abwesenden Fonseca ihre Treue bewahrte, war ihr einziger Trost.

Außer dem Verluste ihrer Beschützerin und der Abwesenheit Don Martins hatte noch ein anderer Umstand dazu beigetragen, ihr Herz zu bekümmern und sie für das Kloster geneigt zu machen. An dem Sterbebette der alten Frau, welche Mutterstelle an ihr vertreten, hatte sie ein Geheimniß erfahren, das man ihrer zarten Jugend bisher verhehlt hatte. Dunkel und tragisch waren die Einflüsse des Sternes, der auf ihre Geburt geschienen, düster das Gewebe der Erinnerungen, die sich an ihre Abstammung knüpften. Ein Brief, der jetzt ihr Geheimniß und ihr Schatz wurde, ein Brief von der

Hand ihrer Mutter, entlockte ihr bitterere und tiefere Thränen, als sie je um ihrer selbst willen geweint hatte. In diesem Briefe las sie von der Stärke und der Treue, dem Kummer und dem schmerzlichen Schicksale weiblicher Liebe, und eine düstere Ahnung sagte ihr, daß der Schatten des Schicksals ihrer Mutter auch auf das ihres Kindes gefallen sei. Solche Gefühle hatten ihr das Kloster willkommen gemacht, bis sie die Trostlosigkeit dieser Zufluchtsstätte erprobte und erkannte. Als aber durch die Vermittlung des Pförtners Fonseca's Brief zu ihr gelangte, da wichen alle anderen Gefühle dem Ausbruche natürlicher und leidenschaftlicher Aufregung. Der Entfernte war zurückgekehrt, warb wieder um sie, war noch treu. Das furchtbare Gelübde war noch nicht ausgesprochen, noch konnte sie die Seinige werden. Sie antwortete, sie schalt; sie sprach von Zweifeln, von Gefahren, von Besorgnissen für ihn, von mädchenhafter Scham; aber ihre Liebe färbte jedes Wort, und der Brief war voll von Hoffnung. Der Briefwechsel dauerte fort; die kräftigen Vorstellungen Fonseca's, die reine und glühende Neigung der Novizin führten immer rascher und sicherer dem unvermeidlichen Endergebniß entgegen. Beatrice gab den Bitten ihres Geliebten nach: sie willigte in den Plan der Entführung und Flucht, den er vorschlug.

Spät Abends suchte Fonseca Calderon auf. Der Marquis war in den Gärten seines prächtigen Hauses.

Das Mondlicht übergoß viele Reihen von Orangen- und Granatbäumen, manche weiße und reich gearbeitete Vase auf marmornem Fußgestell, manche Fontaine, die

ihre leise Musik durch die schweigende Luft verbreitete. Auf einer Terrasse, von wo man eine stattliche Aussicht auf die Thürme und Paläste Madrids hatte, stand Calderon allein; neben ihm warf eine einzelne, riesenhafte Aloe ihren tiefen, düsteren Schatten, und seine unbewegliche Stellung, seine gekreuzten Arme, sein halb zu dem gestirnten Himmel emporgerichtetes Antlitz verriethen den Ernst und die Innigkeit seiner Gefühle.

„Warum kommt dieser Schauer über mich?" sagte er halblaut. „So war es auch in jener unglücklichen Stunde, welche der Erkenntniß meiner Schmach vorherging, der That einer schwarzen Rache, der Revolution meines ereignißvollen, wunderbaren Lebens! Ach! wie glücklich war ich nicht! ein zufriedener und ruhiger Mann der Wissenschaften; voll Glauben an die Augen, die mir waren, was die Sterne dem Astrologen. Aber das goldene Zeitalter verwandelte sich in ein ehernes. Und jetzt," setzte Calderon mit einem Hohnlächeln über sich selbst hinzu, „kommt das Zeitalter, das die Dichter noch nicht verzeichnet haben; denn Betrug, Heuchelei und Laster sind den Dichtern unbekannt!"

Fonseca's rascher Schritt unterbrach die Träumereien des Höflings. Er wandte sich um, zog die Stirne in Falten und seufzte schwer, wie wenn er zu einer Aufregung Kraft sammelte; aber seine Stirne war wieder glatt, sein Antlitz heiter, ehe Fonseca an seiner Seite stand.

„Wünscht mir Glück, wünscht mir Glück, lieber Calderon: sie hat eingewilligt. Und nun Euren versprochenen Beistand."

„Könnt Ihr Euch auf die Treue Eures gefälligen Pförtners verlassen?“

„Auf Tod und Leben.“

„Ein Hauptschlüssel zu der Hinterthüre der Kapelle ist gefertigt?“

„Seht, hier habe ich ihn.“

„Und Beatrice kann es so veranstalten, daß sie sich zur Zeit des Abendgebets in dem Beichtstuhle versteckt?“

„Es ist kein Zweifel, daß sie dieß mit aller Sicherheit thun kann. Die Zahl der Novizen ist so groß, daß man eine einzige nicht leicht vermißt.“

„Dieß wäre nun Eure Aufgabe bei dem Unternehmen. Jetzt zu der meinigen. Ihr kennt das einsame Haus in der Vorstadt, an der Straße nach Fuencarral, das ich Euch gestern zeigte? Nun, der Eigenthümer ist eine meiner Kreaturen. Dort sollen Pferde Euch erwarten, Vermummungen in Bereitschaft sein. Beatrice muß nothwendig das klösterliche Gewand ablegen; für Euch wäre es besser, wenn Ihr gemeinere Kleider wähltet. Laßt diese Hidalgotitel fallen, auf welche Euer Vater so stolz ist, und gebt Euch und die Novizin für einen Notar und seine Frau aus, die wegen eines Erbschaftsprozesses nach Frankreich gehen wollen. Einer meiner Sekretäre soll Euch mit einem Paß versehen. Indeß werde ich morgen der Erste sein, der officiell von der Flucht der Novizin hört, und will die Verfolger schon auf eine falsche Spur bringen. Habe ich nicht Alles trefflich eingerichtet, mein Fonseca?“

„Ihr seid unser Schutzengel!“ rief Don Martin feurig. „Die Gebete Beatricens werden Euch dort oben

gutgeschrieben werden, Gebete, welche den Thron des Ewigen eben so leicht aus den offenen Thälern Frankreichs erreichen werden, wie aus den düsteren Klöstern Madrids. Morgen um Mitternacht suchen wir das uns von Euch bezeichnete Haus."

„Ja, um Mitternacht soll Alles bereit sein."

Mit leichtem Schritte und frohlockendem Herzen entfernte sich Fonseca aus Calderons Palaste. Von Natur sanguinisch und kühn, schwebten jetzt Träume von Hoffnung und Freude vor seinen Augen, und die Zukunft erschien ihm als ein Land, das nur den zwei Gottheiten Ruhm und Liebe angehöre.

Er hatte etwa die Mitte der Straße erreicht, in welcher Calderons Wohnung lag, als sechs Männer, die ihn einige Augenblicke aus der Entfernung beobachtet, sich ihm näherten.

„Ich glaube," sagte der Eine, welcher der Führer der Bande zu sein schien, „ich habe die Ehre, mit Sennor Don Martin Fonseca zu sprechen?"

„Dieß ist mein Name."

„Im Namen des Königs: wir verhaften Euch. Folgt uns."

„Verhaften! weßwegen? was ist mein Vergehen?"

„In diesem Verhaftbefehle steht es geschrieben; derselbe ist unterzeichnet von Seiner Eminenz dem Kardinal, Herzog von Lerma. Ihr seid des Verbrechens der Desertion beschuldigt."

„Du lügst, Schurke! Ich hatte freie Erlaubniß des Generals, das Lager zu verlassen."

„Wir haben Alles gesagt — folgt uns."

Fonseca, von Natur schon von sehr ungestümer, leidenschaftlicher Gemüthsart, war in diesem Augenblicke nicht in der Fassung, alle Folgen der Widersetzlichkeit zu überlegen. Verhaftung, Einkerkerung, am Vorabende des Tages, der ihn als Beatricens Befreier sehen sollte, waren für ihn ein so verzweiflungsvolles Urtheil, daß jede andere Ueberlegung davor verschwand. Er biß die Zähne fest übereinander, zog sein Schwert, stieß den Alguazil bei Seite, der ihm den Weg zu vertreten suchte, und schritt grimmig vorwärts, die eine Faust trotzig schüttelnd, während er in der anderen die gute Toledoklinge schwang, die oft in den vordersten Reihen der Schlacht geblitzt hatte unter dem Kriegsgeschrei: „St. Jago und Spanien!"

Die Alguazils umringten den Soldaten, und schon hörte man Schwertergeklirr, als plötzlich hochgetragene Fackeln ihren Schimmer über die im Mondschein ruhende Straße hinwarfen, und zwei vorausrennende Läufer riefen: „Platz für den sehr edlen Marquis von Siete Iglesias!" Bei diesem Namen ließ Fonseca die Spitze seiner Waffen sinken; die Alguazils zogen sich zurück, und die schlanke Gestalt und das blasse Antlitz Calderons zeigte sich unter der Gruppe.

„Was soll dieser Hader auf offener Straße zu so später Stunde?" fragte der Minister ernst.

„Calderon!" rief Fonseca, „dieß ist wahrlich ein Glück. Diese Schurken haben sich erfrecht, Hand an einen spanischen Kriegsmann zu legen, und diesem Schelmenstreiche fälschlich den Namen seines eigenen Verwandten, des Herzogs von Lerma, unterzulegen."

„Eure Beschuldigung gegen diesen Herrn?“ fragte Calderon ruhig, indem er sich gegen den Anführer der Alguazils wendete, welcher dem Sekretär den Verhaftsbefehl übergab. Calderon las ihn mit Bedacht und lüftete den Hut, als er ihn dem Alguazil zurückstellte; dann zog er Fonseca bei Seite.

„Seid Ihr toll?“ fragte er flüsternd. „Glaubt Ihr dem Gesetze Widerstand leisten zu können? Wäre ich nicht so zu rechter Zeit dazu gekommen, so hättet Ihr aus einer leichten Beschuldigung ein Hauptverbrechen gemacht. Geht mit diesen Leuten, fürchtet Nichts, ich will den Herzog aufsuchen und Eure augenblickliche Freilassung auswirken. Morgen will ich Euch besuchen und heimgeleiten.“

Fonseca, noch immer vor Wuth halb außer sich, wollte antworten; Calderon aber legte bedeutungsvoll den Finger an den Mund und wandte sich zu den Alguazils:

„Es ist hier ein Mißverständniß, das morgen in's Reine gebracht werden wird. Behandelt diesen Cavalier mit aller Achtung und seiner Geburt wie seinen Verdiensten gebührenden Ehrerbietung. Geht, Don Martin, geht,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu; „geht, wenn Ihr nicht Beatrice für immer verlieren wollt. Nur Gehorsam kann Euch vor der Einkerkerung auf halbe Lebenszeit retten!“

Erschreckt und gelähmt durch diese Drohung, steckte Fonseca in finsterem Schweigen sein Schwert in die Scheide und folgte mürrisch den Alguazils. Calderon sah sie mit nachdenklicher, zerstreuter Miene weggehen;

dann fuhr er aus seiner Träumerei auf, hieß seine Fackelträger weiter gehen und setzte seinen Weg fort zu dem Prinzen von Spanien.

Siebentes Kapitel.

Das offene Gesicht, die verborgenen Gedanken.

Am darauffolgenden Vormittag besuchte Calderon Fonseca in seiner Haft. Der junge Mann saß an einem Fenster, das die Aussicht auf einen großen, öden Hofraum, mit einem vernachläßigten, zerbrochenen Brunnen in der Mitte, gewährte, und stützte seine Wange auf die Hand. Sein langes Haar war aufgelöst, seine Kleidung in Unordnung gerathen und ein finsteres Stirnrunzeln verdüsterte sein von Natur offenes, freimüthiges Gesicht. Er sprang auf, als Calderon sich ihm näherte.

„Meine Freilassung — Ihr bringt meine Freilassung, laßt uns fort!“

„Mein theurer Zögling, faßt Euch, seid ruhig. Ich habe den Herzog gesprochen: die Ursache Euerer Verhaftung ist, was ich vermuthete. Einige unvorsichtige Worte, aufgefangen vielleicht nur von Euerem Kammerdiener, entschlüpften Euch: Worte, die Eueren Entschluß andeuteten, Beatrice nicht aufzugeben. Ihr kennt Eueren Vetter, einen Mann voll Zweifel und Furcht, voll Formen, Ceremonien und Bedenklichkeiten. Gerade aus Liebe für seine Verwandten und für

Euch hat er Euere Verhaftung eingeleitet; alle meine Gegenvorstellungen blieben fruchtlos. Ich fürchte, Euere Einkerkerung dauert so lange, bis entweder Ihr ein feierliches Versprechen ablegt, allen Versuchen, Beatrice von ihrem eidlichen Gelübde abzubringen, für immer zu entsagen, oder bis sie selbst dieses ausgesprochen hat."

Fonseca, wie vom Donner gerührt, starrte Calderon einen Augenblick an und brach dann in ein wildes Gelächter aus. Calderon fuhr fort:

„Gleichwohl verzweifelt nicht. Geduldet Euch; ich bin immer um den Herzog; ja, ich habe in Euerer Sache den Muth, mich sogar an den König selbst zu wenden."

„Und heute Nacht erwartet sie mich — heute Nacht sollte sie frei werden!"

„Wir können ihr die Nachricht von Euerem Unfalle zustellen; der Pförtner wird Euch den Gefallen thun."

„Hinweg, falscher Freund oder ohnmächtiger Beschützer, der Ihr seid! Ist es dahin mit Eueren Hülfeversprechungen gekommen? Aber ich kümmere mich nicht darum: meine Sache, das mir zugefügte Unrecht soll dem Könige vorgelegt werden; ich will doch nachfragen, ob Philipp III. so die Vertheidiger seiner Krone behandelt? Don Roderigo Calderon, wollt Ihr meine Schrift zu den Händen Eures königlichen Herrn gelangen lassen? Thut dieß, und ich bin Euch dankbar."

„Nein, Fonseca, ich will Euch nicht verderben: der König würde Euere Beschwerdeschrift dem Herzog von Lerma übergeben. Bah, dieß ist nicht der Weg, wie ein Mann von Verstand dem Mißgeschick entgegen

treten muß. Glaubt Ihr, ich wäre, was ich jetzt bin, wenn ich bei jeder Widerwärtigkeit getobt hätte, statt kalt zu überlegen? Setzt Euch und laßt uns bedenken, was geschehen kann."

„Nichts, wenn sich nicht bis Sonnenuntergang die Gefängnißthüre öffnet!"

„Halt, da fällt mir Etwas bei. Euere Haft ist zu Ende, sobald Ihr die Hoffnung auf Beatricens Besitz aufgebt. Wie aber, wenn man den Herzog glauben machen könnte, Beatrice habe Dich verlassen? Wie zum Beispiel, wenn sie aus dem Kloster, wie Ihr den Plan haltet, fliehen würde, und wir könnten den Herzog bereden, sie sei mit einem Andern davon?"

„Ach, schweigt!"

„Nein, welche Vortheile bei diesem Plane — welche Sicherheit! Wenn sie allein oder vorgeblich mit einem Andern flieht, wird der Herzog kein Interesse zur Verfolgung oder zur Strafe haben. Sie ist nicht von solcher Geburt, daß der Staat sich die Mühe nehmen sollte, sich sehr thätig darein zu mischen; sie kann sicher Frankreich erreichen, ja tausendmal sicherer, als wenn sie mit Euch, einem Hidalgo und Mann von Stande, fliehen würde, welchen der Staat ein Interesse hätte, zurückzufordrrn, und welchem die Inquisition, den Adel hassend, das Verbrechen der Entheiligung aufbürden würde. Es ist ein herrlicher Gedanke! Euere Gefangennehmung kann Euer Beider Rettung sein; Euer Plan kann ohne Euere persönliche Theilnahme noch besser gelingen, und nach wenigen Tagen wird der Herzog, in dem Glauben, daß nothwendig Erbitterung

an die Stelle der Liebe treten müsse, Euere Freilassung befehlen. Ihr könnt Beatrice an der Grenze treffen und mit ihr nach Frankreich fliehen."

„Aber," sagte Fonseca, durch den Rath Calderons überrascht, aber nicht überzeugt, „wer wird mich bei Beatrice vertreten? wer in den Garten eindringen? wer sie aus dem Kloster wegtragen?"

„Das will, Euch zu Liebe, ich thun. Vielleicht," setzte Calderon lächelnd hinzu, „kann ein Höfling eine solche Intrigue selbst mit mehr Gewandtheit durchführen als ein Soldat. Ich will sie nach dem Hause bringen, von welchem wir sprachen; dort kann sie, das weiß ich, in Sicherheit bleiben, bis die schläfrigen Nachforschungen von Beamten, die kein Interesse bei der Sache haben, aufhören, und von dort kann ich leicht Mittel finden, sie unter sicherem und ehrenhaftem Geleite an jeden Ort zu bringen, den es Euch belieben wird, mir zu bestimmen."

„Und glaubt Ihr, Beatrice werde mit Euch, einem Fremden, fliehen wollen? Unmöglich! Euer Plan gefällt mir micht."

„Er gefällt mir auch nicht," sagte Calderon kalt; „die Gefahren, denen ich mich auszusetzen erbot, sind zu drohend, als daß man eine Freude daran haben könnte; ich danke Euch, daß Ihr mir mein Anerbieten erlaßt. Ich hätte es auch gar nicht gemacht, Fonseca, ohne die eine Besorgniß: wie wäre es, wenn morgen der Herzog (bedenkt, er ist ein Mann der Kirche) die Novizin sieht? wenn er sie durch Drohungen gegen Euch ängstigt? wenn er die Aebtissin und die Kirche veran=

laßt, das Noviziat abzukürzen? wie, wenn Beatrice durch Zwang oder Furcht veranlaßt wird, den Schleier zu nehmen? wenn Ihr gleich am andern Morgen freigelassen werdet und sie für immer für Euch verloren findet?"

„Sie können — sie dürfen dieß nicht!"

„Der Herzog kann und erlaubte sich Alles, wo es den Ehrgeiz gilt: Euere Vermählung mit Beatrice würde er für eine seinem Hause angethane Schmach halten. Glaubt nicht, meine Warnungen seien grundlos, ich spreche als ein gut Unterrichteter: dieß ist die Handlungsweise, zu welcher der Herzog von Lerma entschlossen ist. Nichts Anderes hätte mich zu dem Anerbieten bewegen können, um Euretwillen allen Gefahren einer Verletzung der Gesetze und den drohenden Schrecknissen der Inquisition zu trotzen. Doch denken wir auf einen andern Plan. Ist Euere Flucht möglich? Ich fürchte — nein. Nein, Ihr müßt meiner Hoffnung vertrauen, den Herzog zu bereden, daß er die Sache nicht weiter verfolge; Ihr müßt vertrauen auf einen großartigen Plan, der alle seine Gedanken in Anspruch nimmt; auf eine Anwandlung von guter Laune nach seiner Siesta, oder vielleicht auf einen Anfall von Gicht oder einen Schlagfluß. Dieß sind Allem nach die möglichen Fälle menschlichen Glückes, die Zapfen, um welche sich das ernste Rad des menschlichen Lebens dreht."

Fonseca antwortete einige Augenblicke nicht; er ging mit hastigen, ungleichen Schritten durch das Zimmer und blieb zuletzt plötzlich stehen.

„Calderon, hier bleibt keine Wahl: ich muß mich

Euerem Edelmuthe, Euerer Treue, Euerer Freundschaft anvertrauen. Ich will an Beatrice schreiben, ich will ihr sagen, sie solle um meinetwillen Euch vertrauen."

Mit diesen Worten wandte sich Don Martin gegen den Tisch und schrieb in der Eile ein leidenschaftliches Billet, worin er die Novizin dringend bat, sich den Anweisungen Don Roderigo Calderons, seines besten, seines einzigen Freundes, anzuvertrauen; und als er diesen Brief in die Hände des Höflinges gab, wandte er sich ab, um seine Bewegung zu verbergen. Calderon war selbst tief ergriffen; seine Wange flammte und seine Hand schien zu zittern, als sie den Brief nahm.

„Bedenkt," sagte Fonseca, „daß ich Euch das Leben meines Lebens anvertraue. Wie Ihr treu gegen mich seid, so möge der Himmel Euch gnädig sein! — Halt," fügte er hinzu, „ich hatte dieß vergessen: hier ist der Hauptschlüssel."

„Wahr, wie einfältig bin ich gewesen! Und der Pförtner, wird er Deinem Stellvertreter Folge leisten?"

„Zweifelt nicht daran. Redet ihn mit dem Worte ‚Granada' an; aber er zählt darauf, an der Flucht Theil zu nehmen."

„Das läßt sich machen. Morgen sollt Ihr von dem Gelingen meines Unternehmens hören. Lebt wohl!"

Achtes Kapitel.

Die Flucht.

Es schlug Mitternacht in der Kapelle des Klosters.

Das Mondlicht schien mit ausnehmender Helle durch die hohen Fenster und übergoß mit einem geisterhaften Schein von Leben die Marmorbilder der Heiligen und Märtyrer, die ihre langen Schatten über den geheiligten Boden warfen. Nicht leicht konnte man sich etwas Traurigeres, Feierlicheres, Grabähnlicheres denken als diese heilige Stätte: die alten, von der Zeit geheiligten Mauern; die undurchdringliche Masse von Finsterniß, welche in den Vertiefungen gelagert war, wohin das Mondlicht nicht dringen konnte; die alten, massiven Gräber, über welchen das gemeißelte Abbild irgend einer abgeschiedenen Patronin oder Aebtissin lehnte, welche ein lebendiges Grab für die Behausungen der Seligen eingetauscht hatte. Aber hier — o wunderbares Menschenherz! — selbst hier, an diesem Orte, der in der That eine Predigt und Warnung war gegen menschliche Neigungen und sterbliche Hoffnungen — selbst hier konntest Du mit eben so wilder, glänzender und reiner Leidenschaft schlagen, als je eine die Brust hob oder in den Augen der Schönheit leuchtete in der freien Luft, welche die Guadiana kräuselt oder unter den in der Dämmerung aufgeführten Tänzen castilianischer Jungfrauen.

Eine schlanke Figur, von Kopf bis zu Fuß in einen Mantel gehüllt, schritt langsam die Kirche entlang.

So leicht und vorsichtig aber auch ihr Schritt war, weckte er doch ein leises, hohles, ominöses Echo, das mehr als der Schritt selbst die Heiligkeit des Ortes zu stören schien. Dieselbe blieb einem Beichtstuhle gegenüber stehen, der in den ihn umgebenden Schatten und in dunkeln Umrissen sichtbar war. Und dann tauchte daraus schüchtern eine weibliche Gestalt hervor und eine sanfte Stimme flüsterte: „Bist Du es, Fonseca?"

„Bst!" war die Antwort; „er weilet außen. Beeilt Euch, sprecht nicht, kommt."

Beatrice wich überrascht und beunruhigt durch die Stimme eines Fremden zurück; aber der Mann faßte sie bei der Hand, zog sie hastig aus der Kapelle und eilte mit ihr den Garten entlang durch eine Hinterthüre, welche offen stand, in eine dunkle Straße, welche an die Klostermauern stieß. Hier stand der harrende Pförtner mit einem Bündel in der Hand, das er öffnete und einen langen Mantel herausnahm, wie ihn die Frauen mittleren Standes in Madrid nebst der landesüblichen Mantilla oder Schleier zur Winterszeit trugen. Mit diesem hüllte, immer noch ohne zu sprechen, der Unbekannte die Gestalt der Novizin eilig ein und eilte wieder mit ihr weiter, bis er etwa hundert Schritte vor dem Gartenthor an einen Wagen kam, in welchen er Beatrice hob, dem Pförtner einige Worte zuflüsterte, sich selbst neben die Novizin setzte und den Wagen fortfahren hieß.

Es währte einige Augenblicke, ehe Beatrice sich wieder von ihrer ersten Bestürzung und Unruhe so weit erholte, daß sie die Seltsamkeit ihrer Lage deutlich

empfand. Sie war allein mit einem Unbekannten — wo war Fonseca? Plötzlich wandte sie sich zu ihrem Begleiter.

„Wer bist Du?" fragte sie; „wohin führst Du mich und warum —"

„Warum Don Martin nicht an Deiner Seite sei? Verzeihe mir, Sennora; ich habe einen Brief von Fonseca an Dich: nach wenigen Minuten sollst Du Alles wissen."

Jetzt gerieth eben der Wagen plötzlich unter einen Zug von Fußgängern und Equipagen, welcher den Weg versperrte. Es war eine glänzende Gesellschaft bei dem französischen Gesandten und dahin strömte der ganze Adel und die Ritterschaft Madrids. Calderon ließ die Blenden herab und schärfte Beatricen eilig Stillschweigen ein. Es vergingen einige Minuten, ehe der Kutscher sich wieder aus dem Gedränge herausarbeitete; dann trieb er, als wollte er den Verzug einbringen, seine Pferde zum raschesten Laufe an und wählte sorgfältig die dunkelsten und abgelegensten Straßen. Endlich erreichte der Wagen eine der Vorstädte, welche der Reisende noch heute auf seinem Wege von Madrid nach Frankreich durchschneidet. Die Pferde hielten vor einem einzelnen Hause, welches etwas abseits von der Straße stand und das nach dem Styl seiner Bauart von beträchtlichem Alter schien. Der Unbekannte stieg aus und pochte zweimal an die Thüre; ein alter Mann öffnete dieselbe, dessen scharfe Züge, gebückte Haltung und langer Bart ihn als einen Israeliten bezeichnete. Nach einem kurzen, flüsternd geführten Gespräche kehrte der

Unbekannte zu Beatrice zurück, half ihr mit ernstem Anstande aus dem Wagen steigen, führte sie über die Schwelle und eine Flucht roher, dämmernd beleuchteter Treppen, und trat mit ihr in ein reich eingerichtetes Zimmer. Die Wände waren mit Stoffen von prächtiger Färbung und kunstvoller Zeichnung behangen. Piedestale vom weißesten Marmor trugen in allen Ecken des Zimmers silberne Kandelaber. Die Sopha's und Ruhebetten waren von der schweren, aber kostbaren Art, welche damals in den Palästen Frankreichs und Spaniens Mode war und wovon Venedig (das eigentliche Vorbild der barbarischen Dekorationen, womit Ludwig XIV. den Geschmack von Paris verdarb) wahrscheinlich die ursprüngliche Erfinderin war. In einem Alkoven, unter einem silbernen Baldachin, war ein mit Weinen, Früchten und Fleischspeisen beladener Tisch bereitet, und die Eleganz und Pracht, welche in diesem Zimmer herrschten, standen in vollkommenem Widerspruche mit dem halbverfallenen Aeußern der Wohnung, dem finstern und rohen Eingange in dieses Gemach und dem gemeinen, servilen Aussehen des Juden, der, als wartete er auf weitere Befehle, an der Thüre stand oder vielmehr kauerte. Mit einer Bewegung der Hand entließ der Unbekannte den Israeliten, näherte sich dann Beatricen und überreichte ihr Fonseca's Brief.

Während mit einer bezaubernden Mischung von Sittsamkeit und Begierde sich Beatrice mit halb abgewandtem Gesichte über die wohlbekannten Züge beugte, betrachtete Calderon sie mit forschendem, neugierigem Blicke.

Der Höfling war in diesem Falle nicht völlig der Schurke, wofür ihn der Leser dem äußern Anscheine nach gehalten haben mag. Sein Plan war folgender: er hatte beschlossen, sich den Wünschen des Prinzen zu fügen — seine Sicherheit hing hievon ab. Aber Fonseca sollte nicht rücksichtslos geopfert werden. Bei seiner tiefen Verachtung des weiblichen Geschlechtes und der festen Ueberzeugung von ihrem natürlichen Hange zu Verrath und Betrug, konnte Calderon nicht glauben, daß die Schauspielerin der Engel des Lichtes und der Reinheit sei, wofür sie der verliebte Fonseca hielt. Er hatte beschlossen, sie der Probe der Bewerbung des Prinzen zu unterwerfen. Fiel sie, sollte er seinen Freund nicht davor bewahren, der Narr einer schlauen Intriguantin zu werden? Mußte er nicht den Dank Don Martins verdienen gerade für die Versuchung, welcher Beatrice jetzt ausgesetzt werden sollte? Wenn er Fonseca von ihrer Falschheit überzeugen konnte, so stand er gerechtfertigt vor seinem Freunde, während er sich die Gunst des Prinzen sicherte. Ging aber im Gegentheile Beatrice unbefleckt durch die Probe, sollte der Prinz, erbittert über ihre hartnäckige Tugend, drohen, von der werbenden Huldigung zur Gewaltthat überzugehen, so wußte Calderon wohl, daß nicht schon bei der ersten oder zweiten Zusammenkunft eine wirkliche Gefahr für die Novizin zu besorgen war und daß er Zeit genug haben würde, ihre Flucht durch Mittel zu bewerkstelligen, welche den Prinzen vollständig über seine Mithülfe zu dem Entkommen täuschen mußten. Dieß war das Compromiß, welches Calderon zwischen

seinem Gewissen und seinem Ehrgeize getroffen. Während er aber die Novizin betrachtete, drängten, obgleich ihr Antlitz von ihm abgewendet und halb von der Kopfbedeckung, welche sie aufgesetzt, verschleiert war, doch sonderbare, unheilverkündende und beunruhigende Gefühle, wie jene Erinnerungen an die Vergangenheit, welche bisweilen in der Gestalt von Prophezeihungen der Zukunft kommen, sich verworren und unbestimmt in seine Brust. Die unbewußte, außerordentliche Anmuth ihrer Gestalt, ihre rührende Jugend, das über sie ausgegossene Wesen der Unschuld, ein Etwas in der Zartheit ihrer schönen, aber feenhaften Verhältnisse, was den Schutz des Mannes für die Hülflose in Anspruch nahm, schien ihm seine Verrätherei vorzuwerfen und was noch von Mitleid oder menschlicher Sanftmuth in seinem Wesen war, zu wecken.

Die Novizin hatte den Brief gelesen und als sie sich überrascht und beunruhigt schnell gegen Calderon umwandte, um von ihm Aufklärung zu verlangen, sah sie zum ersten Male seine Züge und sein Aeußeres, denn er hatte jetzt seinen Mantel und den breiten spanischen Hut mit den schweren Federn abgelegt. So begegneten sich ihre Augen und wie dieß geschah, fuhr Beatrice von ihrem Sitze auf und stieß einen gellenden Schrei aus.

„Und Dein Name ist Calderon — Don Roderigo Calderon! Ist es möglich? Hattest Du nie einen anderen Namen?“ rief sie aus und näherte sich ihm bei diesen Worten langsam und schüchtern.

„Dame! Calderon ist mein Name,“ versetzte der

Marquis, aber seine Stimme bebte. „Aber der Deinige — der Deinige, ist er wirklich Beatrice Coello?“

Beatrice antwortete nicht, sondern trat ihm immer näher, bis er ihren Athem an seiner Wange fühlte; dann legte sie ihre Hand auf seinen Arm und schaute ihm in's Angesicht mit einem so ernsten, so innigen und festen Blicke, daß Calderon, wäre nicht ein seltsamer, fürchterlicher Gedanke — halb Staunen, halb Verdacht gewesen, der allmälig seine Seele beschlichen hatte und sich jetzt ihrer ganz bemächtigt hatte — hätte zweifelhaft werden können, ob die Vernunft der armen Novizin ganz in der Ordnung sei.

Nach und nach wandte Beatrice den Blick ab, und dieser fiel auf einen großen Spiegel gegenüber, der ihr und Calderons Antlitz in vollem Lichte zurückwarf. Jetzt, wo ihre natürliche Blüthe einer Bläße gewichen war, nicht viel weniger statuenartig als die, welche gewöhnlich auf Calderons Antlitz lag, wo das holde Spiel und die der ersten Jugend gehörige Beweglichkeit der Züge einer starren, marmorartigen Ruhe des Ausdruckes Platz gemacht hatte — jetzt trat eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Personen sichtbar und erschreckend hervor. Gleicher Weise und in demselben Augenblick fiel diese Aehnlichkeit Beatricen und Calderon auf, und Beide stießen, in den Spiegel schauend, zugleich einen unwillkürlichen Ausruf aus.

Mit zitternder, hastiger Hand suchte die Novizin in den Falten ihres Kleides und zog eine kleine, lederne Tasche, mit silbernen Klammern geschlossen, hervor. Sie berührte die Feder und nahm ein Miniaturbild heraus,

worauf sie einen raschen, wilden Blick warf; dann erhob sie ihre Augen zu Calderon und rief: „Es muß so sein, es ist, es ist mein Vater!“ und fiel regungslos zu seinen Füßen.

Calderon bemerkte einige Augenblicke den Zustand der Novizin nicht; dieß Zimmer, das beabsichtigte Opfer, die Gegenwart, das Unheil der Zukunft — Alles war aus seiner Seele gewischt; er war in die Vergangenheit zurückversetzt von beiden fürchterlichen Geistern: Erinnerung und Gewissen. Seine Kniee schlugen an einander, sein Gesicht wurde gelb, kalte Tropfen standen auf seiner Stirne; er murmelte unzusammenhängende Worte, bückte sich und nahm das Bild auf. Es war der Kopf eines Mannes in der schlichten Tracht eines Studenten von Salamanka und in der ersten Blüthe der Jugend; die edle Stirne, heiter und ruhig, mit dem Gepräge der Aufrichtigkeit und des Muthes; die glatte Wange blühend von den Farben der Gesundheit; die Lippen zu einem Lächeln des Glückes sich öffnend und beredt von Wonne und Hoffnung; es war das Antlitz dieses schlauen, begehrlichen, ehrsüchtigen, gewissenlosen Mannes, als das Leben noch keine Sünden auf dasselbe gehäuft hatte; es war, als wäre der Geist der Jugend zurückgekommen, um die Verbrechen des Mannes zu verklagen. Das Bild entfiel seiner Hand, er stöhnte laut, dann blickte er auf die ausgestreckte Gestalt der Novizin und sagte: „Arme Unglückliche! kann ich glauben, daß Du wirklich von meinem Stamme und Blute bist, oder täuscht und verspottet mich nicht vielmehr die Natur, welche Deinem Antlitze diese Züge aufprägte?

Wenn sie, Deine Mutter, log, warum nicht auch die Natur selbst?"

Er hob die Novizin in seinen Armen auf und betrachtete lange und nachdenklich ihre leblosen, so lieblichen Züge. Sie rührte sich nicht und schien kaum zu athmen; aber er bildete sich ein, er fühle, wie ihre Arme ihn umschlingen; er glaubte, die Stimme wieder zu hören, die ihn „Vater" begrüßte. Sein Herz schlug laut, der göttliche Instinkt überwog Alles: er preßte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Stirne und seine Thränen fielen dicht und warm auf ihre Wange. Aber wieder durchzuckte ihn die dunkle Erinnerung und er schauderte, legte die Novizin schnell auf eines der Ruhebetten und schrie laut.

Der Jude erschien und erhielt den Befehl, Jacinta zu rufen. Ein junges Weib von derselben Religion, von rauhem und unlieblichem Aeußeren, trat ein, und ihrer Sorgfalt übergab Calderon die bewußtlose Beatrice.

Während Jacinta ihr die Kleider aufschnürte und die Schläfe der Novizin rieb, schien Calderon in düstere Gedanken versunken. Endlich ging er langsam hinweg, als wollte er das Zimmer verlassen, als er mit dem Fuße an die Tasche, in welcher sich das Gemälde befunden, stieß, und sein Auge auf ein Papier fiel, das darin gefaltet und versteckt lag. Er nahm es auf, schlug die Vorhänge zurück und eilte in ein kleines, von einer einzigen Lampe erleuchtetes Cabinet. Hier las Calderon allein und ungesehen folgenden Brief:

„An Roderigo Nunez!

Wird dieser Brief Dir je vor Augen kommen? Ich weiß es nicht; aber es ist mir ein Trost, auf dem Sterbebette an Dich zu schreiben, und ohne den fürchterlichen, quälenden Gedanken, daß Du mich, die nur in Deiner Liebe lebte, für treulos und entehrt hältst, wäre mir der Tod selbst nur süßer, weil er die Folge Deines Verlustes ist. Ja, ein gewisses Etwas sagt mir, diese Zeilen werden nicht umsonst geschrieben sein; daß Du sie einst lesen wirst, wenn diese Hand regungslos und dieses Haupt zur Ruhe ist, und daß Du dann fühlen werdest, ich hätte es, wäre ich nicht unschuldig gewesen, nicht wagen können, so an Dich zu schreiben; daß Du in jedem Worte ein Zeugniß lesen werdest, stark wie die Stimme von Tausenden, ein einfaches, aber feierliches Zeugniß der Treue und Wahrheit. Wie, wenn ich um Deinetwillen Alles verließ: die Heimath, die Liebe eines Vaters, Reichthum und den Namen, den ich von Mauren geerbt, die einst Monarchen gewesen, konntest Du glauben, ich habe nicht meine Liebe zu Dir zum Herzen, zum Leben, zum Prinzip meines ganzen Wesens gemacht? Und ein kurzes Jahr, konnte dieses hinreichen, meine Treue zu erschüttern? ein Jahr der Ehe und zwei Monate der Trennung? Du verließest mich, verließest die theure Heimath an dem silbernen Xenil. Denn die Liebe genügte Dir nicht; der Ehrgeiz fing an, sich in Dir zu regen und Du nanntest ihn Liebe! Du sagtest: es schmerze Dich, daß ich arm sei, daß Du mir nicht den Reichthum und Ueberfluß gewähren könnest, den ich verloren. Ach, warum wandtest Du Dein Ohr so ungläubig weg von der

Versicherung, daß in Dir, in Dir allein mein Ehrgeiz und Stolz ihre Befriedigung finden? Du behauptetest, die einstigen Sterndeuter haben an Deiner Wiege prophezeit, daß Du zu hohen Ehren und glänzender Macht geboren seiest, und daß diese Prophezeihung von selbst in Erfüllung gehen werde. Du verließest mich, um in Madrid Deinen Verwandten aufzusuchen, der sich zu dem Posten eines Ministers aufgeschwungen hatte, und von dessen Liebe Du Dir die Eröffnung einer Laufbahn für Dich versprachst. Erinnerst Du Dich noch, als wir schieden, wie Du meine Thränen wegküßtest und wie sie von Neuem hervorbrachen — wie Du wieder und immer wieder sagtest: „Lebewohl!" immer und immer wieder zurückkehrtest, als ob wir uns nie trennen könnten! Und ich nahm mein erst vor wenigen Wochen geborenes Kind aus der Wiege und legte es in Deine Arme und ließ Dich sehen, wie es schon Dein Lächeln kenne? Und waren dieß die Zeichen der Untreue? O, wie schmachtete ich nach dem Laute Deines Schrittes, wenn Du fort warst! wie der ganze Sommer mir verschwunden war von der Landschaft, und wie ich, zu dem Kinde zurückkehrend, Dich wieder zu sehen glaubte! Den Tag, nachdem Du fort warst, pochte es an der Thüre des Landhauses: die Wärterin öffnete, und herein trat Dein früherer Nebenbuhler, den mir mein Vater hatte aufdrängen wollen, der Reichste unter den Abkömmlingen der Mauren, Arraez Ferrares. Warum lange verweilen bei diesem verhaßten Gegenstande? Er hatte dieses Haus aufgespürt, er hatte Deine Entfernung erfahren, er kam, mich mit seinen Liebesschwü-

ren zu beschimpfen. Bei der gebenedeiten Mutter, die Du mich anbeten gelehrt, bei den Schrecken und Qualen des Todes, bei meinen Hoffnungen auf den Himmel, ich bin unschuldig, Roderigo, ich bin unschuldig! O, wie konntest Du Dich so täuschen lassen? Er verließ das Haus grollend und wüthend; wieder suchte er mich auf, zum dritten und zum vierten Male, und als ihm die Thüre verschlossen wurde, belauerte er jeden meiner Schritte. Obgleich wir allein und vertheidigungslos waren, Dein Weib und Dein Kind mit nur einer Dienerin, fürchtete ich ihn doch nicht; aber ich zitterte vor Deiner Rückkehr, denn ich wußte, daß Du ein Spanier, ein Castilianer warst, und daß unter Deinem ruhigen und sanften Aeußeren Stolz, Eifersucht und Rache lauerten. Dein Brief kam, der einzige Brief seit Deiner Abreise, der letzte Brief von Dir, über den ich weinen, den ich an mein Herz legen darf. Dein Verwandter war todt und sein Vermögen bereicherte einen näheren Erben. Du warst im Begriffe, heimzukehren. Der Tag, an dem ich Dich erwarten durfte, kam näher — er war da. Während der letzten Woche hatte ich von Ferrares Nichts mehr gesehen und gehört; ich hoffte, er habe endlich die Fruchtlosigkeit seiner Bewerbung eingesehen. Ich ging in das Thal, Dein Kind auf meinem Arm, Dir entgegen; aber Du kamst nicht. Die Sonne ging unter, und das Licht Deiner Augen trat nicht an die Stelle des sich neigenden Tages. Ich kehrte nach Hause zurück und blieb die ganze Nacht, Deiner harrend, wach; aber vergebens. Am andern Morgen ging ich wieder in das

Thal, und wieder kehrte ich mit krankem Herzen in meine öde Behausung zurück. Es war Mittag. Als ich mich der Thüre näherte, bemerkte ich Ferrares. Er drängte sich mit Gewalt ein. Ich sagte ihm von Deiner erwarteten Rückkehr und drohte ihm mit Deiner Rache. Er verließ mich, und geängstigt von tausend unbestimmten Ahnungen, setzte ich mich hin und weinte. Die Wärterin, Leonarda, wachte im inneren Zimmer an der Wiege unseres Kindes. Ich war allein. Plötzlich ging die Thüre auf. Ich hörte Deinen Schritt; ich kannte ihn; ich kannte seine Musik. Ich sprang auf. Heilige des Himmels! welche Begegnung, welche Rückkehr! Blaß, hohläugig, Deine Hände und Kleider von Blut triefend, Deine Augen funkelnd von wahnsinnigem Feuer, ein fürchterliches Hohnlächeln um den Mund, so standest Du vor mir. Ich wollte mich an Deine Brust werfen, Du schleudertest mich von Dir; ich fiel auf meine Kniee und die Spitze Deiner Klinge war auf mein Herz gerichtet — auf das Herz, das so voll war von Dir! „Er ist todt, sagtest Du mit hohler Stimme, er ist todt — Dein Buhle; nimm Dein Bett neben ihm!“ Ich weiß nicht, was ich sagte, aber es schien Dich zu rühren; Deine Hand zitterte, und die Spitze Deiner Waffe senkte sich. Jetzt stürzte Leonarda, die Deine Stimme hörte, in das Zimmer und trug Dein Kind in ihren Armen. „Siehe,“ rief ich, „siehe, Deine Tochter; siehe, sie streckt ihre Händchen nach Dir aus — sie bittet für ihre Mutter!“ Bei diesem Anblick wurde Deine Stirne finster, der Dämon erfaßte Dich wieder. „Mein Kind!“ waren Deine grausamen Worte — sie

gellen mir noch in den Ohren —, ‚nein! es wurde vor der Zeit geboren — ha! ha! Du verriethest mich von Anfang an!‘ Damit erhobst Du Dein Schwert; aber auch da noch (o, beseligender Gedanke! auch da noch) lähmten Gewissensbisse und Liebe Deine Hand und wandten Deinen Blick ab; der Streich war nicht tödtlich. Ich fiel bewußtlos zu Boden, und als ich wieder zu mir kam, warst Du fort. Fieber-Phantasieen folgten, und als Bewußtsein und Vernunft wiederkehrten, sah ich einen heiligen Priester an meiner Seite, und von ihm erfuhr ich nach und nach Alles, was mir bis dahin dunkel gewesen. Ferrares hatte man, wie er sich in seinem Blute wälzte, in dem Thale gefunden. In ein nahe gelegenes Kloster gebracht, lebte er noch einige Tage, während welcher er den an Dir begangenen Verrath bekannte, in seinen letzten Stunden den christlichen Glauben annahm und sein Verbrechen mit seiner eigenen Namensunterschrift bezeugte. Er beauftragte den Mönch, der ihn bekehrt und seine Beichte gehört hatte, diesen Beweis meiner Unschuld in meine Hände zu überliefern. Siehe ihn hier beigeschlossen. Wenn dieser Brief je zu Dir gelangt, wirst Du erkennen, wie treu Dir Dein Weib im Leben war und deßhalb auch das Recht hat, Dich im Tode zu segnen."

Bei dieser Stelle ließ Calderon den Brief aus der Hand sinken und wurde von einer Art Lähmung befallen, die ihn einige Augenblicke selbst des Lebens zu berauben schien. Als er wieder zu sich kam, griff er hastig nach einem in dem Brief eingeschlossenen Papiere,

auf welches er bisher nicht geachtet hatte. Auch jetzt noch war seine Bewegung so groß, daß sein Auge verdunkelt und getrübt war, und es dauerte lange, ehe er die von der Zeit gebleichten Schriftzüge lesen konnte.

„An Inez.

Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, laß mich sie hinbringen mit Buße und Gebet, weniger für mich, als für Dich. Du weißt nicht, wie wahnsinnig ich Dich liebte, und wie Dein Haß oder Deine Gleichgültigkeit jede Leidenschaft zur Marter steigerte. Doch genug hievon. Als ich Dich wieder sah, Deinem Glauben abtrünnig, arm, unangesehen und zu dem Leben einer Bäuerin verdammt, da gestalteten sich kühne Hoffnungen zu kecken Entschlüssen. Als ich Dich unerbittlich fand, wandte ich meine Künste gegen Deinen Gatten. Ich kannte seine Armuth und seinen Ehrgeiz; wir Mauren haben hinlänglich Gelegenheit gehabt, die Habsucht der Christen kennen zu lernen! Ich trug einem Manne, dem ich vertrauen konnte, auf, ihn in Madrid aufzusuchen. Schätze, reiche Schätze, die einem Spanier alle Pforten der Macht aufschließen konnten, wurden ihm angeboten, wenn er Dir für immer entsagen wollte. Ja, um alle Liebe in seiner Brust zu ersticken, wurde ihm gesagt, ich habe das frühere Recht, Du habest Dich meiner Bewerbung hingegeben, ehe Du mit ihm geflohen, Du habest seine Liebe benützt, um Deiner Entehrung zu entgehen, Dein Kind selbst sei von einem anderen Vater. Ich hatte erfahren, und ich machte mir die Kunde zu Nutzen, daß es vor seiner

Zeit geboren war. Wir hatten uns über die Wirkung dieser Vorstellungen, unterstützt und beglaubigt durch falsche Briefe, verrechnet: statt Dich zu verlassen, dachte er nur darauf, seine Schmach zu rächen. Als ich Dein Haus verließ, das letzte Mal, wo ich in Deine grollenden Augen blickte, fand ich den Rächer auf meinem Wege! Er hatte mich Dein Dach verlassen sehen, für ihn bedurfte es keiner weiteren Bestätigung der ihm erzählten Geschichte. Ich fiel in die Grube, die ich Dir gegraben. Das Gewissen entnervte meine Hand und stumpfte mein Schwert; kaum kreuzten sich unsere Klingen, als seine Waffe mich zu Boden streckte. Man sagt mir, er sei vor der Rache des Gesetzes entflohen; ohne Furcht mag er zurückkehren. Feierlich und auf dem Sterbebette und im Angesichte des letzten Gerichtes bezeuge ich vor der Gerechtigkeit und vor der Welt, daß wir redlich gefochten und daß ich verdientermaßen sterbe. Ich habe Deinen Glauben angenommen, obgleich ich seine Geheimnisse noch nicht begreifen kann. Es ist genug, daß er mir die einzige Hoffnung eines dereinstigen Wiedersehens gewährt. Ich will, daß diese Zeilen an Dich bestellt werden, ein ewiges Zeugniß Deiner Unschuld und meiner Schuld. Ach, kannst Du mir vergeben? Ich wußte von keiner Sünde, bis ich Dich sah.

Arraez Ferrares."

Calderon hielt inne, ehe er den Schluß des Briefes seiner Gattin las; und obgleich er stumm und regungslos blieb, waren doch Todeskampf und Verzweiflung

nie fürchterlicher auf dem Antlitze eines Menschen ausgeprägt.

Schluß von Inez Brief.

„Und was nützt mir dieß Zeugniß meiner Treue? Du bist geflohen! nirgends findet man Deine Spur; ich werde Dich auf Erden nicht mehr sehen. Ich sterbe schnell dahin, aber nicht an der Wunde, die ich von Dir empfing; lasse diesen Gedanken Deine Seele nicht verfinstern, mein Gatte! Nein, diese Wunde ist geheilt. Der Gedanke ist schärfer als das Schwert. Ich habe mich in Kummer aufgezehrt über Deinen und Deiner Liebe Verlust! Kann der Schatten ohne die Sonne leben? Und wirst Du nie die Hand auf die Stirne meiner Tochter legen und sie segnen um ihrer Mutter willen? Ach, ja, ja! Die Heiligen, die über den Schicksalen der Menschen wachen, werden sie Dir eines Tages in den Weg führen, und die Stunde, welche Dir eine Tochter schenkt, soll auch das Andenken Deines Weibes Dir reinigen und heiligen . . . . . Leonarda hat gelobt, unserem Kinde Mutter zu sein, es zu pflegen, für dasselbe zu arbeiten und es, wenn auch in Armuth, doch in der Tugend zu erziehen. Ich übergebe diese Briefe Leonarda's Verwahrung nebst Deinem Bild, das nicht von meiner Brust kommen soll, bis das Herz in demselben aufgehört hat zu schlagen. Nicht eher, als bis Beatrice (ich habe sie so getauft, es war der Name Deiner Mutter!) in das Alter getreten ist, wo die Vernunft ringen kann mit dem Kummer des

Herzens, soll ihre Jugend durch die Kunde unseres Schicksals getrübt werden. Leonarda hat mich beredet, Beatrice solle nicht Deinen Namen Nunez annehmen. Unsere Geschichte hat Grausen erregt, denn man versteht sie nicht, und Du wirst der Mörder Deiner Gattin genannt, und die Geschichte unseres Jammers würde immer an dem Leben unserer Tochter haften und ihr zu Ohren kommen und vielleicht ihr Glück vergiften. Aber ich weiß, Du wirst sie deßhalb auffinden, denn die Natur hat ihre eigene Vorsehung. Wenn Du sie endlich auffindest, so schütze, bewahre, liebe sie, die Dir geheiligt ist und bleiben wird, das reine, aber traurige Vermächtniß der Liebe und des Todes. Ich bin zu Ende. Ich segne Dich sterbend!

Inez."

Kaum hatte er die letzten Worte gelesen, als die Glocke schlug; es war die Stunde, zu welcher der Prinz kommen sollte. Dieser Gedanke brachte Calderon wieder zum Bewußtsein der Gegenwart, der nahenden Gefahr. Alle die kalten Berechnungen, die er in Betreff der ihm unbekannten Novizin gemacht hatte, verschwanden jetzt. Er küßte den Brief leidenschaftlich, legte ihn auf seine Brust und eilte in das Gemach, wo er sein Kind gelassen hatte. Unsere Erzählung kehrt zu Fonseca zurück.

Neuntes Kapitel.

Das Gegencomplott.

Calderon hatte den jungen Krieger noch nicht lange verlassen, als der Gouverneur des Gefängnisses eintrat, um einem Gefangenen von so hoher Geburt und solchem militärischen Rufe seine Achtung zu bezeugen.

Fonseca, immer von heftiger, ungestümer Gemüthsart, war nicht in der Stimmung, Complimente anzunehmen und zu erwiedern; aber der Gouverneur hatte sich kaum gesetzt, als er im Gespräche eine Saite anschlug, welche augenblicklich die Aufmerksamkeit des Gefangenen anzog und sein Interesse fesselte.

„Fürchtet nicht, Herr," sagte er, „daß Eure Haft von langer Dauer sein werde; die Macht Eures Feindes ist groß, aber sie ist ihrem Ende nahe. Schon zieht sich das Gewitter über ihm zusammen; er muß mehr als ein Mensch sein, wenn er dem Donnerkeil entrinnt."

„Sprecht Ihr so zu mir von meinem eigenen Verwandten, dem Herzoge von Lerma?"

„Nein, Don Martin, verzeiht mir. Ich sprach von dem Marquis von Siete Iglesias. Seid Ihr denn so ganz fremd am Hofe und in Madrid, daß Ihr glaubt, der Herzog von Lerma unterzeichne so Etwas ohne das Verlangen des Don Roderigo? ja, er sehe das Papier nur an, auf welches er seinen Namen setzt? Verlaßt Euch darauf: Ihr seid hier, um die Habsucht oder die Rache der Geißel Spaniens zu befriedigen."

„Unmöglich!" rief Fonseca. „Don Roderigo ist mein Freund, mein Gönner. Er überhäuft mich mit seiner Güte."

„Dann seid Ihr ganz gewiß verloren," sagte der Gouverneur im Tone des Mitleids; „der Tiger liebkost immer seine Beute, ehe er sie verschlingt. Was habt Ihr gethan, seine Güte zu verdienen?"

„Sennor," sagte Fonseca argwöhnisch, „Ihr sprecht zu einem Unbekannten mit einem sonderbaren Mangel an Behutsamkeit, und zwar von einem Mann, dessen Macht Ihr selbst eingesteht."

„Weil ich vor seiner Rache sicher bin; weil die Inquisition bereits ihr unheilbringendes Auge auf ihn gerichtet hat; weil ich dieser Inquisition nicht unbekannt, nicht ohne ihren Schutz bin; weil ich mit Freude und Triumph die Stunde kommen sehe, welche den Kuppler des Prinzen, den Verräther des Königs, den Räuber des Volkes der Gerechtigkeit überliefern wird; weil ich Antheil an Euch nehme, Don Martin, was Ihr wohl begreifen werdet, sobald Ihr meinen Namen erfahrt. Ich bin Juan de la Nuza, der Vater des jungen Offiziers, dem Ihr bei dem Angriffe der Morisken in Valencia das Leben gerettet, und ich bin Euch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet."

Es lag in dem offenen, herzlichen Tone des Gouverneurs Etwas, was ihm sogleich Fonseca's Vertrauen gewann. Er wurde unruhig und in seinem Innern stieg Verdacht auf gegen seinen früheren Lehrer und nunmehrigen Gönner.

„Was, muß ich fragen, hast Du gethan, um seine

Aufmerksamkeit auf Dich zu lenken? Calderon ist nicht launisch in seiner Grausamkeit. Bist Du reich und hofft er, Du würdest Deine Freiheit mit fünftausend Pistolen erkaufen? Nein! Hast Du die Bahn seines Ehrgeizes durchkreuzt? Hat er Dich mit Uzeda zusammen gesehen? oder stehst Du in Gunst bei dem Prinzen? Alles nicht! Dann hast Du eine Gattin, eine Schwester, eine Geliebte von seltenen Vorzügen und Reizen, mit welcher Calderon die Gelüste des ausschweifenden Infanten vergnügen und sich in seiner Achtung erhalten will? Ha, Du wechselst die Farbe!"

„Beim Himmel! Ihr macht mich toll mit diesen teuflischen Vermuthungen! Sprecht deutlicher."

„Ich sehe, Du kennst Calderon nicht," sagte der Gouverneur mit bitterem Lächeln. „Ich dagegen wohl, denn meine Nichte war schön und der Prinz bemühte sich um sie. Doch genug hievon; an seinem Schaffot oder an der Folter werde ich meine Rache an Roderigo Calderon befriedigt sehen. Ihr sagtet, der Herzog von Lerma sei Euer Verwandter; so seid Ihr denn ebenso auch mit seinem Sohne, dem Herzog von Uzeda, verwandt. Wendet Euch nicht an Lerma: er ist Calderons Werkzeug. Wendet Euch an Uzeda: er ist Calderons Todfeind. Während Calderon Grund bei dem Prinzen gewinnt, macht Uzeda Fortschritte bei dem Könige. Uzeda kann mit einem Worte Deine Freilassung bewirken; der Herzog kennt mich und vertraut mir. Willst Du mir den Auftrag geben, ihn mit Deiner Verhaftung bekannt zu machen und ihn um seine Verwendung bei Philipp zu bitten?"

„Ihr gebt mir neues Leben! Aber keine Stunde ist zu verlieren; diese Nacht, diesen Tag, o, barmherzige Mutter! welches Bild habt Ihr heraufbeschworen! Fliegt zu Uzeda, wenn Ihr meine Vernunft retten wollt. Ich selbst habe ihn seit meinen Knabenjahren kaum mehr gesehen: Lerma verbot mir, seine Freundschaft zu suchen. Aber ich bin von seinem Stamme, seinem Blute."

„Seid getrost, ich werde den Herzog heute sehen: ich habe Geschäfte mit ihm, wovon Ihr Nichts ahnt. Wir bringen seltsame Dinge zu einer Entscheidung. Hofft das Beste."

Damit verabschiedete sich der Gouverneur.

Mit der Abenddämmerung stand Don Juan de la Nuza, in einen dunkeln Mantel gehüllt, vor einer kleinen, tief in einer massiven, düsteren Mauer eingebrachten Thüre, welch erstere sich auf der einen Seite einer öden, gewundenen Straße hinzog. Ohne die Spur einer lebenden Hand öffnete sich die Thüre auf sein Pochen, und der Gouverneur trat in einen langen und schmalen Gang, der zu Zimmern führte, welche schauerlichere Empfindungen erweckten als irgend eines in seinem eigenen Gefängnisse. Hier begegnete er plötzlich dem Jesuiten Fray Louis de Aliaga, dem Beichtvater des Königs.

„Wie geht es dem Großinquisitor?" fragte de la Nuza.

„Er hat so eben sein Leben ausgehaucht," antwortete der Jesuit. „Seine so plötzliche Krankheit verspottete jede Hülfe. Sandoval y Roxas ist bei den Heiligen!"

Der Gouverneur, der, wie der Leser leicht erräth,

der heiligen Körperschaft angehörte, bekreuzte sich und antwortete: „Wer wird wohl sein Nachfolger in diesem Amte sein? Wer wird zuerst das Ohr des Königs gewinnen?"

„Ich weiß nicht," versetzte der Jesuit; „aber ich bin in diesem Augenblicke zu Uzeda berufen worden. Verzeiht meine Eile."

Mit diesen Worten schlüpfte Aliaga fort.

„Mit Sandoval y Roxas," murmelte Don Juan, „stirbt der letzte Beschützer Calderons und Lerma's, es müßte denn der schlaue Marquis den König zu bereden wissen, daß er Aliaga, seinen Freund, zum Nachfolger des verstorbenen Kardinals ernennt. Aber Aliaga sucht Uzeda auf — Uzeda, seinen Feind und Nebenbuhler. Was kann dieß zu bedeuten haben?"

Während dieses Selbstgespräches setzte der Gouverneur schweigend seinen Weg fort, bis er zu einer Thüre kam, vor welcher zwei Männer mit Masken standen, die ihn mit einer stummen Verbeugung des Kopfes grüßten. Die Thüre öffnete sich und schloß sich wieder, nachdem der Gouverneur eingetreten war.

Mittlerweile hatte der Beichtiger den Palast des Herzogs von Uzeda erreicht. Uzeda war nicht allein: bei ihm war ein Mann, dessen gelbe Gesichtsfarbe, häßliche Züge und einfache Kleidung einen seltsamen Contrast zu der stattlichen Person und dem kostbaren Anzuge des Herzogs bildeten. Sobald aber dieser Mann nur den Mund öffnete, so fiel die Vergleichung nicht mehr zu seinem Nachtheile aus. Etwas in dem Glanze seines tiefliegenden Auges, in der bezaubernden Eigen-

thümlichkeit seines Lächelns, und vor Allem in dem Tone seiner musikalischen, ernsten Stimme fesselte die Aufmerksamkeit plötzlich an seine Worte. Und was immer diese Worte sein mochten, es trug dieser Mann, wie auch seine Denk- und Redeweise, das Gepräge eines zugleich schlauen und Achtung gebietenden Ernstes. Diese Person war Gaspar de Guzman, damals nur Kammerherr des Prinzen (und diesen Posten verdankte er Calderon, für dessen Kreatur er galt), nachmals so berühmt in der Geschichte Philipps IV. als Graf von Olivarez und erster Minister Spaniens.

Die Unterredung zwischen Guzman und Uzeda neigte sich eben, als der Jesuit eintrat, ihrem Schlusse.

„Ihr seht," sagte Uzeda, „wenn wir Calderon zermalmen wollen, so müssen wir uns auf die Inquisition stützen. Jetzt ist es an der Zeit, in dem Nachfolger von Sandoval y Roxas einen Mann zu wählen, der zu dem Verderben des Günstlinges die Hand bietet. Der Grund, weßhalb ich Aliaga vorschlage, ist folgender: Calderon wird nie ein Mißtrauen in seine Freundschaft setzen und uns deßhalb auch bei dem Könige nicht in die Quere kommen. Der Jesuit, der um die Beförderung seiner selbst oder seines Ordens willen die ganze Christenheit verkaufen würde, wird gerne Calderon aufopfern für den Präsidentenstuhl der Inquisition."

„Ich glaube es," versetzte Guzman. „Ich billige Eure Wahl und Ihr könnt Euch auf mich verlassen, daß ich Calderon bei dem Prinzen verderben werde. Ich habe das Mittel gefunden, Philipp zu beherrschen: es besteht darin, daß man ihm einen Grund gibt, seine

Günstlinge zu verachten, daß man seiner Eitelkeit schmeichelt, ohne seine Laster zu theilen. Glaubt mir, Ihr allein, wenn Ihr meinen Räthen folgt, könnt der Minister des vierten Philipp sein."

Hier trat ein Page ein, um Don Fray Louis de Aliaga anzumelden.

Uzeda ging nach der Thüre und empfing den heiligen Mann mit tiefer Ehrfurcht.

„Setzt Euch, mein Vater, und laßt mich sogleich zu der Hauptsache kommen, denn die Zeit drängt, und heute Nacht muß Alles abgemacht sein. Ehe Andere auf den König einen Einfluß ausüben, müssen wir rasch die Ernennung von Sandovals Nachfolger durchsetzen."

„Das Gerücht sagt, der Kardinal-Herzog, Euer Vater, wünsche selbst den erledigten Präsidentenstuhl der Inquisition."

„Mein armer Vater! er ist alt — seine Sonne ist untergegangen. Nein, Aliaga; ich habe an einen Mann gedacht, passender für diesen hohen und ernsten Posten: mit einem Worte, es steht bei Euch, ob Ihr die Stelle annehmen wollt. Ich kann Euch zum Großinquisitor von Spanien machen — ich."

„Mich!" sagte der Jesuit und wandte sein Gesicht bei Seite. „Ihr scherzt mit mir, edler Sohn."

„Ich spreche im Ernste — hört mich. Wir sind Feinde und Nebenbuhler gewesen: warum sollte unser Pfad nicht einer und derselbe werden? Calderon hat Euch um Freunde gebracht, mächtiger als er. Seine Stunde ist gekommen. Der Sturz des Herzogs von Lerma ist nicht zu vermeiden; wäre es möglich, so würde nicht

ich, sein Sohn, wie Ihr wohl denken könnt, die Hoffnung aufgeben. Aber die Geschäfte ermüden ihn — er ist alt — die Angelegenheiten Spaniens sind in einem kläglichen Zustande: sie bedürfen jüngerer und kräftigerer Hände. Mein Vater wird sich nicht über eine Zurückgezogenheit grämen, welche seinen Jahren gemäß ist und welche ehrenvoll sein wird für seine grauen Haare. Aber irgend ein Opfer muß die Wuth des Volkes sättigen; dieß Opfer muß der Emporkömmling Calderon sein, das Mittel seiner Strafe — die Inquisition. Jetzt versteht Ihr mich. Unter einer Bedingung sollt Ihr Sandovals Nachfolger werden. Wißt, daß ich Nichts verspreche, was ich nicht zu erfüllen die Macht habe. In dem Augenblicke, wo ich sichere Nachricht von dem Tode des verstorbenen Kardinals erhielt, eilte ich zu dem Könige. Ich habe das Versprechen der Ernennung, und noch diese Nacht soll, wenn Ihr die Bedingung eingeht und Calderon nicht inzwischen den König spricht und die Ernennung hintertreibt, Euer Name die königliche Bestätigung erhalten."

„Unser trefflicher Aliaga kann sich nicht bedenken," sagte Don Guzman. „Der Orden Loyola's ruht auf Schultern, welche die Last wohl tragen können."

Ehe das Trio schied, war der Vertrag vollständig abgeschlossen. Aliaga übte gegen seinen Freund die Lehre, die er ihm gepredigt hatte: daß der Zweck jedes Mittel heiligt. Kaum war Aliaga weg, als Juan de la Nuza eintrat; denn Uzeda, welcher die Inquisition zum Hauptwerkzeug seiner Macht zu machen suchte, bewarb sich um die Freundschaft sämmtlicher Mitglieder

derselben. Gerne versprach er, die Freilassung Fonseca's zu bewirken, und wirklich war Mitternacht kaum vorüber, als in dem Gefängnisse ein Befehl zur Freilassung von Martin Fonseca eintraf, begleitet von einem Billet des Herzogs an den Gefangenen voll zärtlicher Betheuerungen und mit der Bitte, ihn am andern Morgen zu besuchen.

So spät es auch war und so dringende Gegenvorstellungen der Gouverneur machte, der ihn diese Nacht gerne noch in dem Gefängnisse behalten hätte, in der Hoffnung, ihm noch sein Geheimniß zu entlocken, bestand doch Fonseca, sobald der Befehl angelangt, auf seiner Freilassung, die er auch erhielt.

Zehntes Kapitel.

Wir ernten, was wir säen.

Mit Gefühlen triumphirender Freude, wie sie noch nie seine gewissenlose, verdorbene Seele bestürmt hatten, machte sich der Infant von Spanien auf den Weg nach dem einsamen Hause in der Straße Fuencarral. Etwa hundert Schritte von dem Hause entfernt stieg er aus seinem Wagen und ging zu Fuße an den verabredeten Platz.

Der Jude öffnete mit einem häßlichen Grinsen auf seiner hohlen Wange dem Prinzen die Thüre, und Philipp eilte die Treppe hinauf und erblickte bei seinem Eintritte in das oben beschriebene Zimmer zu seiner unglaublichen Bestürzung und Verdruß die Gestalt Bea=

tricens, umschlungen von Calderons Armen, ihr Haupt an seiner Brust lehnend, während seine Stimme, halb erstickt von leidenschaftlichen Seufzern, sie mit den zärtlichsten Namen nannte.

Einen Augenblick stand der Prinz verzaubert und sprachlos an der Schwelle; dann schlug er heftig an den Griff seines Degens und rief: „Verräther! hast Du so Dein Versprechen gehalten? Zitterst Du nicht vor meiner Rache?“

„Ruhig! ruhig!“ sagte Calderon in gebietendem, aber grabähnlichen Tone und schüttelte die eine Hand mit einer Geberde der Ungeduld und des Vorwurfes, während er mit der andern das lange wallende Haar zurückschob, welches über das blasse Antlitz der noch immer bewußtlosen Novizin fiel. „Ruhig! Prinz von Spanien, Deine Stimme scheucht das kämpfende Leben zurück — ruhig! Blicke auf Bild und Reliquie der Verlorenen — der Gemordeten — der Märtyrerin! Stille! hört Ihr ihren Athem, oder ist sie bei ihrer Mutter in dem Himmel, der sich mir verschließt? Lebe! lebe! meine Tochter, mein Kind — lebe! Denn Dein Leben in der andern Welt kann nicht mein sein!“

„Was soll dieß bedeuten?“ fragte der Prinz stammelnd. „Welchen Trug macht mir da Deine List vor?“

Calderon antwortete nicht; und in diesem Augenblicke seufzte Beatrice schwer, ihre Augen öffneten sich.

„Mein Kind! mein Kind! Du bist mein! Sprich — lasse mich Deine Stimme hören, lasse sie mich noch einmal ‚Vater‘ nennen!“

Und Calderon sank auf seine Kniee und inbrünstig die Hände faltend, sah er ihr flehentlich in's Angesicht. Die Novizin, jetzt allmälig wieder zum Leben und Bewußtsein erwachend, versuchte zu sprechen; die Stimme versagte ihr, aber ihr Mund lächelte Calderon an, und ihre Arme schlangen sich schwach, aber zärtlich um seinen Hals.

„Segen, Segen über Dich!" rief Calderon, „Segen über Dich im Namen Deiner holden Mutter!"

Während er sprach, fiel Beatrice's Blick auf die Gestalt Philipps, der auf seinen Degen gestützt daneben stand; sein Gesicht arbeitete unter verschiedenen Leidenschaften und sein Mund verzog sich in finsterer, heftiger Verachtung. Gewöhnt, das menschliche Leben nur in seinen schändlichsten Gestaltungen und Calderon nur in seinen Lastern und Tücken zu sehen, war die Stimme der Natur für den Prinzen nicht verständlich. Er betrachtete Alles als einen wohlangelegten Plan — als einen Bühnenkniff, und wartete mit Ungeduld und Hohn auf die Entwickelung des Betruges.

Beim Anblick dieses höhnischen Gesichtes schauderte Beatrice und sank zurück; aber ihre Angst selbst belebte sie wieder, und aufspringend rief sie: „Rette mich vor diesem schlimmen Manne — rette mich, mein Vater, ich bin sicher bei Dir!"

„Sicher!" wiederholte Calderon, „ja, sicher gegen die Welt. Aber nicht," setzte er, sich umsehend, in leisem, murmelnden Tone hinzu, „nicht an diesem schändlichen Orte, dessen Luft schon eine Befleckung für Dich ist. Lasse uns fort; komm — komm — meine

Tochter!" und seinen Arm um ihren Leib schlingend, eilte er mit ihr gegen die Thüre.

„Zurück, Verräther!" rief Philipp und stellte sich dem verstörten, halb wahnsinnigen Vater mitten in den Weg. „Zurück! meinst Du, ich, Dein Herr und Fürst, lasse mit mir spielen und mich verhöhnen? Nicht zu Deiner Lust sollst Du Die weggeschafft haben vom Heiligthum der Kirche, die ich mit meiner Liebe beehrte. Gehe, wenn Du willst, aber Beatrice bleibt. Dieses Haus ist meinem Willen gewidmet. Zurück! oder Dein nächster Schritt führt Dich in die Spitze meines Schwertes."

„Droht nicht, sprecht Nichts weiter, Philipp — ich bin ein verzweifelter Mann, ich bin außer mir — ich kann nicht mit Dir unterhandeln. Hinweg! bei Deiner Hoffnung auf den Himmel, hinweg! Ich bin nicht länger mehr Dein Günstling — Dein Werkzeug: ich bin Vater und der Beschützer meines Kindes."

„Ein wackerer Plan — eine artige Geschichte!" rief Philipp verächtlich und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thüre. „Die kleine Schauspielerin spielt ihre Rolle gut, das muß man gestehen — es ist ihr Fach; aber Du bist ein Pfuscher, mein edler Calderon."

Einen Augenblick stand der Höfling da — nicht unentschlossen, aber übermannt von den Leidenschaften, welche bis in's Innerste eine Natur erschütterten, deren heftige und stürmische Elemente durch jahrelange Gewohnheit mehr nur beherrscht als unterdrückt waren. Endlich packte er mit einem wüthenden Schrei plötzlich den Prinzen an dem Kragen seines Gewandes und schleuderte ihn, ehe er von seiner Waffe Gebrauch machen

konnte, mit solcher Heftigkeit auf die Seite, daß er das Gleichgewicht verlor und, da sein Fuß auf dem geglätteten Boden ausglitt, hinfiel. Dann öffnete Calderon die Thüre, hob Beatrice mit beiden Armen empor und floh eilig die Treppe hinab. Er konnte bei den Gefahren dieses Ortes nicht mehr auf Wechselfälle hoffen oder zu zögern wagen.

Eilftes Kapitel.

> Wie sich auch die Flüsse krümmen, das Meer nimmt sie doch alle auf.

Inzwischen hatte Fonseca das Kloster erreicht; er fand den Pförtner nicht mehr, und das Herz von Zweifel und Furcht zerrissen, war er auf den Flügeln der Liebe und Angst nach dem von Calderon bezeichneten Hause geeilt. Das düstere und einsame Haus kam ihm eben zu Gesichte, der Mond strömte sein trauriges Licht auf die grauen, alten Mauern, als er seinen Namen nennen hörte, und der Klosterpförtner trat aus dem Schatten einer Mauer hervor, neben welcher er sich verborgen hatte.

„Don Martin! Ihr seid es, wahrhaftig; gepriesen seien die Heiligen! Ich fing an zu fürchten, ja ich fürchte noch, wir wurden betrogen.“

„Sprich, Mann, aber halte mich nicht auf! Sprich, welche Schrecknisse hast Du zu berichten?“

„Ich kannte den Cavalier, den Du statt Deiner sandtest! Wer kennt nicht Roderigo Calderon? Ich zitterte, als ich ihn die Novizin in den Wagen heben sah; aber ich glaubte, ich würde, wie wir verabredet, der Gefährte auf der Flucht sein. Dem war nicht so. Don Roderigo sagte mir mit kurzen Worten, ich sollte mich diese Nacht, wo ich könnte, verbergen, und morgen wolle er Anstalten zu meiner Flucht von Madrid treffen. Mir ahnte Schlimmes, denn Calderons Name ist von manchem Fluch geschwärzt. Ich beschloß, dem Wagen zu folgen. Das that ich; aber beinahe versagten mir der Athem und die Kraft, als der Wagen glücklicher Weise durch ein Gedränge auf der Straße aufgehalten und verwickelt wurde. Es standen keine Bedienten hinten; so stieg ich denn unbeobachtet auf den Fußtritt und ging, als der Wagen anhielt, wieder herunter und verbarg mich. Ich kannte das Haus nicht, wohl aber die Nachbarschaft; ein Bruder von mir wohnt in der Nähe. Ich suchte diesen auf, um die Nacht bei ihm zuzubringen. Da erfuhr ich, daß dunkle Geschichten jenem Hause einen übeln Namen gemacht hatten. Es war eines von jenen, welche der Prinz von Spanien seinen Ausschweifungen gewidmet, die so manche Familie in Madrid entehrt haben. Ich beschloß, wieder zu gehen und Wache zu halten. Kaum hatte ich diesen Ort erreicht, als ich einen Wagen rasch näher kommen sah. Ich verbarg mich hinter einem Pfeiler und sah den Wagen halten; ein Mann stieg aus und ging auf das Haus zu. Seht dort — dort, bei jenem Kreuzwege, hält der Wagen noch. Der Mann war in

einen Mantel gehüllt. Ich weiß nicht, wer er sein mag, aber — —"

„Himmel!" rief Fonseca, als sie jetzt dicht vor der Thüre des Hauses waren, wo Calderons Wagen noch stand, „ich höre einen Lärmen, ein Geschrei drinnen."

Kaum hatte er dieß gesagt, als die Thüre aufging. Man hörte Stimmen in lautem Wortwechsel; sofort wurde die Gestalt des Juden auf das Pflaster geschleudert, und Calderon erschien, einen andern Mann, der ihn aufhalten zu wollen schien, auf die Seite drängend, den gezogenen Degen in seiner Rechten, den linken Arm um Beatrice geschlungen.

Fonseca eilte vorwärts.

„Mein Geliebter! mein Bräutigam!" rief die Stimme der Novizin, „Du bist gekommen, um uns zu retten, um Deine Beatrice zu retten!"

„Ja, und um den Verräther zu züchtigen!" rief Fonseca mit einer Donnerstimme. „Lasse Dein Opfer los, Schurke! Vertheidige Dich!"

Bei diesen Worten machte er einen verzweifelten Ausfall auf Calderon. Der Marquis parirte den Streich nur schwach.

„Halt!" rief er. „Nicht auf mich!"

„Nein, nein!" rief Beatrice, sich an ihres Vaters Brust werfend. Die Worte kamen zu spät. Blind und taub vor Wuth hatte Fonseca noch einmal mit tödtlicherer Sicherheit seine Waffe gegen seinen vermeintlichen Feind gestoßen. Die Klinge traf, aber nicht Calderons Herz. Es war Beatrice, die in ihrem Blute ge=

badet zu den Füßen ihres wahnsinnigen Geliebten niedersank.

„Tochter und Mutter, Beide!“ murmelte Calderon, und er fiel, als hätte der Stahl ihn durchbohrt, neben seinem Kinde nieder.

„Unglücklicher! was hast Du gethan?“ sprach eine Fonseca's Ohr fremde Stimme; eine Stimme, halb erstickt vor Schrecken und vielleicht von Gewissensbissen. Der Prinz von Spanien stand auf dem Platze, und seine Füße waren benetzt von dem Blute der geopferten Jungfrau. Das Mondlicht allein beleuchtete das Schauspiel des Verbrechens und des Todes, und die Gesichter Aller erschienen geisterhaft in seinen Strahlen. Beatrice richtete den Blick nach dem Geliebten mit einem Ausdrucke himmlischen Mitleids und göttlicher Verzeihung; dann sank sie an ihres Vaters Brust und flüsterte:

„Verzeiht ihm! verzeiht ihm, Vater! Ich werde meiner Mutter sagen, daß Du mich gesegnet hast!“

* * * *

* * *

* * * *

Mehrere Tage nach dieser Schreckensnacht hörte man bei Hofe Nichts von Calderon. Man wußte sich seine Abwesenheit nicht zu erklären; denn obwohl die Flucht der Novizin natürlich bekannt wurde, hatte man noch keine Ahnung von ihrem Schicksale, und ihr Rang war zu niedrig, als daß er großes Interesse an ihrer Flucht oder viele Lebhaftigkeit in ihrer Verfolgung hätte verursachen können. Aber diese Abwesenheit wußten die Feinde des Höflings gut zu benützen. Die Plane der

Kabale waren reif, und die Hülfe der Inquisition kam in Folge der Anstellung Aliaga's noch zu den Machinationen von Uzeda's Anhängern. Der König war äußerst aufgebracht über die geheimnißvolle Abwesenheit Calderons, für die man tausend sinnreiche Conjekturen erfand. Der kränkliche, altersschwache Herzog von Lerma war nicht im Stande, seinen Feinden die Spitze zu bieten. Mit schwachsinniger Verzweiflung rief er Calderon beim Namen, und als keine Spur von diesem mächtigen Verbündeten zu entdecken war, vermied er es selbst, eine Besprechung mit dem König zu suchen. Plötzlich brach der Sturm los. Eines Abends erhielt der Herzog von Lerma den königlichen Befehl, seine Aemter niederzulegen und mit Tagesanbruch den Hof zu verlassen. In derselben Stunde öffnete sich die Thüre von Lerma's Zimmer, und Roderigo Calderon stand vor ihm. Aber wie verändert, wie kaum ein Schein mehr seines früheren Selbst! Seine Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken, ihr Feuer erloschen, seine Wangen waren hohl, sein Körper gebeugt, und wenn er sprach, war seine Stimme wie die eines aus dem Grabe Rufenden.

„Siehe da, Herzog von Lerma, endlich bin ich zurück!"

„Zurück! — Segen über Dich! Wo bist Du gewesen? Warum hast Du mich verlassen? Gleichviel, Du bist wieder da! Fliege zu dem Könige, sage ihm, daß ich nicht alt sei! Ich bedürfe der Ruhe nicht. Mache die Schurkerei meines unnatürlichen Sohnes zu Schanden! Sie wollten mich verbannen, Calderon; mich

verbannen in meinen besten Jahren! Mein Sohn sagt, ich sei alt — alt! ha! ha! Fliege zu dem Prinzen; auch er hat sich in seinen Zimmern eingemauert. Er wollte mich nicht sehen; er will Dich sehen!"

„Ja, der Prinz! Wir haben Grund, einander zu lieben!"

„Das habt Ihr freilich! Eile, Calderon; kein Augenblick ist zu verlieren! Verbannt! Calderon, soll ich verbannt werden?" Und der alte Mann fiel, in Thränen ausbrechend, Calderon zu Füßen und umfaßte seine Kniee. „Gehe, gehe, ich flehe Dich an! Rette mich; ich habe Dich geliebt, Calderon, ich habe Dich immer geliebt. Sollen unsere Feinde triumphiren? soll das Horn der Nichtswürdigen erhöht werden?"

Für einen Augenblick (so groß ist die mechanische Gewalt der Gewohnheit) kehrte Calderon Etwas von seiner früheren Energie und Geisteskraft zurück: ein Blitz brach aus seinem eingesunkenen Auge, er richtete sich zu der ganzen Höhe seines stattlichen Wuchses auf. „Ich glaubte, ich sei fertig mit den Höfen und mit dem Leben," sagte er, „aber noch will ich eine Anstrengung machen; ich will Euch nicht verlassen in Euerer Noth. Ja, Uzeda soll zu Schanden gemacht werden; ich will den König aufsuchen. Fürchtet Nichts, mein Herr, fürchtet Nichts, der Zauber meiner Macht ist noch nicht gebrochen."

Mit diesen Worten hob Calderon den Kardinal vom Boden auf, befreite sich von den ihn umschlingenden Händen des alten Mannes und schritt mit seiner gewohnten Haltung majestätischen Selbstvertrauens

auf die Thüre zu. Gerade ehe er dieselbe erreicht, ertönten drei leise, aber regelmäßige Schläge an die Dielen; die Thüre ging auf und der Raum außen war angefüllt von den dunkeln Gestalten der Beamten der Inquisition.

„Halt!" sagte eine tiefe Stimme; „halt, Rodrigo Calderon, Marquis von Siete Iglesias: im Namen der allerheiligsten Inquisition nehmen wir Dich fest!"

„Aliaga!" murmelte Calderon zurücktretend.

„Stille!" unterbrach ihn der Jesuit. „Beamte, führt den Gefangenen ab."

„Armer alter Mann," sagte Calderon, sich gegen den Kardinal wendend, der, wie vom Donner gerührt, sprachlos dastand, „Dein Leben ist wenigstens sicher. Und ich — ich trotze dem Schicksale! — Vorwärts!"

Der Prinz von Spanien erholte sich bald von der Erschütterung, welche Beatricens Tod ihm anfangs verursacht hatte. Neue Genüsse verscheuchten selbst die Reue. Er erschien wieder öffentlich, wenige Tage nach Calderons Festnehmung, und er verwendete sich kräftig zu Gunsten seines frühern Günstlinges. Hätte aber auch die Inquisition gewünscht, ihr Opfer loszulassen, oder hätte Uzeda seiner Rachgier entsagen wollen: der Jubel des Volkes über den Sturz des gefürchteten und verhaßten Sekretärs war so groß, daß es einen weit kühnern Monarchen erfordert hätte, als Philipp III. war, um der Stimme eines ganzen Volkes eines in Ungnade gefallenen Ministers wegen zu trotzen. Der Prinz selbst wurde durch neue Günstlinge bald dahin

gebracht, weitere Verwendungen von seiner Seite für eben so unpolitisch als fruchtlos zu halten; und der Herzog von Uzeda und Don Gaspar de Guzman waren eben so geschmeidige Höflinge, während sie als Gesellschafter einer weit größern Achtung sich erfreuten.

Eines Tages überreichte ein bei dem Lever des Prinzen anwesender Offizier eine Bittschrift um Verwendung Seiner Hoheit in Betreff einer Stelle in der königlichen Armee, die, wie er so eben durch einen Expressen erfahren, erledigt sei.

„Und wessen Tod kommt so gelegen für Dein Steigen, Don Alvar?“ fragte der Infant.

„Don Martin Fonseca's. Er fiel in dem letzten Gefechte, von hundert Wunden bedeckt.“

Der Prinz fuhr zurück und wendete sich schnell ab. Der Offizier verlor von dieser Stunde an alle seine Gunst, ohne daß er je seinen Fehler erfahren hätte.

Mittlerweile verstrichen Monate, und Calderon schmachtete noch in seinem Kerker. Endlich eröffnete die Inquisition ihr schwarzes Anklageregister gegen ihn. Die erste der Beschuldigungen war die der Zauberei, geübt gegen den König, die übrigen waren größtentheils eben so lächerlich als übertrieben. Diesen Anklagen trat Calderon mit einer Würde entgegen, die seine Feinde verwirrte und den allgemein verbreiteten Glauben hinsichtlich der Elemente seines Charakters Lügen strafte. Auf die Folter gebracht, ertrug er ihre Martern ohne ein Stöhnen; und alle Geschichtschreiber stimmen in dem Zeugnisse von der Geduld und dem Heldenmuthe überein, welche den Schluß seiner wilden,

meteorgleichen Laufbahn auszeichneten. Endlich starb Philipp III.; der Infant bestieg den Thron — dieser Prinz, für welchen der ehrgeizige Höfling Leben und Seele auf's Spiel gesetzt hatte! Das Volk glaubte jetzt, man werde ihm sein Opfer entreißen. Aber es irrte sich. Der neue König hatte bereits das Dasein des Günstlinges des Prinzen vergessen. Guzman aber, der, unter dem Scheine, als diene er den Interessen Uzeda's, im Stillen nach dem Alleinbesitze der königlichen Gunst strebte, fühlte sich nicht sicher, so lange Calderon noch lebte. Der Gang der Inquisition war zu langsam für die Ungeduld seiner Besorgnisse, und da dieses gefürchtete Tribunal sich rühmte, nie den Tod zu verhängen, ehe der Angeklagte seine Schuld bekannt, vereitelte die Festigkeit Calderons die Rachsucht des geistlichen Gesetzes. Neue Untersuchungen wurden angeordnet: ein Leichnam wurde aufgefunden, in Calderons Garten begraben — der Leichnam einer Frau. Er wurde des Mordes angeklagt. Auf diese Anklage hin wurde er von der Inquisition an die ordentlichen Gerichtshöfe abgeliefert. Kein Beweis konnte gegen ihn geführt werden, aber zum allgemeinen Erstaunen vertheidigte er sich gar nicht, und sein Schweigen wurde als Geständniß des Verbrechens betrachtet. Er wurde zu dem Schaffot verurtheilt; er lächelte, als er den Urtheilsspruch vernahm.

Eine ungeheure Menschenmenge war an einem heitern Sommertage auf dem Hinrichtungsplatze versammelt. Ein Brüllen wilden Jubels erschütterte die Luft, als Roderigo Calderon, Marquis von Siete Iglesias,

auf dem Schaffot erschien. Als aber die Blicke der Menge — nicht auf die erhabene, stattliche Gestalt in allem Stolze der Manneskraft, sowie sie in ihrer Furcht vor dem finstern Geiste und der eisernen Macht des Günstlinges sich ihn immer zu denken gewohnt war — sondern auf eine gebückte, gespensterartige Gestalt fielen, welche schon am Rande eines natürlichen Grabes zu stehen schien, mit einem Angesichte, welchem tiefe Furchen unsäglichen Kummers eingegraben waren, mit hohlen Augen, welche mit trübem, kaum mehr bewußtem Lichte über das unten summende und wogende Menschenmeer hinblickten, da veränderte sich die Fluth der Empfindungen der Menge: an die Stelle der Wuth und des Triumphes traten Scham und Mitleid. Keine Hand erhob sich zur Anklage — keine Stimme zu Vorwurf oder Frohlocken. Neben Calderon stand der ihm beigegebene Priester, Beruhigung und Trost ihm zuflüsternd.

„Sei ohne Furcht, mein Sohn," sagte der heilige Mann. „Die Qual des Leibes tilgt Jahre des Fegefeuers von Deinem Urtheilsspruche. Daran denke und segne selbst die Todesqual dieser Stunde."

„Ja," murmelte Calderon, „ich segne diese Stunde. Inez, Deine Tochter hat Deinen Mord gerächt! Möge der Himmel das Opfer annehmen und mögen meine Augen, selbst über den feurigen Abgrund hinüber, erwachend auf Dir ruhen!"

Hier überflog ein heiteres, zufriedenes Lächeln das Angesicht, auf welches die Menge mit athemlosem Schauer hinstarrte. Noch eine Minute — und ein

Aechzen, ein Schrei entfuhr dieser zahllosen Menge, und ein blutiges, geisterbleiches Haupt, vom Rumpfe getrennt, wurde in die Höhe gehalten.

Zwei Zuschauer dieser Hinrichtung befanden sich auf einem der Balkone, die eine volle Aussicht auf diese Schreckensscene gewährten.

„So geht mein schlimmster Feind zu Grunde!“ sagte Uzeda.

„Wir müssen Alles opfern, Freund wie Feind, in dem erbarmungslosen Fortschritte der großen Sache,“ versetzte der Großinquisitor, aber er seufzte bei diesen Worten.

„Guzman ist jetzt bei dem Könige,“ sagte Uzeda, in das Zimmer tretend. „Ich erwarte jeden Augenblick, zum Könige berufen zu werden.“

„Ich kann Deine sanguinischen Hoffnungen nicht theilen, mein Sohn,“ sagte Aliaga, den Kopf schüttelnd. „Mein Beruf hat mich tiefer in den Charakteren der Menschen lesen gelehrt. Gaspar de Guzman wird sich jeden Nebenbuhler aus dem Wege räumen.“

Während er sprach, trat ein königlicher Kammerdiener ein. Er händigte dem Großinquisitor und dem harrenden Herzoge zwei Briefe mit der königlichen Ueberschrift ein. Es waren die Mandate der Verbannung und Ungnade. Nicht einmal der geisterhafte Rang des Großinquisitors, nicht einmal die tiefen Manöver des Sohnes Lerma's schützten sie gegen die Wachsamkeit und Kraft des neuen Günstlinges. Im gleichen Augenblicke verkündete ein Jubelruf der wandelbaren Menge unten, daß die Wahl des Königs bezüglich des neuen

Ministers bekannt und gebilligt worden. Und Aliaga und Uzade wechselten Blicke, welche all die Leidenschaften verriethen, die den vereitelten Ehrgeiz zum schlimmsten Feinde machen, als sie das furchtbare Geschrei hörten:

„Lange lebe Olivarez, der Reformator!"

Schwach und gedämpft drang dieses Geschrei auch zu den Ohren Philipps IV., der mit dem neuen Minister in seinem Palaste saß.

„Woher dieses Geschrei?" fragte der König rasch.

„Ohne Zweifel sind es die Ausbrüche der redlichen Herzen Eurer getreuen Unterthanen über die Hinrichtung Calderons."

Philipp bedeckte das Gesicht mit der Hand, sann einen Augenblick nach, wandte sich dann mit einem sarkastischen Lächeln gegen Olivarez und sagte: „Seht die Moral des Lebens eines Höflinges, Graf! — Was sagt man von der neuen Oper?"

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

In demselben Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Cervantes de Saavedra
sämmtliche
Romane und Novellen.

Mit vielen vorzüglichen Holzschnitten.

10 Bände in Schiller-Format.

3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 ggr.

Tausend und eine Nacht.

Aus dem Urtext in's Deutsche übertragen. Vollständig.

Mit 160 feinen Bildern geschmückt.

Taschenausgabe in 44 Theilen, bereits broschirt.

Preis nur 4 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 21 ggr.

Shakespeare's
sämmtliche Werke.

Uebersetzt von E. Ortlepp.

Neueste Auflage in sechszehn Bänden mit 16 Stahlstichen.

5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Abälards und Heloisens Briefe.

Pracht=Ausgabe.

Mit den Bildnissen der beiden Liebenden in herr=
lichem Stahlstiche.

Lexikon=Octav. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 ggr.

Dasselbe Werk ohne Stahlstiche.

kl. Octav. 54 kr. oder 12 ggr.

Der sinnreiche Junker
Don Quixote von La Mancha.

Von Miguel Cervantes.

Mit 82 sehr schönen Abbildungen.

Vollständige Taschen=Ausgabe in 20 Theilen, broschirt.

Preis nur 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 ggr.

Oliver Goldsmiths
Landprediger von Wackefield.

Aus dem Englischen. Mit 1 Stahlstich.

Preis 48 kr. oder 12 ggr.

Paul und Virginie
und die
indische Hütte.

Von Bernardin de Sainte=Pierre.

Ausgabe in unerreichter Pracht!

Mit 400 Holzschnitten und Stahlstichen.

3 fl. oder 1 Rthlr. 18 ggr.

A. F. E. Langbeins
sämmtliche Gedichte.

Neueste Auflage in 4 Bänden.

Mit 4 Stahlstichen. Octav=Ausgabe.

4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

A. F. E. Langbeins
sämmtliche Schriften.

Mit 120 höchst komischen Bildern in Stahlstich.

Pracht=Ausgabe in 16 Bänden.

10 fl. oder 6 Rthlr.

Pope's Lockenraub.

Aus dem Englischen von F. W. Duttenhofer.

Mit einem Stahlstich.

36 kr. oder 9 ggr.

Der hinkende Teufel.

Aus dem Französischen des Le Sage.

Mit 20 vorzüglichen Illustrationen.

Vollständige Taschen-Ausgabe in 5 Theilen, broschirt.

30 kr. oder 7½ ggr.

Swift's humoristische Werke.

Aus dem Englischen von Dr. Franz Kottenkamp.

Vollständige, elegante Gesammtausgabe, broschirt.

3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Miltons

verlorenes Paradies.

Mit Biographie Miltons und 2 Stahlstichen.

1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Yoriks empfindsame Reise
durch
Frankreich und Italien.
(Von Sterne.)

Aus dem Englischen von A. Lewald.

Mit einem Stahlstiche. 36 kr. oder 9 ggr.

W. Blumenhagens
sämmtliche Werke.
Pracht-Ausgabe.

16 Bände mit 17 Stahlstichen.

19 fl. 12 kr. oder 12 Rthlr.

Gil Blas von Santillana.
Aus dem Französischen des Le Sage.

Mit 56 feinen Bildern.

Vollständige Taschen-Ausgabe in 14 Theilen; broschirt.

1 fl. 24 kr. oder 21 ggr.

Demokritos

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Vom Verfasser

der

Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Vollständig in zwölf Bänden.

(Preis 12 fl. oder 7 Rthlr. 12 ggr.)

Diese neue, durchaus verbesserte, sehr elegante und billige Auflage ist mit deutschen Erläuterungen jener Stellen versehen, welche in fremden Sprachen gegeben sind.

8. Elegant broschirt.

Da diese Sammlung der witzigsten Bemerkungen über jeden, einen gebildeten Menschen interessirenden Gegenstand schon durch die erste Auflage vielfach verbreitet ist, so wollen wir das Werk nur mit ein paar Worten Denen anzudeuten uns erlauben, die dieß anziehende Geistesprodukt noch nicht kennen.

Der verstorbene Hofrath K. J. Weber, einer der gebildetsten und geistreichsten Männer unserer Zeit, schrieb an diesem seinem Hauptwerk während seines Lebens, denn es sollte die Quintessenz seiner durch Studium, Lesen, Reisen und Erfahrungen mancherlei Art geschöpften und durch seinen scharfen Geist geläuterten Beobachtungen über Alles abgeben, was nur immer den Leser, der auf Bildung Anspruch macht, interessiren kann und muß. Jede Seite, jede Stelle seines Demokritos gibt Zeugniß seiner meisterhaften, keineswegs trocknen, sondern immerfort zum Lachen anregenden Auffassungs- und Darstellungsgabe; kein Gebildeter, der sich auf angenehme Art (und fast unerschöpflich), auf heitere Weise unterhalten will, wird es bereuen, sich dieses werthvolle, im Gebiete unserer witzigen und humoristischen Literatur klassische Werk angeschafft zu haben.

Scheible, Rieger & Sattler.

eine Anzahl Exemplare des berühmten Prachtwerkes:

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen, zum erstenmale aus
dem Urtext übersetzt von

Dr. G. Weil.

Große Pracht-Ausgabe mit 2000 herrlichen Bildern.

Vier Bände in Lexikonformat (32 fl. oder 20 Rthlr.)

um 12 fl. oder 7 Rthlr. 12 ggr. für unbestimmte Zeit

ablassen zu können. Eine Beschleunigung der Aufträge wird am Platze sein. Solche Liebhaber, welche dieses Werk theilweise schon besitzen, benachrichtigen wir davon, daß sie das ihnen noch Fehlende à nur 2 kr. oder 1/2 ggr. pro Lieferung durch uns beziehen und somit unvollständige Exemplare billig completiren können.

Das Prachtwerk:

Der sinnreiche Junker Don Quixote.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen.

Mit dem Leben des Cervantes und einer Einleitung
von Heinrich Heine.

Große Prachtausgabe mit 800 schönen Holzschnitten.

Zwei Bände in Lexikon-Octav (14 fl. oder 8 Rthlr. 12 ggr.)

önnen alle Buchhandlungen, soweit der Vorrath noch reicht,

für nur 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 ggr.

liefern, und verbinden wir damit die Anzeige, daß solche Liebhaber, welche dieses Werk theilweise schon besitzen, das ihnen noch Fehlende à nur 2 kr. oder 1/2 ggr. pro Lieferung durch uns beziehen, und somit ihre unvollständigen Exemplare billig complettiren können.

Scheible, Rieger & Sattler
in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

E. L. Bulwer's sämmtliche Romane aus dem Englischen

Bd.: 25

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.10(12#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11714812-9